Allgemeine Geschichte
der
christlichen Religion
und
Kirche.

Von

Dr. August Neander.

Das Wort des Herrn:
Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Erster Band,
welcher die Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte umfaßt.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1825.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche.

Von

Dr. August Neander.

Das Wort des Herrn:
Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Ersten Bandes erste Abtheilung,
welche die Einleitung und die beiden ersten Abschnitte enthält.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1825.

Die Geschichte der christlichen Religion und Kirche in den drei ersten Jahrhunderten.

Erste Abtheilung.

ΤΑ ΤΩΝ ΦΙΛΩΝ ΚΟΙΝΑ ΚΑΙ ΦΙΛΙΑΝ ΙΣΟΤΗΤΑ.

Seinem

lieben Herzensfreunde

Wilhelm Böhmer,

mit ihm

allen gleichgesinnten jungen Theologen,

widmet

dieses beginnende Werk, als Denkmal der Geistes- und Herzensgemeinschaft im Herrn, im Leben und Studium, bei dessen Abschiede mit den herzlichsten Segenswünschen für dessen künftige Lebensbahn und Würksamkeit, wenn es Gottes Wille ist, in baldiger Wiedervereinigung,

A. Neander.

PECTUS EST, QUOD THEOLOGUM FACIT.

Berlin, den 20. Oktober 1825.

Vorrede.

Die Geschichte der Kirche Christi darzustellen als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen, — dies war von früh an ein Hauptziel meines Lebens und meiner Studien. Doch fühlte ich stets zugleich das Gewicht einer solchen Arbeit und die großen Schwierigkeiten derselben, wenn sie den Forderungen der Wissenschaft und jener großen praktischen Bedürfnisse entsprechen soll. Beides hängt hier genau zusammen: nur, was sich vor dem Richterstuhl einer ächten, unbefangenen, nicht durch die Brille einer philosophischen oder dogmatischen Schule sehenden Wissenschaft als wahr bewährt, kann zur Erbauung, Belehrung und Warnung tüchtig seyn, und wo eine

Wissenschaft, die sich auf göttliche Dinge und deren Offenbarung und Entwickelung in der Menschheit bezieht, nicht durch Mißhandlung menschlicher Verkehrtheit, zu einer bedeutungslosen Carrikatur, oder zum todten Skelette geworden ist, muß sie nothwendig zu diesen praktischen Ergebnissen hinführen. Wissenschaft und Leben sind hier einander zu durchdringen bestimmt, wenn nicht das Leben mannichfachen Gegensätzen des Irrthums, und die Wissenschaft dem Tode und der Leerheit preis gegeben werden soll.

Obgleich ich den innern Beruf zu einer solchen Unternehmung wohl fühlte, so wurde ich doch durch das Bewußtseyn des Gewichtes derselben und ihrer Verantwortlichkeit — besonders in der gegenwärtigen Zeit, welche der historia, vitae magistra, so sehr bedarf, um unter mannichfachen Stürmen einen sichern Compaß zu finden — von der Ausführung einer mir seit langer Zeit vorschwebenden Lieblingsidee immerfort zurückgehalten. Nach manchen Vorbereitungen durch einzelne kirchenhistorische Arbeiten wurde ich durch mehrere innere und äußere Anregungen veranlaßt, zur Ausführung eines Werkes zu schreiten, das, zu lange aufgeschoben, ganz unterbleiben konnte.

Die nächste, äußerliche Veranlassung dazu war, daß mein vielgeehrter Herr Verleger zur Veranstaltung einer neuen Auflage meines Buches über den Kaiser Julian, und zugleich zu einer ausführlicheren Bearbeitung dessen, was hier nur Fragment ge-

blieben war, mich aufforderte. Da ich aber an dies Werk gehen wollte, erkannte ich, daß dies Buch, nach meiner jetzigen Betrachtungsweise, etwas ganz anderes werden müsse, und daß, wenn etwas daraus werden sollte, es zu einem weit umfassenderen Ganzen müsse ausgearbeitet werden. So entstand in mir der Gedanke, die Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte, als Anfangspunkt einer allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche, zuerst herauszugeben, und die Ermunterung meines Herrn Verlegers bestärkte mich in diesem Plane.

So beginne ich denn hier mit der Ausführung desselben, und übergebe der öffentlichen Mittheilung die erste Abtheilung einer Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte, die zweite Abtheilung soll, so Gott will, bis zur nächsten Ostermesse nachfolgen. Die Geschichte der apostolischen Kirche, als Ein Ganzes, ist mir etwas zu Wichtiges, als daß ich mich entschließen konnte, sie gleich diesem geschichtlichen Werke mit einzuverleiben. Ich setze sie daher hier überall nur voraus, und behalte mir die Mittheilung derselben als eines besonderen Werks noch vor.

Der, von welchem Alles, was gut und wahr ist, herkommt, begleite den Anfang dieses Werks mit seinem Segen, und verleihe mir die Kraft und den rechten Sinn zur Fortsetzung desselben!

Schließlich sage ich meinen herzlichsten Dank allen Freunden, welche den Druck dieses Werks mit ihrer gütigen Theilnahme begleitet haben, und insbe-

sondere meinem theuern jungen Freunde, einem unserer hoffnungsvollen jungen Theologen, Herrn Stud. Theol. Singer aus Schlesien. Seiner treuen, liebevollen, und von mancher nicht kleinen Mühe begleiteten Sorgfalt bei der Correktur verdankt die Erscheinung dieses Werkes viel. Die auf den Inhalt sich beziehenden Verzeichnisse, welche zur Bequemlichkeit der Leser hoffentlich viel beitragen werden, sind auch der Arbeit dieses meines lieben Freundes zu verdanken.

Berlin, den 16ten Oktober 1825.

A. Neander.

Inhaltsverzeichniß.

Die Geschichte der christlichen Religion und Kirche in den drei ersten Jahrhunderten.

Erste Abtheilung.

Einleitung.

Allgemeiner Zustand der römisch-griechischen und der jüdischen Welt in religiöser Hinsicht, zur Zeit der ersten Erscheinung und der weiteren Verbreitung des Christenthums. Seite 1 — 90.

Erster Abschnitt.

Das Verhältniß der christlichen Kirche zur unchristlichen Welt. S. 91—276.

ten,

Seite

Zweiter Abschnitt.

Die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen. S. 276—407.

I. Die Geschichte der Kirchenverfassung. S. 276—346.

1) Die Geschichte der Gemeindeverfassung im Allgemeinen. S. 276—314.

Seite

Citate der berücksichtigten Stellen alter Dichter zur Bequemlichkeit mancher Leser übersetzt.

---

1) S. 31. Naturam frustra expellas furca etc. Hor. Epist. I, 10, 24.

Wie verächtlich ihr
sie von euch stoßt, die stärkere Natur
kommt immer unversehens zurück.

Wieland.

2) S. 34. Sophocl. Antig. 456. 57. Die Stelle dem Sinne nach prosaisch übertragen.

Die ungeschriebenen, unwandelbaren Gesetze der Götter, nicht erst von gestern und heute sind sie, sondern ewig leben sie; Niemand kann sagen, von welchem Zeitpunkt sie begonnen.

3) S. 242. Ilias. 2, 204. οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανια.

Niemals frommt Vielherrschaft im Volk.

Voß.

Die Geschichte der christlichen Religion und Kirche in den drei ersten Jahrhunderten.

Einleitung.

Allgemeiner Zustand der römisch-griechischen und der jüdischen Welt in religiöser Hinsicht, zur Zeit der ersten Erscheinung und der weiteren Verbreitung des Christenthums.

Im Ganzen verhält sich die menschliche Natur, wie sie ihrem Wesen nach dieselbe bleibt, stets auf gleiche Weise zum Christenthum, ihre Grundrichtungen im Bösen wie im Guten bleiben wesentlich dieselben, wenn sie gleich nach der Verschiedenheit der Zeiten unter verschiedenen Formen sich würksam zeigen. Zwar giebt es solche Zeitpunkte im Leben der ganzen noch nicht wiedergeborenen Menschheit, wie im Leben des einzelnen noch nicht wiedergeborenen Menschen, in welchen das Gottverwandte, andre, in welchen das Ungöttliche der menschlichen Natur mehr im Großen hervortritt; doch kann der tiefer eingehende Beobachter, der sich nicht durch den in die Augen fallenden Schein täuschen läßt, Beides in jedem Zeitalter bemerken, die menschliche Natur wird nimmer ihr Wesen verläugnen. In dem verderbtesten Zeitalter fehlt doch nicht ganz der Gegensatz des Guten gegen das vorherrschende Böse, wie auch in dem durch die herrlichsten Erscheinungen ausge-

zeichneten Zeitalter der Gegensatz des Bösen gegen das Gute nicht fehlt, theils an demjenigen selbst, was dem oberflächlichen Blick als reine Offenbarung des Guten erscheint, theils in demjenigen, was sich diesem von Außen her entgegenstellt. Für jedes Zeitalter bewährt sich das Christenthum als das einzige Heilmittel, wodurch das Grundübel der menschlichen Natur, welches stets dasselbe bleibt, wenn gleich es bald in offenen bald in verborgenen Ausbrüchen sich äußert, geheilt, die menschliche Natur von ihrem innersten Grunde aus umgebildet, veredelt und verklärt werden kann. In jedem Zeitalter verhält sich daher das Christenthum auf gleiche Weise zu der Verderbniß der menschlichen Natur, welche nur hier ihre gründliche Heilung finden kann. Ueberall bewährt sich der Ausspruch Christi an der menschlichen Natur als wahr, daß Er gekommen, nicht um der Gerechten, sondern um der Sünder, nicht um der Gesunden, sondern um der Kranken willen. So auch, wenn gleich des Hemmenden, welches der anziehenden Kraft, die das Christenthum über die menschliche Natur ausübt, entgegensteht, mehr oder weniger seyn kann; so fehlt es doch nirgend ganz, daß das Christenthum, wenn nur die Verkündiger desselben nicht zu viel von ihrem Eigenen hinzu thun, nicht diese anziehende Kraft des Göttlichen über das Gottverwandte an der menschlichen Natur offenbaren sollte. Es bewährt sich überall, daß zu dem Sohn Gottes Diejenigen kommen, welche der Vater zu ihm zieht, die Schaafe, welche die Stimme ihres sie rufenden Hirten erkennen und ihm folgen. Ferner erscheinen zwar in verschiedenen Zeiten die Hindernisse, welche dieser Einwürkung des Christenthums

auf die menschliche Natur entgegenstehn, als verschieden; aber es zeigen sich doch dabei immer zum Grunde liegend dieselben dem Christenthum entgegenstehenden Richtungen in der menschlichen Natur, welche dasselbe besiegen muß, um in derselben Wurzel fassen zu können. Und wiederum zeigt es sich überall, wie eine jede menschliche Richtung in dem, auf die Entwickelung der ganzen menschlichen Natur berechneten Christenthum ihren Platz finden kann, wie die entgegengesetzten, streitenden Kräfte und Richtungen der menschlichen Natur nur durch das Christenthum mit einander versöhnt werden können. Es bewährt sich hier überall, wie das Christenthum der die ganze Masse der menschlichen Natur zu durchdringen bestimmte Sauerteig ist.

Was nun in der ganzen Kirchengeschichte sich bemerken läßt, tritt besonders in solchen Epochen auffallend hervor, in welchen das Christenthum auf eine besondere Weise mehr im Großen in's Leben der Menschheit eingreift, und dies zeigt sich besonders in dem Zeitraum, in dem das Christenthum zuerst als das Umbildungs- und Heilmittel der menschlichen Natur in dem Leben der Menschheit sich offenbarte; denn die unsichtbare Hand, welche alle Fäden in dem Entwickelungsgange der Menschheit leitet, hatte nach dem durch unendliche Weisheit berechneten Plane, alle Fäden des Entwickelungsgangs in dem Theile der Menschheit, in welchem zuerst das Christenthum Wurzel fassen, und von dem einst die Bildung der übrigen Menschheit ausgehen sollte, so geleitet, daß sie gerade jetzt durch die Gewalt des Christenthums zusammengefaßt und in Ein Gewebe zusammengeflochten werden sollten. Die Betrachtung dieses ersten Zeitalters läßt uns

erkennen, wie dasselbe besonders eines gründlichen Heilmittels für die Uebel der menschlichen Natur sich bedürftig zeigte, wie hier besonders der Mangel dessen sich fühlen ließ, was die religiös-sittlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur befriedigen konnte, wie gerade nur das Christenthum dies leisten konnte, wie eine ihrer selbst sich nicht bewußte Sehnsucht nach einer solchen Religion erregt, wie der geistige Boden für eine solche Religion gerade am meisten empfänglich gemacht worden, wie aber auch gewaltige Hindernisse von eigenthümlicher Art der Aufnahme des Christenthums in diesem Zeitalter entgegenstanden, wie eine Religion von der Art der christlichen weder aus einer einzelnen, der in diesem Zeitalter vorhandenen religiösen Geistesrichtungen, noch aus einer Mischung derselben hervorgehen konnte, wie aber wohl die entgegengesetzten religiösen Geistesrichtungen dieser Zeit durch das Christenthum gereinigt, verklärt, mit einander versöhnt und verbunden werden konnten. Wir wollen zuerst auf die römisch-griechische Heidenwelt unsern Blick werfen.

Religiöser Zustand der römisch-griechischen Heidenwelt.

Erst durch das Christenthum ist Religion als objektive Wahrheit in einer von allen besondern menschlichen Bildungsformen unabhängigen, selbstständigen Lehre, welche die Bedürfnisse der religiös-sittlichen Menschennatur als solche zu befriedigen bestimmt ist, und in der menschlichen Natur überall ihren Anschließungspunkt finden kann, gegeben worden. Die Religionen des Alterthums hingegen bestanden aus mancherlei verschiedenartigen, durch die Kunst der Gesetzge-

ber, oder nach und nach in der Länge der Zeit durch das Gepräge der Volkseigenthümlichkeiten zu Einem Ganzen zusammengeschmolzenen Elementen: in's Mythische ausgebildete religiöse und geschichtliche Ueberlieferung, in Bildern ausgeprägte religiöse Gefühle oder Ideen, vermischt mit mannigfachen Dichtungen einer rohen oder, wenn auch von der Idee des Schönen, doch nicht von der Idee des Heiligen beseelten Einbildungskraft, alles dies verflochten in die gesellschaftlichen Einrichtungen, Sitten und Verhältnisse, so daß der religiöse Stoff aus dieser Mischung nicht mehr rein gesondert, von dem eigenthümlichen Volksleben und dem eigenthümlichen politischen Charakter, mit dem er sich verschmolzen, nicht mehr losgemacht werden konnte. Es gab keine Religion der Menschheit, sondern nur Volksreligionen. Das Göttliche erschien hier nicht als das über die Natur Erhabene, Freie, das was die Natur beherrschen, in dem Menschen die Natur umbilden und verklären sollte; sondern das Göttliche wurde zum Natürlichen herabgezogen und demselben dienstbar gemacht. Die dem menschlichen Geist einwohnende Idee des Göttlichen wurde nicht als Offenbarung eines über die Natur erhabenen, freiwaltenden, allmächtigen und heiligen Gottes anerkannt, und als ein zu Ihm hinweisender Fingerzeig angenommen; sondern auf die großen Massen, Kräfte und Erscheinungen der Natur, welche, wohlthuend oder schreckend, auf den schwachen Menschen einwürkten, endlich auf alles, was in der Geschichte, was in der inneren Geistes- oder Gemüthswelt, oft ohne Rücksicht auf sittlichen oder unsittlichen Charakter, groß erschien, übertragen. Durch dies Princip der Naturvergötterung, nach welchem jede auch

unsittliche Aeußerung gewaltiger roher Kraft unter die Gegenstände religiöser Verehrung aufgenommen werden konnte, mußte daher die aus dem menschlichen Gewissen durchstrahlende Idee des Heiligen immer mehr in den Hintergrund zurückgedrängt oder verdunkelt werden. So lange, als eine gewisse Einfalt der Sitten und des Lebens unter einem Volke bestand, so lange das Staats- und Familienleben in seiner Reinheit und Kraft war, konnte auch die in alle gesellschaftliche Einrichtungen verflochtene Religion lebendig erhalten werden, und das durch das Staats- und Familienleben erregte sittliche Gefühl konnte auch an den religiösen Stoff in der Volksreligion sich anschließen und denselben veredeln. Wie dies besonders bei den Römern in den Zeiten der blühenden Republik der Fall war, da zumal in der römischen Religion bei allem peinlichen Aberglauben mehr eine politisch-sittliche, als, wie bei den Griechen, eine künstlerisch-ästhetische, in den Naturreligionen der Sittlichkeit besonders leicht gefährliche, Richtung vorherrschte [1]). Die alten Gesetzgeber wußten es wohl, wie eng die Erhaltung der eigenthümlichen Staatsreligion mit der Erhaltung des eigenthümlichen Volkscharakters, der bürgerlichen und häuslichen Tugend zusammenhing. Sie erkannten es wohl, daß wenn dies Band einmal aufgelöset war, es durch keine Macht wiederhergestellt werden konnte. Daher, wie besonders in Rom, wo überall der politische Gesichtspunkt vorherrschte, die Wachsamkeit über die pünktlichste Beobachtung der herkömmlichen Religionsgebräuche und die ängstliche Abwehrung alles Fremden im Cultus.

1) Vergl. die merkwürdige Aeußerung des Dionysius von Halikarnaß über den Unterschied der römischen und der griechischen Religion. Archaeol. Lib. II. c. 18.

Stets mußten nachdenkende Männer zu der Einsicht gelangen, daß in der überlieferten Volksreligion Wahres und Falsches mit einander vermischt sey. Das Bewußtseyn ihrer religiösen Natur mußte, durch ihre Vernunft entwickelt, sie die zum Grunde liegenden religiösen Ideen von der Mischung des Aberglaubens unterscheiden lehren. Der Glaube an Einen göttlichen Grund alles Daseyns ist tief gegründet im Wesen der menschlichen Natur, es ist dem menschlichen Bewußtseyn unverläugbares Bedürfniß, von der Vielheit zur Einheit aufzusteigen. In der polytheistischen Volksreligion selbst trat dies hervor, wie in der Idee von einem höchsten Gott — einem Vater der Götter, es sich zeigt. Bei denen, welche der Betrachtung göttlicher Dinge und dem Nachdenken über solche ihr Leben gewidmet hatten, mußte diese Idee einer ursprünglichen Einheit klarer hervortreten, und Mittelpunkt ihres religiösen innern Lebens und Denkens werden. So ging neben dem Polytheismus der Volksreligion immer eine gewisse Einheitslehre her, wenn gleich gewöhnlich auch diese Einheitslehre über das Princip der Naturreligion sich nicht erheben konnte. Gewöhnlich trat dieses nur mit einer andern Richtung, in einer andern Form aufgefaßt, dem Polytheismus der Volksreligion an die Seite, — hier die Natur mehr von der Seite der Vielheit der in ihr würkenden Kräfte, — dort mehr von der Seite der in der Würksamkeit dieser Kräfte sich offenbarenden Einheit aufgefaßt. Auf alle Fälle erschien die Idee von diesem Einen als etwas zu Abstraktes und Erhabenes, als daß sie dem Bewußtseyn der rohen, sinnlichen Menge nahe gebracht werden konnte. Die Einbildungskraft der Menge sollte sich mit

der Vielheit der aus jenem höchsten Einen ausgeflossenen Mächte und Kräfte beschäftigen, zu dem Einen Urwesen sollte sich nur die Betrachtung einer geringen Zahl der Geistesmenschen, der geweihten Führer des in den religiösen Angelegenheiten unmündigen Volks, erheben können; — der Eine Gott nur der Gott der Weisen. So sagte Plato im Geist der ganzen alten Welt, daß der Vater des Alls schwer zu finden, und daß es unmöglich sey, ihn, wenn man ihn gefunden, Allen bekannt zu machen; (so denken noch jetzt die Braminen Ostindiens.) Mit dieser Einheitslehre war eine geistigere Auffassung der ganzen Religion verbunden, beides als esoterische Lehre, neben der exoterischen, symbolischen Volksreligion. Alle rein geistige Religionserkenntniß betrachtete man nur als Eigenthum einer kleinen Zahl der Geweihten, es schien unmöglich, diese der Menge mitzutheilen, zu welcher man nicht bloß die niedrigen Volksklassen zählte, sondern überhaupt alle diejenigen, welche mit einer praktischen Thätigkeit sich beschäftigten. Allerdings setzte die geistige Religionserkenntniß, um gefaßt, um richtig verstanden und heilsam angewandt zu werden, schon eine gewisse Stufe geistiger Bildung, eine gewisse Richtung des ganzen inneren Lebens, der ganzen Denkart voraus, und es war kein Mittel vorhanden, um eine solche hervorzubringen, um so auf den innersten Grund und Mittelpunkt der menschlichen Natur einzuwürken. Es war daher die herrschende Idee der denkenden Männer des Alterthums, von der alle religiöse Gesetzgebungen ausgingen, daß der Menge nicht die reine religiöse Wahrheit, sondern daß nur eine Mischung von Dichtung und Wahrheit ihr gegeben werden könne, um die religiösen Ideen auf solche

Weise darzustellen, daß sie auf die sinnlichen Menschen Eindruck machen könnten. Der Grundsatz von einer sogenannten fraus pia war in der Gesetzgebung des Alterthums durchaus herrschend. Der große Geschichtschreiber Polybius sagt B. 16. C. 12.: „Insofern es dazu dient, die Frömmigkeit unter der Menge zu erhalten, muß man einigen Geschichtschreibern verzeihen, wenn sie Wundermärchen erzählen.“ Da derselbe Polybius in der in alle öffentliche und Privatverhältnisse der Römer verflochtenen Religion, in dem damit zusammenhängenden Aberglauben der Römer den vornehmsten Grund der Treue und der Redlichkeit, wodurch sie sich im Verhältnisse zu andern Völkern auszeichneten, die Quelle der Wohlfahrt ihres Staates sah, so vertheidigt er daher die römischen Gesetzgeber gegen den Vorwurf, daß sie so viel Aberglauben unter die Menschen gebracht hätten, und sagt: „Wenn man einen Staat aus lauter Weisen bilden könnte, bedürfte es vielleicht solcher Mittel nicht. Da aber alles Volk leichtfertig ist und voll böser Begierden, so bleibt nichts übrig, als durch die Furcht vor etwas Unsichtbarem und durch solche Schreckmittel (τοις ἀδηλοις φοβοις και τῃ τοιαυτῃ τραγῳδιᾳ) die Menge im Zaum zu halten“ (VI, 56.). Richtig erkannte hier der mit natürlichem Auge tief blikkende Betrachter der menschlichen Natur, dem nur das Licht göttlicher Weisheit fehlte, daß die irdische Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft nicht als etwas Selbstständiges sich erhalten könne, wenn sie nicht durch ein höheres, die menschlichen Dinge mit dem Himmel verknüpfendes Band zusammengehalten werde; aber wie elend wäre die menschliche Natur, wenn dies Band nur durch die Lüge geknüpft

werden könnte, wenn es der Lüge bedürfte, um den größten Theil der Menschen vom Bösen zurückzuhalten! Und was sollte die Religion hier würken? Nicht im Innern dem Menschen heilige Gesinnung mittheilen; sondern nur die Ausbrüche des vorhandenen Bösen durch die Gewalt der Furcht hemmen. Die Lüge, die sich nicht willkürlich der menschlichen Natur aufdringen läßt, hätte auch nimmer diesen Einfluß erlangen können, wenn nicht durch sie hindurch eine ihre Macht über die menschliche Natur geltend machende Wahrheit gewürkt, wenn nicht der Glaube an einen verborgenen Gott, von dem sich der Mensch überall abhängig, zu dem er sich hingezogen fühlt, der Zug zu einer unsichtbaren Welt hin, der dem menschlichen Gemüthe eingepflanzt ist, auch durch die Verhüllung des Aberglaubens hindurch hätte würken können. Wie wenig konnte auf diesem Standpunkte bei allem Scheine politischer Freiheit im Alterthume eine freie Entwickelung der geistigen und sittlichen Kräfte, wie sie die menschliche Natur verlangt, statt finden, wenn der größte Theil der Menschen, blindem Aberglauben hingegeben, von einigen Wenigen, die das Monopol der Wahrheit hatten, mit Lügen sich mußte zügeln lassen! Und diese über die Menge sich erhaben glaubenden Weisen selbst, die solcher Schreckmittel nicht bedurften, welche einsahen, daß der Mensch nur in der sittlichen Ordnung glücklich werden könne, welche Lust hatten an dem heiligen Gesetz um seiner selbst willen nach dem inwendigen Menschen, konnten sie denn, sich aufrichtig prüfend, sagen, daß ihr Inneres mit diesem Gesetze übereinstimmte, empfanden sie in ihrem Innern nichts von jener Macht des Bösen, deren durch keine verfeinernde Bildung

gehemmte Ausbrüche unter der Menge sie durch eine höhere Gewalt glaubten zügeln zu müssen? Vergleichen wir mit diesem Ausspruche des **Polybius** die Aeußerungen einiger denkenden Männer in dem Jahrhundert der Erscheinung des Christenthums selbst. Der Geograph **Strabo** (cfr. Lib. I. c. 2.) meint, daß die Mythen wie für die Kinder so auch für die Ungebildeten und Unwissenden, welche wie die Kinder seyen, erfordert würden, und so auch für diejenigen, die nur eine mittelmäßige Bildung hätten (πεπαιδευμενοι μετριως), denn auch bei diesen habe die Vernunft nicht Kraft genug, und sie seyen noch nicht fähig, von der aus den Kinderjahren mitgebrachten Gewohnheit sich frei zu machen. Freilich eine traurige Lage des Menschen, wenn der Same des Heiligen, der sich in dem ganzen Leben nur fortentwickeln sollte, nicht schon in das Gemüth des Kindes gestreut werden konnte, wenn die reife Vernunft zerstören mußte, was im Kindesalter gepflanzt worden, wo nicht die heilige Wahrheit von dem ersten Aufstrahlen des kindlichen Bewußtseyns an die Grundlage der ganzen Lebensentwickelung bilden konnte! Er fährt sodann fort: „Der große Haufe der Städtebewohner wird durch die angenehmen Mythen zum Guten angetrieben, wenn sie die Dichter fabelhafte Großthaten erzählen hören, wie die Kämpfe des **Herkules** oder **Theseus**, oder von den Göttern ausgetheilte Ehrenbezeugungen, oder wenn sie Gemälde oder Bildsäulen sehen, die solche mythische Begebenheiten darstellen, und sie werden vom Bösen abgeschreckt durch Erzählungen oder Gemälde von den Strafen der Götter; denn den großen Haufen der Weiber und die ganze gemeine Volksmenge kann man nicht durch philosophische

Gründe zur Frömmigkeit führen; sondern es bedarf dazu auch des Aberglaubens, und dies kann ohne Wundermärchen nicht geschehen" [1]). So unterschieden die denkenden römischen Staatsmänner zur Zeit der Erscheinung des Christenthums, wie Varro, zwischen einer theologia philosophica und einer, mit derselben im Grunde in Widerspruch stehenden theologia civilis, wie Cotta bei Cicero, was Ueberzeugung des Cotta, und was Ueberzeugung des Pontifex sey. Der Philosoph verlangt in der Religion eine durch Gründe bewährte Ueberzeugung, der Bürger, der Staatsmann folgt der Ueberlieferung der Väter ohne Gründe. Sey es nun, daß die theologia civilis und die theologia philosophica so neben einander hergingen, ohne daß man sich den Widerspruch zwischen beiden klar machen wollte, daß der Bürger und der Staatsmann, der Philosoph und der Mensch in derselben Person neben einander bestehn sollten mit widersprechender Denkart, — welcher Zwiespalt in demselben Menschen freilich etwas sehr Unnatürliches ist —, so daß man etwa sagte: die philosophirende Vernunft führt zwar zu einem andern Resultat, als das was durch die Staatsreligion festgesetzt ist; aber für das Letztere spricht das Glück, welches der Staat bei der Ausübung der von den Vätern überlieferten Religion genossen. Mögen wir der Erfahrung folgen, auch wo wir nicht begreifen können. So spricht sich Cotta aus, so viele gebildete Römer zu jener Zeit, (s. unten) mehr oder weniger aufrichtig. Oder daß man diesen Widerspruch offen aussprach und kein Bedenken trug, der theologia philosophica

1) S. den Gegensatz unten bei den ersten Würkungen des Christenthums.

die reine Wahrheit zuzueignen, die theologia civilis bloß für Sache der Politik zu erklären, wie Seneka in seinem Buche contra superstitiones, indem er sagt: „Jenen ganzen gemeinen Haufen der Götter, welchen in einem langen Zeitraum ein vielfältiger Aberglaube zusammengebracht hat, werden wir in dem Sinne anbeten, daß wir eingedenk bleiben, die Verehrung derselben gehöre vielmehr zur Sitte als zur Sache. — Alles dies wird der Weise beobachten, als etwas durch die Gesetze Gebotenes, nicht als etwas den Göttern Angenehmes." Wie traurig für den Weisen, wenn er ein menschliches Herz hatte, kalt als Heuchler da stehn zu müssen, wo die Menschen in der höchsten und heiligsten Angelegenheit ihres Herzens versammelt waren! „Er erheuchelt — wie Plutarch aus der Fülle eines frommen Hezens sagt (non posse suaviter vivi sec. Epicur. c. 22.) — Gebet und Anbetung, aus Furcht vor der Menge, und er spricht Worte aus, die seiner Ueberzeugung entgegen sind, und indem er opfert, erscheint ihm der schlachtende Priester nur wie ein Koch."

In dem weniger beweglichen Orient, wo überall mehr das Leben der Ruhe vorherrscht, mehr die Richtung einer mystischen Contemplation der symbolischen Volksreligion, — sie vergeistigend, — zur Seite als eine sich selbstständig entwickelnde Verstandesbildung derselben entgegen trat, konnte viele Jahrhunderte hindurch eine esoterische und eine exoterische Religion neben einander sich unverändert fortpflanzen. Anders bei der beweglicheren Bildung des Occidents. Hier mußte die selbstständig fortgehende Verstandesentwickelung mit der Volksreligion in offnen Kampf gerathen, und,

wenn die Verstandesbildung sich weiter verbreitete, mußte auch der Unglaube an die Volksreligion weiter um sich greifen, und bei der Berührung zwischen dem Volke und den gebildeten Ständen mußte dieser Unglaube zuletzt auch unter dem Volke Eingang finden, zumal da, sobald jene Einsicht in die Nichtigkeit der Volksreligion sich weiter verbreitete, natürlich viele seyn mußten, welche ihre neue Aufklärung nicht mit jener Vorsicht der Aelteren vor der Menge verborgen hielten, sondern sich wohl gar gedrungen fühlten, ihr schnell neue Anhänger zu verschaffen, ohne den Schaden zu berechnen, den sie stiften konnten, ohne sich zu fragen, ob sie dem Volke statt des Grundes der Ruhe unter den Stürmen des Lebens, statt der Quelle des Maßes im Unglück, statt des Gegengewichts gegen die Gewalt der wilden Begierden und Leidenschaften, etwas Anders geben könnten. Gegen solche sprach schon anderthalb Jahrhunderte vor Christi Geburt Polybius: „Die Alten scheinen mir nicht ohne guten Grund die Ideen von den Göttern und die Vorstellungen von den Dingen der Unterwelt unter die Menge gebracht zu haben, vielmehr scheinen mir unsre Zeitgenossen ohne guten Grund und auf eine unverständige Weise diese Meinungen zu verbannen.“ Wie mit dem steigenden Luxus eine oberflächliche Bildung sich unter den Römern immer weiter verbreitete, die alte Einfalt der Sitten immer mehr verschwand, die alten Bürgertugenden und die alte Verfassung und Freiheit hinsanken, Sittenverderbniß aller Art und Knechtschaft darauf folgten, zerriß auch das Band, wodurch die alte Staatsreligion bisher in dem Volksleben gehalten worden. Diejenigen unter den philosophischen Denkarten der Griechen, welche

leichtfertig über göttliche Dinge aburtheilten, oder welche alle objektive Wahrheit ganz läugneten, welche nichts als den Sinnengenuß dem Menschen übrig ließen, wie der Epikureismus und der Skepticismus, konnten am leichtesten und allgemeinsten Eingang finden, weil sie dem herrschenden, leichtfertigen, auf das Irdische gerichteten Sinn am meisten zusagten, und sie beförderten wiederum diesen nur noch mehr. Die alte Religion konnte vor dem prüfenden Verstande nicht bestehn, es konnte dem Witze Derer, denen nichts heilig war, denen der Sinn für etwas Göttliches fehlte, wie einem Lucian, leicht werden, mit dem abgeschmackten, sich selbst widersprechenden Volksaberglauben alle Religion lächerlich zu machen. Man sah unter den Religionssystemen der verschiedenen Völker, welche damals in dem großen römischen Weltreiche mit einander in Berührung kamen, nur lauter Gegensatz und Streit. Die philosophischen Systeme zeigten auch nur Streit der Meinungen und ließen denjenigen, der im sittlichen Bewußtseyn kein Criterium für die Wahrheit fand, daran verzweifeln, daß es ein solches gebe. In diesem Sinne, als Repräsentant der Denkart vieler vornehmen und gebildeten Römer, that Pilatus, alle Begeisterung für Wahrheit verspottend, die sarkastische Frage: was ist Wahrheit? — Manche begnügten sich mit einem gewissen flachen, todten Deismus, der sich gewöhnlich zu bilden pflegt, wo das religiöse Volksleben erstorben ist, wo das Bedürfniß nach einer lebendigen Verbindung mit dem Himmel fehlt, eine Denkart, welche zwar das Daseyn einer Gottheit nicht läugnet, aber diese doch so viel als möglich in die Ferne und in den Hintergrund treten läßt, eine müßige Gottheit, die Alles gehn läßt, wie

es geht, so daß aller Glaube an eine innigere Verbindung dieser Gottheit mit den Menschen, an eine Mittheilung derselben an die Menschen, alles Forschen darnach, als Wahn und Schwärmerei erscheint. Die Welt und die menschliche Natur bleiben wenigstens von Gott leer. Der Glaube an Gott, wenn man so etwas Glauben nennen darf, bleibt hier etwas Todtes und Unfruchtbares, was auf das Leben des Menschen keinen Einfluß ausübt. Der Mensch ist selbstständig wie sein Gott, schafft sich für sich selbst seine Welt, ohne an seinen Gott weiter dabei zu denken. Wenn er auch, durch seine sittliche Natur getrieben, — nach dem inwendigen Menschen — an dem Gesetz Gottes Freude hat und dasselbe zu erfüllen strebt; so erscheint ihm doch weder das Gute noch das Böse in Beziehung auf Gott, außer etwa insofern er denkt: durch Gutes thun, werde ich seyn wie Gott. Der Glaube an Gott würkt hier weder eine Begeisterung für das Ideal der Heiligkeit, dessen Anschauung dem Menschen zugleich die Verderbniß seiner eignen, mit diesem Ideal in Widerspruch stehenden Natur aufdeckt, noch Bewußtseyn der Schuld, durch welche der Mensch, Gottes Heiligkeit in seinem Gewissen anschauend, sich von Gott entfremdet fühlt, noch theilt dieser Glaube belebende Kraft zur Heiligung mit. Es fällt dem Menschen die Frage gar nicht auf: Wie kann ich mich, unrein wie ich bin, dem heiligen Gott nahen, vor ihm bestehn, wenn er mich richtet nach dem heiligen Gesetz, das er selbst meinem Gewissen eingeschrieben? Was soll ich thun, um von der Schuld, die mich drückt, frei zu werden, die Gemeinschaft mit ihm wieder zu erlangen? Solche Fragen aufzuwerfen, erscheint dieser Denkart schon als Schwärmerei, als Anthropopathismus,

mus, denn indem sie die Vorstellungen der abergläubischen Menge von Zorn der Götter, von Strafen der Unterwelt verspottet, verkennen, daß der Aberglaube doch ein wahres, unverläugbares Bedürfniß in der menschlichen Natur voraussetzt, das ihm Eingang verschafft, das er nur mißversteht, eine zum Grunde liegende, unverläugbare Wahrheit, die er nur mißversteht und entstellt, — verwirft sie alle Ideen von einem Zorne Gottes, einem Gerichte Gottes, Strafen Gottes als beschränkt menschliche Vorstellungen. Das war wohl die Denkart eines Lucian. Und Justinus M. sagt von den Philosophen seiner Zeit: „Die Meisten denken jetzt gar nicht daran, ob Ein Gott sey, oder ob mehrere Götter seyen, ob es eine Vorsehung gebe, oder ob keine, als ob diese Erkenntniß zur Glückseligkeit nichts beitrage. Sie suchen vielmehr auch uns zu überzeugen, daß die Gottheit zwar für das All und für die Gattungen sorge: nicht so aber für mich und dich und die einzelnen Menschen. Wir brauchten daher auch gar nicht zu ihm zu beten, denn alles wiederhole sich nach den unabänderlichen Gesetzen eines ewigen Kreislaufs" [1]). Lebendigere und tiefere Geister, welche in der Welt einen alles beseelenden, unendlichen Geist ahnten, fielen in einen diesem, Gott von der Welt zu fern haltenden Deismus gerade entgegengesetzten Abweg eines Gott und die Welt vermischenden Pantheismus, der dem suchenden Herzen eben so wenig Trost und Ruhe geben konnte. Die Betrachtung der Natur erfüllte sie mit der Ahnung eines nicht nach der menschlichen Beschränktheit zu beurtheilenden, unendlichen, allmächtigen

1) Dial. c. Tryph. Iud. p. 218.

Geistes. Aber dieses Gefühl wurde für sie nichts Stärkendes, Aufrichtendes, Belebendes, sondern etwas Niederschlagendes, denn es schloß sich daran das Gefühl der eignen Beschränktheit und Nichtigkeit, und es war ihnen kein Vermittelungspunkt für diese einander entgegenstehenden Anschauungen und Gefühle gegeben. Es erschien ihnen nur die Kluft zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, dem Sterblichen und dem Ewigen, dem allmächtigen und dem schwachen, armseligen Wesen — und kein Mittel, jene Kluft auszufüllen. Sie ahnten nur einen unendlich über den gebrechlichen Menschen erhabenen, nicht einen ihm verwandten, ihn zu sich hinziehenden, sich zu ihm herablassenden Gott. Nur die Größe, nicht die Heiligkeit, nicht die Liebe Gottes erfüllte ihre Seele. Als den Repräsentanten dieser tiefer fühlenden und forscheuden, aber trostlosen Menschen können wir den ältern Plinius betrachten. Der Polytheismus erscheint ihm nur als eine Erfindung der menschlichen Schwäche, da die Menschen nicht im Stande waren, den ganzen Begriff der Vollkommenheit aufzufassen und fest zu halten, zerlegten sie ihn in seine einzelne Theile. Sie machten sich verschiedene Ideale, als Gegenstände ihrer Anbetung, jeder machte sich einen Gott, wie er dessen gerade besonders bedurfte. Wie das Bedürfniß der Schwäche, dichtete auch die Furcht Gottheiten; was Gott ist, wenn er anders von der Welt verschieden ist, kann kein menschlicher Verstand erkennen. Aber ein thörichter, von der menschlichen hülfsbedürftigen Schwäche und dem menschlichen Hochmuth ersonnener Wahn ist es, daß ein solcher unendlicher Geist, wer er seyn möge, um die armseligen Angelegenheiten der Menschen sich bekümmern sollte. Die Eitelkeit des Men-

schen, sein unersättliches Verlangen nach Daseyn, hat auch noch ein Leben nach dem Tode gedichtet. So haben die Wünsche des Menschen bei dem Gefühl seiner Gebrechlichkeit doch keine Gränzen. Ein Wesen voller Widersprüche, das unglückseligste unter allen Geschöpfen, insofern die übrigen Geschöpfe doch keine über die Schranken ihrer Natur hinausgehenden Bedürfnisse haben. Der Mensch voll in's Unendliche gehender Wünsche und Bedürfnisse, die nicht befriedigt werden können. Seine Natur eine Lüge, die größte Armseligkeit mit dem größten Hochmuth [1]). Doch die Geschichte aller Zeiten beweiset es, daß der Mensch das seiner Natur eingepflanzte Bedürfniß nach Religion nicht lange ganz verläugnen kann. Wenn der Mensch, ganz nur dem Irdischen hingegeben, den Sinn für das Göttliche in seiner Natur lange ganz unterdrückt, von den göttlichen Dingen sich eine Zeit lang ganz entfremdet hat, machen diese dann mit desto größerer Gewalt ihre Rechte über die menschliche Natur geltend. Der Mensch fühlt, daß seinem Innern etwas fehlt, was ihm durch nichts anders ersetzt werden kann, er empfindet die Leerheit seines Innern, welches nimmer durch das Irdische befriedigt werden, nur in dem Göttlichen, seiner Bestimmung gemäß, Befriedigung und Beseligung finden kann, — eine unwiderstehliche Sehnsucht treibt ihn, die verlorne Verbindung mit dem Himmel wieder zu suchen. Die Zeiten der Herrschaft des Unglaubens sind, wie die Geschichte lehrt, auch stets Zeiten irdischer Drangsale, denn die sittliche Verderbniß, welche den Unglauben begleitet, zerstört auch nothwendig alle Grund-

1) Plin. hist. nat. Lib. II. c. 7. Lib. VII. Prooem. c. 7.

lage irdischer Wohlfahrt. So war auch jene Zeit der Verbreitung des Unglaubens im römischen Staate, die Zeit des Untergangs bürgerlicher Freiheit, die Zeit der öffentlichen Leiden unter der Herrschaft grausamer Despoten. Die Folgen des Uebels führen aber zugleich zur Heilung desselben: denn der Mensch wird durch die äußere Noth zum Bewußtseyn seiner Schwäche, seiner Abhängigkeit von einer höheren als irdischen Macht gebracht und, von menschlicher Hülfe verlassen, hier Hülfe zu suchen genöthigt. Der Mensch wird veranlaßt, sein Unglück als Strafe eines höheren Wesens anzusehn und nach den Mitteln zu suchen, wodurch er sich der Gnade desselben wieder versichern könne. Er sieht sehnsuchtsvoll zurück in die Zeiten, da die Väter in dem alten Glauben so glücklich waren. Dies war damals bei Vielen der Fall. Sie verglichen diese unglückliche Zeit mit der Zeit der Blüthe des römischen Staats, und sie glaubten den Grund dieser Verschiedenheit darin zu finden, daß damals die das römische Reich schützenden Götter fromm verehrt, jetzt hingegen vernachlässigt wurden. Sie sahen den Streit der philosophischen Systeme unter einander, welche, Wahrheit versprechend, Ungewißheit und Zweifel nur vermehrten; alles dies führte sie zurück zur äußerlichen Autorität der alten Religion, bei der die Völker von Zweifeln frei waren und sich so wohl befanden. Diese Ansicht war es, welche zuerst dem um sich greifenden Unglauben, nachher dem Christenthum sich entgegenstellte. So schließt der Heide Caecilius bei dem Minucius Felix, nachdem er den Streit und die Ungewißheit der Systeme menschlicher Philosophie geschildert, das Ungewisse der menschlichen Dinge überhaupt, die Zweifel an einer Vorsehung, die aus dem

Anblick des Unglücks der Tugendhaften, des Glücks der Lasterhaften, einem in dem öffentlichen Leben dieser verderbten Zeit des Despotismus nicht seltenen Anblick, hervorgingen, — er schließt daraus mit diesen Worten [1]): „Um wie viel ehrwürdiger und besser ist es also, die Lehre der Väter als Wegweiserin zur Wahrheit anzunehmen, — die überlieferten Religionen zu verehren? die Götter anzubeten, welche man von den Vätern doch zu fürchten erzogen worden, noch bevor man sie recht kennen konnte? Ueber die Gottheiten nicht ein eigenes Urtheil zu fällen, sondern den Vätern zu glauben, welche in dem Kindesalter der Menschheit, bei der Geburt der Welt selbst gewürdigt wurden, die Götter zu ihren Freunden oder zu ihren Königen zu haben." Das Bedürfniß nach einer Verbindung mit dem Himmel, von dem man sich entfremdet fühlte, die Unzufriedenheit mit einer kalten, traurigen Gegenwart verschaffte desto leichter den Schilderungen der Mythen von einer goldnen Zeit, in welcher Götter und Menschen in innigerer Verbindung mit einander lebten, Glauben; mit Sehnsucht sahen warme Gemüther dahin zurück. Freilich lag diesem Glauben, dieser Sehnsucht eine große Wahrheit zum Grunde, die man erst durch das Christenthum recht verstehn lernen konnte, diese Sehnsucht war eine Hinweisung auf das Christenthum. Pausanias, der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts schrieb, sagt, nachdem er einen alten Mythus angeführt (Lib. VIII. c. 2.): „Die damaligen Menschen waren wegen ihrer Gerechtigkeit und Frömmigkeit Gastfreunde und Tischgenossen der Götter, und wenn sie gut waren, traf sie

---

1) Vergleiche Tacit. Annal. Lib. VI. c. 22. c. 6.

offenbar Ehre von den Göttern, und auf gleiche Weise, wenn sie Unrecht thaten, der Zorn der Götter. Dann wurden auch damals Götter aus den Menschen, welche noch jetzt diese Ehre genießen. So kann man auch glauben, daß ein Lykaon in ein Thier, die Niobe des Tantalus in einen Stein verwandelt wurde. Zu meiner Zeit aber — denn das Böse hat den höchsten Gipfel erreicht, und hat sich über alles Land und in alle Städte verbreitet — ist Keiner mehr aus einem Menschen ein Gott geworden, außer dem Namen nach und aus Schmeichelei gegen die Macht (die Vergötterung der Kaiser), und dem Bösen steht der Zorn der Götter erst später, und nachdem sie von hier abgeschieden, bevor. Vieles aber, was vor alter Zeit sich zugetragen und was noch geschieht, haben diejenigen, welche zu dem Wahren Falsches hinzusetzten, für die Menge unglaublich gemacht." Nachdem Dionysius von Halikarnaß, der nur wenige Jahre vor Christi Geburt schrieb, die Erzählung von der Offenbarung der Unschuld einer falsch angeklagten Vestalin durch eine besondere höhere Fügung angeführt hat, setzt er hinzu: „Diejenigen, welche den gottesläugnerischen Philosophieen ergeben sind, wenn man solche Philosophieen nennen soll, welche alle Erscheinungen der Götter, die unter Hellenen oder Barbaren geschehn seyn sollen, verspotten, würden auch aus diesen Geschichten, indem sie dieselben von menschlicher Prahlerei ableiten, großes Gelächter machen, als ob keiner der Götter sich um irgend einen Menschen bekümmerte; wer aber den Göttern die Fürsorge für die Menschen nicht abspricht, sondern glaubt, daß die Götter wohlwollend gegen die guten, und zürnend gegen die schlechten Menschen seyen, der wird auch diese Er-

scheinungen nicht für unglaublich halten [1]). Es liegt aber in der Natur der Sache, daß für eine Religion, zu welcher man sich nur in der Noth, in der Angst vor dem Abgrunde des Unglaubens hinflüchtete, welche für die Entwickelung der menschlichen Natur nicht mehr paßte, und in welche diese doch wieder hineingezwängt werden sollte, desto leichter ein fanatischer Eifer, da durch die Heftigkeit der Leidenschaft die innere Lüge sich verbarg, entstehen konnte; daß man alle Gewalt und Kunst anwenden mußte, um dasjenige noch aufrecht zu erhalten, was einmal durch seine innere Ohnmacht zu sinken und zusammenzustürzen im Begriff war, um dasjenige zu vertheidigen, was sich selbst durch seine innere Kraft nicht vertheidigen konnte. Daher im Kampfe mit dem Christenthume der Fanatismus alle Mittel der Gewalt aufbieten mußte, um das durch seine innere Ohnmacht sinkende Heidenthum aufrecht zu erhalten. Obgleich die Römer von Alters her durch ihre Abneigung gegen ausländische Arten des Cultus bekannt waren, so hatte doch damals dieser Grundzug des alt-römischen Charakters sich bei Vielen ganz verwischt. Weil die alten vaterländischen Heiligthümer ihr altes Ansehn in vielen Gemüthern einmal verloren hatten, so war man daher geneigt, ausländische Cultusarten bei den vaterländischen mit zur Hülfe zu nehmen. Räthselhaft mysteriös aussehende Gebräuche, auffallend klingende Formeln fanden am meisten Eingang. Man suchte, wie immer zu geschehen pflegt, in dem Räthselhaften eine besondere höhere Kraft.

Immer leicht ist, wie die Betrachtung der menschlichen

---

1) Antiq. Rom. II, 68.

Natur und der Geschichte lehrt, der Uebergang vom Unglauben zum Aberglauben. Beide Richtungen des menschlichen Gemüths gehen doch aus demselben innern Grunde hervor, aus dem Mangel dessen, was im eigentlichen Sinne Glaube zu nennen ist, dem Mangel eines Lebens in Gott, einer lebendigen Gemeinschaft mit den göttlichen Dingen durch das innere Leben, durch die Gesinnung. Der Mensch, der durch seine innere Lebensrichtung von dem Göttlichen entfremdet ist, läugnet nun entweder durchaus die Realität dessen, von dem er nichts in sich hat, und das zu erfassen und sich anzueignen, er kein Organ hat. Oder es treibt der unverläugbare Drang seiner innern Natur den Menschen, jenes Höhere, von dem er sich ganz lossagen wollte, doch anzuerkennen und eine Verbindung mit demselben, deren er für sein Heil sich bedürftig fühlt, aufzusuchen; weil ihm aber die innere Berührung mit dem Göttlichen fehlt, weil er des Sinnes für das Heilige ermangelt, so erscheint ihm das Göttliche in seinem verfinsterten religiösen Bewußtseyn nur unter dem Gesichtspunkt der Macht und der herrschenden Willkür. Sein Gewissen schildert ihm diese Macht als eine zürnende, strafende. Wie er aber von dem, was das Göttliche ist, keine Anschauung hat, kann er auch dies Gefühl der Entfremdung von Gott, dieses Bewußtseyn eines göttlichen Zornes, nicht recht verstehen, und statt daher in dem Sittlichen den Grund dieses Gefühls zu suchen, das ihm Tag und Nacht keine Ruhe läßt, und von dem er sich nicht los machen kann, meint er durch diese oder jene, an und für sich gleichgültige Handlung die höhere Macht beleidigt zu haben, und sucht wieder durch äußerliche Dinge die zürnende Macht zu versöhnen. Die Religion wird hier

nicht Quelle des Lebens, sondern des Todes, nicht Quelle des Trostes, der Beseligung, sondern der unsäglichsten Angst, welche den Menschen Tag und Nacht mit Gespenstern seiner Einbildung plagt. Die Religion wird hier nicht Quelle der Heiligung, sondern sie kann sich mit aller Unwahrheit im Innern des Menschen verbinden und dieselbe zu befördern dienen. Es giebt einen Aberglauben, bei welchem zwar auch der Mensch, so sehr er sich selbst quält, von dem wahren Wesen der innern Heiligung entfremdet bleibt, bei welchem er immer durch die Beschäftigung mit vielen willkürlich erwählten, bloß äußerlichen Gottesdiensten von vielen guten Werken der Liebe abgehalten wird, welcher aber doch einen Abscheu vor groben Sünden mit sich führt, bei welchem der Mensch die Lust flieht, sogar in das andere Extrem verfällt, jedem auch an und für sich unschuldigen Genusse, den die kindliche Einfalt dankbar aus der Hand eines himmlischen Vaters annehmen würde, sich hinzugeben sich scheut. Es giebt aber auch einen Aberglauben, der es dem Menschen leicht macht, durch gewisse äußerliche Werke unter allen Sünden sein Gewissen zu beschwichtigen, und der so der Sünde zur willkommnen Stütze dient. Beide Richtungen des Aberglaubens finden sich in dieser Zeit. Besonders die erstere Art des Aberglaubens schildert Plutarch mit Farben, die nur aus dem Leben genommen seyn konnten, in seiner trefflichen Schrift περι δεισιδαιμονιας και ἀθεοτητος, (über den Gegensatz des Aberglaubens und des Unglaubens). Dies sind Züge aus seinem traurigen Gemälde: „Jedes geringe Uebel wird dem Abergläubigen vergrößert durch die schreckenden Gespenster seiner Angst. Er sieht sich als einen den Göttern verhaßten Menschen an,

den sie mit ihrem Zorn verfolgen. Noch weit Aergeres steht ihm bevor, er wagt kein Mittel zur Abwehrung oder Heilung des Uebels anzuwenden, damit er nicht gegen die Götter anzukämpfen scheine. Der Arzt, der tröstende Freund, wird abgewiesen. Laßt mich, — spricht der Unglückliche — mich Gottlosen, Verfluchten, allen Göttern Verhaßten, meine Strafe leiden. Er sitzt draußen, in einen Sack oder in schmutzige Lumpen gehüllt, wälzt sich oft nackt im Koth herum und bekennt diese oder jene Sünden — und zwar charakteristisch welche Sünden! — daß er dies gegessen oder getrunken [1]), daß er diesen Weg gegangen, welcher ihm zu gehn durch die Gottheit nicht erlaubt war. Die Feste der Götter erfüllen den Abergläubigen nicht mit Freude, sondern mit Furcht und Schrecken. Er Straft das Wort des Pythagoras Lügen, daß wir dann am besten werden, wenn wir zu den Göttern gehn, denn dann befindet sich gerade der Abergläubige am elendesten. Tempel, Altäre sind eine Zufluchtsstätte für die Verfolgten; aber wo Andre Befreiung von ihrer Furcht finden, da fürchtet und zittert der Abergläubige am meisten. Im Schlafe wie im Wachen verfolgen ihn die Gespenster seiner Angst. Im Wachen gebraucht er seine Vernunft nicht, und im Schlafe findet er keine Befreiung von dem, was ihn beunruhigt; stets träumt seine Vernunft, stets wacht seine Furcht. Nirgends kann er seinen Schreckbildern entfliehen." Sehr treffend stellt Plutarch den Ungläubigen und den Abergläubigen einander entgegen, wenn er sagt: „Der Ungläubige läugnet das Daseyn einer Gottheit, der Abergläubige aber möchte gern an

1) Vergl. Coloss. 2, 16.

keine Götter glauben, er glaubt aber nothgedrungen, denn er fürchtet sich, nicht zu glauben; er ist der Gesinnung nach ein Ungläubiger; aber zu schwach, um das von den Göttern zu glauben, was er gern glauben möchte." Wenn er ferner sagt, daß der Aberglaube die Entstehung des Unglaubens veranlaßt habe und demselben zur Beschönigung diene, so ist auch dies gewiß sehr wahr und wird durch die Anschauung dieser Zeit bestätigt, wie die Spöttereien eines Lucian lehren, obgleich er nicht den einzigen und nicht den tiefsten Entstehungsgrund des Unglaubens damit anzeigt; aber durch die Betrachtung der menschlichen Natur, wie dieser Zeit insbesondere, wird es widerlegt, was Plutarch sagt, daß der Unglaube zur Entstehung des Aberglaubens von der andern Seite gar nicht mitgewürkt; denn gerade die Geschichte dieser Zeit lehrt ja so deutlich, wie die Menschen von dem trostlosen Unglauben, bei dem sich ihre religiöse Natur nicht lange beruhigen konnte, durch ein unverläugbares Bedürfniß zum Aberglauben hingetrieben wurden. Eben weil dieser Aberglaube einen tiefer liegenden Grund hatte, in diesem unverläugbaren und so lange unbefriedigten Bedürfnisse der menschlichen Natur, in einer Krankheit der Seele, die in mannichfachen Erscheinungen sich äußerte; so konnten daher Spöttereien den Abergläubigen nicht heilen, um desto weniger, je tiefer der Grund der Krankheit bei ihm lag. Oder wenn es auch gelang, von der Nichtigkeit eines Gegenstandes seiner Furcht den Abergläubigen zu überzeugen, so mußte die innere Angst, deren Grund nicht gehoben war, eine Menge anderer Gespenster erzeugen; gleichwie es nichts helfen kann, den Wahnsinnigen von der Nichtigkeit einer einzelnen seiner fixen Ideen

zu überzeugen, so lange der innere krankhafte Zustand fortdauert, der nothwendig bald an diesen, bald an jenen von außen her dargebotenen Gegenstand sich anschließen muß.

Es waren besonders zwei der alten philosophischen Denkarten, welche unter denjenigen in den gebildeten Ständen, bei denen ein religiös-sittliches Bedürfniß mehr vorherrschte, mehr Eingang fanden, und welche, an die Volksreligionen sich auf gewisse Weise anschließend, dem Unglauben sich entgegenstellten. Die stoische Philosophie empfahl sich in dem verderbten, entnervten Zeitalter manchen edleren und kräftigeren Seelen, indem sie dieselben durch die Begeisterung für Ideale der Sittlichkeit über die Verderbniß in ihrer Umgebung erhob, indem sie in der Selbstgenügsamkeit der eigenen Gesinnung des Weisen das Schlechte um ihn her ihn verachten lehrte. Diese Philosophie theilte allerdings manchen kräftigeren Seelen einen höhern sittlichen Schwung mit, der aber von dem Hochmuth der Selbstvergötterung nicht frei war, wenn gleich dieser Hochmuth bei Einigen, wie so oft der Einfluß der philosophischen Systeme durch den natürlichen Charakter der sie sich aneignenden Menschen modificirt wird, zuweilen durch das Kindliche und Anspruchslose ihres Charakters, wie bei einem Mark Aurel, gemildert werden konnte. Viele aber gab es, welche in der müßigen Anschauung der sittlichen Ideale ihre eigene Schlechtheit übersahen, welche durch das bloß ästhetische Wohlgefallen an jenen Idealen schon über das Schlechte erhoben zu seyn glaubten, während daß das Schlechte in ihrem Innern vorherrschte, welche, die erhabensten Aussprüche sittlicher Weisheit im Munde führend, allen Lüsten im gewöhnlichen Leben sich hingaben, qui Curios loquuntur et

Bacchanalia vivunt. Der Stoicismus lehrte nicht den Glauben an einen mit väterlicher Liebe Alles leitenden Gott, dem jeder Einzelne Selbstzweck ist, der das Beste des Ganzen mit dem Besten des Einzelnen zu verbinden weiß, sondern einen Saturn, der seine eignen Kinder verschlingt, einen Allgeist, aus dem alles Daseyn einzeln ausgeflossen und in den sich nach gewissen Perioden alles einzelne Daseyn wieder auflöset. Alles wiederholt sich nach unwandelbaren Gesetzen, auch das moralisch Schlechte ist nothwendig zur Darstellung der Harmonie des Weltganzen. Der Weise sieht dem Spiele ruhig zu und opfert sein einzelnes Daseyn willig den Forderungen des Ganzen, dem alles Einzelne als Theil desselben dienen soll. Der Weise hat dasselbe göttliche Leben wie Zeus, aus dem es ausgeflossen. Ruhig ergeben giebt er es dem Urquell zurück, wenn die bestimmte Stunde kommt. Eine kalte, das natürliche menschliche Gefühl unterdrückende Resignation, sehr verschieden von der kindlichen Ergebung des Christen, welche alle rein menschlichen Gefühle ungekränkt läßt, welche Ergebung nicht an jene eiserne, Vernichtung gebietende Nothwendigkeit, sondern Ergebung an eine ewige Liebe, welche, was ihr geopfert wird, verklärt und verherrlicht wieder giebt. Der Kaiser Mark Aurel sagt: „Der Gebildete spricht ehrfurchtsvoll zu der Natur, die Alles giebt und wieder an sich nimmt: gieb, was du willst, und nimm, was du willst! Er spricht dies nicht hochmüthig der Natur trotzend, sondern nur ihr gutwillig gehorchend [1]).“ Trostvoll waren die Worte in dem Munde kindlicher Ergebung zu einer ewigen Liebe gespro-

1) Monolog. 10, 14.

chen, welche alles zum Besten der ihr Vertrauenden leitet; aber trostlos blieben die Worte im Munde stoischer Resignation zu dem alles verschlingenden Zeus gesprochen, wenn gleich die Gesinnung dessen, der in den Willen eines verborgenen Gottes sich so ergab, immer Achtung verdient. Aber wie armselig, wie unerquicklich für das Herz des fühlenden Menschen sind die Trostgründe, durch die er sich das Bedürfniß nach einem ewigen Leben hinwegzuraisonniren suchen mußte. „Man muß zwei Dinge bedenken, einmal, daß sich alles von Ewigkeit her gleichartig wiederholt, und daß nichts darauf ankommt, ob Einer in hundert, oder in zweihundert Jahren, oder in der unendlichen Zeit Dasselbe sehen wird. Sodann, daß der am längsten Lebende und der, welcher am schnellsten sterben wird, Gleiches verlieren, denn Jeder verliert nur, was er hat, — den gegenwärtigen Augenblick" (II. 14.). „Stets bedenken, daß alles, was geschieht und geschehen wird, schon war. Lauter gleichartige Schauspiele!" (X. 27.) Wie traurig diese Betrachtung der Eitelkeit des Kreislaufs der irdischen Dinge ohne die Ahnung der Bestimmung für ein höheres, ewiges Leben! „Jede Thätigkeit, welche zur bestimmten Zeit aufhört, erleidet nichts Uebles dadurch, daß sie aufgehört hat, und der, welcher diese Handlung ausgeübt, hat, insofern er aufgehört, nichts Böses erlitten. Und so auch das aus der Gesammtheit aller Handlungen bestehende Ganze, welches das Leben ist, erleidet, wenn es zur bestimmten Zeit aufhört, nichts Uebles, insofern es aufgehört, und auch der, welcher zur bestimmten Zeit diese Kette geschlossen, hat keinen Schaden erlitten" (XII. 23.). Er wirft die Frage auf (XII. 5.): „Wie haben die Götter, welche alles gut und

mit Liebe zu den Menschen geordnet haben, das allein übersehn, daß manche sehr gute Menschen, welche durch fromme Werke und Opfer im vertrauten Umgang mit der Gottheit gestanden, wenn sie einmal gestorben, nicht wieder zum Daseyn kommen, sondern ganz und gar untergegangen sind?" Er antwortet: „Wenn dies aber auch sich so verhält, so wisse, daß wenn es sich hätte anders verhalten müssen, so würden sie es gethan haben. Denn wenn es recht wäre, wäre es auch möglich, und wenn es der Natur gemäß wäre, würde es die Natur so haben werden lassen. Daß es nicht so ist, wenn es nicht so ist, sey der Beweis dafür, daß es nicht so geschehen mußte." Schwerlich konnten solche kalte Reflexionen das vor dem Gedanken der Vernichtung erstarrende, durch die Eitelkeit der irdischen Dinge unbefriedigte, nach der Erreichung der im innersten Grunde des Geistes und Gemüthes angeschauten Ideale sich sehnende Herz, beruhigen. Es mußten ganz eigne, in der Reflexion lebende Naturen seyn, denen es gelingen konnte, ihre Gefühle, Bedürfnisse, Wünsche so zu beschränken und zu regeln. Naturam frustra expellas furca!

Einen allgemeinern Einfluß als die stoische Philosophie konnte die platonische auf der Religion bedürftige Gemüther erhalten. Es wiederholt sich öfters in der Geschichte, daß diese Philosophie in Zeiten des Unglaubens und Aberglaubens auf die Anregung und Belebung eines geistigeren religiösen Sinnes einwürkte und die Erscheinung des Christenthums auf gewisse Weise vorbereitete. Sie führte die Menschen zum Bewußtseyn einer gottverwandten Natur, eines Zusammenhangs mit einer höhern Weltordnung, aus welcher der gottverwandten Natur des Menschen alles Wahre

und Gute zufließe, deren Offenbarung zu vernehmen und sich anzueignen, er in dieser gottverwandten Natur das Organ habe, aus der das Göttliche seiner innern Natur entsprossen, für welche es sich selbstständig entwickeln und in die es, von dem Fremdartigen geläutert, als ein ihr angehörendes Glied wieder eintreten sollte. Diese Philosophie machte nicht, wie die consequent aufgefaßte stoische, das Göttliche im Menschen zu etwas Selbstständigerem, zu einem Ausflusse aus dem göttlichen Urquell, der, so lange er in seiner Persönlichkeit fortdauere, selbstgenugsam für sich bestehn könne, sie stellte nicht bloß den Zeus dem Weisen als Ideal der Weisheit und Tugend dar, sondern sie betrachtete das Göttliche im Menschen nur als Wegweiser zu dem göttlichen Urquell, nur als etwas Empfangendes, das außer der Gemeinschaft mit dem, von welchem es allein empfangen könne, nichts vermöge. Sie betrachtete die Persönlichkeit des Menschen nicht bloß als vorübergehende Erscheinung, sondern als für höhere Entwickelungen bestimmt. Diese Philosophie betrachtete das Leben des Einzelnen nicht als ein zweckloses Spiel in dem Kreislauf der Welt, sondern sie ließ in demselben eine Läuterungs- und Vorbereitungsstufe für ein höheres Daseyn erkennen. Sie verlangte von dem Menschen keine Unterdrückung seiner rein menschlichen Bedürfnisse, sondern ließ ihn die Befriedigung derselben suchen und erwarten. Sie wies ihn auf ein höheres Daseyn hin, in welchem die Seele, befreit von dem Fremdartigen, zu reiner Anschauung der Wahrheit gelangen werde. Sie stellte nicht eine abstrakte Religionserkenntniß den bestehenden Religionen entgegen, sondern sie ließ in der ganzen Geschichte der Menschheit die Spuren einer Gemein-

schaft

schaft zwischen Himmel und Erde, einer Offenbarung des Göttlichen an die Menschheit unter mannichfachen Formen aufsuchen. Wenn der Unglaube den Widerstreit der Religionen unter einander als Beweis gegen ihre Wahrheit anführte, so suchte dagegen die sich bildende platonische Religionsphilosophie die zum Grunde liegende Einheit in der Mannigfaltigkeit der Offenbarungsformen nachzuweisen, durch die Unterscheidung der Form und des Wesens, des Geistigen und des Sinnlichen, der Idee und des dieselbe darstellenden Symbols, suchte sie dem Aberglauben und Unglauben entgegenzuwürken, wie sie aus der Verwechselung jenes und dieses die Entstehung des Aberglaubens und des Unglaubens ableitete. Diese Betrachtungsweise drückt sich in folgenden Worten des Plutarch aus, der einer der edelsten und weisesten Repräsentanten dieser Denkart ist, und in dessen Schriften sie sich zuerst am vollständigsten darlegt, de Iside et Osiride c. 67. „So wie Sonne, Mond, Himmel, Erde und Meer allen gemeinschaftlich sind, von Andern aber mit andern Namen genannt werden, so sind, obgleich Eine Weltordnung besteht und Eine Vorsehung waltet, und die derselben dienenden Mächte über alle Menschen gesetzt sind, doch nach den Gesetzen bei Andern andre Verehrungsweisen und Benennungen entstanden, und die Einen bedienen sich dunklerer, die Andern hellerer geweihter Symbole, welche nicht ohne Gefahr die Betrachtung zu dem Göttlichen hinleiten; denn die Einen, welche ganz abirrten, verfielen in Aberglauben, Andre aber, welche gleichsam den Sumpf des Aberglaubens zu meiden suchten, stürzten von der andern Seite unvermerkt gleichsam in den Abgrund des Unglaubens." Die Ehrfurcht vor einer höheren Nothwen-

digkeit in den religiösen Instituten der Menschen, die Anerkennung eines über menschliche Willkür erhabenen Gebietes, spricht sich schön aus in diesen Worten des frommen Plutarch: „adv. Stoic. c. 31.“ Da Zeus Anfang und Mitte von Allem ist, von Zeus alles entsprossen, so sollte man zuerst die Ideen von den Göttern, wenn etwas Unreines oder Irriges sich in dieselben eingeschlichen, berichtigen und verbessern, wenn dies aber nicht angeht, alle bei der Weise der Götterverehrung lassen, bei welcher sie sich nach den Gesetzen und dem Herkommen befinden.“ Er führt hier zum Beleg für die zum Grunde liegende höhere Nothwendigkeit die schöne Stelle an: Sophocl. Antig. 457. So bildete sich aus dieser Religionsphilosophie ein gewisser Idealismus, der an die Volksreligionen sich anschloß, sie zu begründen und gegen den Unglauben zu vertheidigen, von dem Aberglauben sie zu reinigen suchte, indem er sie vergeistigte. Von diesem Standpunkte aus, sagt Plutarch in seiner Ermahnungsschrift an eine Priesterin der Isis: c. 3. „So wie nicht der lange Bart und der Mantel den Philosophen macht, so macht das leinene Gewand und das geschorne Haupt noch keinen Priester der Isis. Sondern der wahre Priester der Isis ist, wer, wenn er die Gebräuche in Beziehung auf diese Götter durch das Gesetz empfangen, die Gründe dafür aufsucht und über die darin enthaltene Wahrheit philosophirt.“ Wenn z. B. die Abergläubigen meinten, daß der Gott selbst der Prophetin im Delphischen Orakel einwohne, und durch ihren Mund rede, daß alles wörtlich von ihm herrühre; wenn hingegen die Ungläubigen diese Vorstellung lächerlich zu machen suchten und die schlechten Verse der Pythia, — darüber spottend, daß sie vom Apollo

herrühren sollten, — anführten, so sagt dagegen Plutarch de Pythiae orac. c. 7. „Sprache, Ausdruck, Worte und Metrum rühren nicht von dem Gott, sondern von der Frau her. Der Gott giebt nur die Anschauungen und zündet in der Seele das Licht in Beziehung auf die Zukunft an. Der Gott gebraucht die Seele als Organ, die Thätigkeit des Organs aber besteht darin, nach seiner Eigenthümlichkeit das ihm Mitgetheilte soviel als möglich rein darzustellen. Es kann jedoch unmöglich ganz rein wiedergegeben werden, es muß sich nothwendig auch viel Fremdartiges einmischen." c. 21. de Pythiae orac. So vertheidigt Porphyrius den Gebrauch der Bilder in der Religion [1]). „Durch sinnlich vernehmbare Bilder stellten die Alten Gott und seine Kräfte dar, durch das Sichtbare bildeten sie das Unsichtbare ab, — für diejenigen ab, die in den Bildnissen wie in Büchern eine Schrift, die von den Göttern handelt, zu lesen gelernt haben. Man kann sich nicht darüber wundern, wenn die Unwissendsten die Bildsäulen nur für Holz und Stein halten, gleichwie auch die der Schrift Unkundigen in den Denksäulen nur Steine, in den Schreibtafeln nur Holz, in den Büchern nur ein Gewebe von Papyrus sehn." Diese platonischen Religionsphilosophen schlossen sich zwar an den Polytheismus der Volksreligionen an, aber suchten denselben zu verfeinern und zu vergeistigen, indem sie die zum Grunde liegende Einheit mehr hervorhoben. Ein Urquell alles Daseyns, der Inbegriff aller Vollkommenheit, aus dessen überschwenglichem Wesen die ihm verwandten Götter emanirt sind, in ihnen hat sich das alles

1) Bei Euseb. Praep. Evangel. Lib. III. c. 7.

in sich verschließende göttliche Wesen entfaltet, so daß in jeder dieser Gottheiten eine einzelne göttliche Eigenschaft oder Kraft als Persönlichkeit hervortritt. In diesen Gottheiten beten diejenigen (οἱ πολλοι), welche nicht fähig sind durch den Schwung der Betrachtung bis zu dem Einen Urquell sich zu erheben, diesen an. Auf ihn bezieht sich doch zuletzt alles mittelbar oder unmittelbar, Götter sind die Mittler zwischen dem Ureinen und den durch die Vielheit zerstreuten Menschen. Nur auf diese bezieht sich der durch sinnliche Dinge erwiesene Cultus; jener Urquell alles Daseyns hingegen, der über alle Berührung mit der sichtbaren Welt erhaben ist, kann durch nichts Aeußerliches, Sinnliches verehrt werden, zu ihm erhebt sich nur der Weise durch die reine Betrachtung des Geistes. So sagt Apollonius von Tyana in seinem Buche von den Opfern [1]: „Dem Ersten aller Götter, der Einer ist und gesondert von allen Uebrigen, erweiset man so am meisten die seiner würdige Verehrung, wenn man ihm überhaupt nichts opfert, wenn man ihm kein Feuer anzündet und überhaupt nichts Sinnliches ihm weiht; denn er bedarf keiner Sache, auch die ihm von Höheren, als wir sind, gegeben werden könnte, und es giebt durchaus keine Pflanze, welche die Erde hervorbringt, kein Thier, das die Luft ernährt, was nicht in Beziehung auf ihn etwas Unreines wäre. Von dem Herrlichsten unter allem, was ist, müssen wir nur durch das Herrlichste in uns das Gute erbitten, das ist der Geist, der keines Organes bedarf." Dieses Streben, die polytheistische Religion zu vergeistigen und zu verfeinern, mußte

1) ap. Euseb. Praeparat. evang. Lib. IV. c. 13.

nun nachher, als das Christenthum mit Macht sich verbreitete, eine polemische und apologetische Richtung gewinnen. Man mußte das morsche Heidenthum auf solche Weise zu stützen suchen. Doch durch dies oft gar zu künstliche Streben konnte man die Unhaltbarkeit der Religion, die man sich zu vertheidigen bemühte, nur schlecht verdecken, und diese philosophischen Religionsverfeinerer selbst gaben dadurch nachher den Christen manche Waffen gegen die Volksreligion, welche diese wohl zu benutzen wußten. Schon Plutarch gebraucht die Lehre von den Dämonen als Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen, um die Erhabenheit der Götter zu retten und doch die Ueberlieferungen der Volksreligion zu vertheidigen, indem er Manches von den Göttern auf diese Mittelwesen übertrug, welche man mit den Göttern verwechselt habe. (Plutarch de defectu orac. c. 13. et s.) Weiter ging Porphyrius, indem er aus diesen Dämonen unreine, der Materie, aus welcher diese Platoniker alles Böse ableiteten, verwandte Wesen machte. Diese haben ihre Freude an den sinnlichen Opfern, durch welche ihre sinnlichen Begierden befriedigt werden, sie reizen die Menschen zu allen bösen Trieben an, sie suchen die Menschen, indem sie sich selbst für die Götter ausgeben, von der Verehrung derselben abzuziehen und unwürdige Meinungen von den Göttern und von dem höchsten Gott selbst zu verbreiten. Ihre Täuschungskünste haben von Alters her Eingang gefunden. Daher die unwürdigen und unanständigen Vorstellungen und Erzählungen von den Göttern, die unter der Menge verbreitet und selbst durch Dichter und Philosophen unterstützt wurden [1]). Man sieht

1) Porphyr. l. c. Lib. IV. 21. 22.

sehr leicht, wie gut solche Erörterungen den christlichen Gegnern der Volksreligion dienen konnten.

Diese Platoniker suchten so durch ihren vergeistigenden Idealismns und ihren ein inneres religiöses Leben anregenden oder erheuchelnden und nachmachenden Mysticismus, indem sie die Einbildungskraft, eine gewisse gemüthliche und gemächliche, müßige Contemplation und eine oft unklare Speculation in das Interesse der Volksreligion hineinzogen, dieselbe unter einer Klasse der Gebildeten in ein gewisses, freilich nur erkünsteltes Leben zurückzurufen und eine gewisse Begeisterung für dieselbe anzuregen. Aber die Religionserkenntniß und das religiöse Leben unter dem Volke konnte durch diese Religionsverfeinerung durchaus nicht gebessert werden. Das Volk blieb bei dem Aeußerlichen des Cultus stehn, es hielt an dem alten Aberglauben, den man zu befördern suchte, obgleich man ihn vergeistigte, und es konnte von jenen Vergeistigungen, jenen symbolischen Deutungen des Cultus nichts verstehen. Auch betrachteten jene Platoniker selbst die geistige Religionserkenntniß nur als Eigenthum der in der Betrachtung lebenden Weisen, dazu konnte man nur durch die ἐπιστημην gelangen, das Volk mußte sich mit der Wahres und Falsches vermischenden δοξα begnügen. Uebrigens ließ sich der Aberglaube auch unmöglich auf theoretischem Wege durch Entgegenstellung allgemeiner reiner Religionsideen bekämpfen. Wie der Grund desselben im praktischen war, so konnte er auch nur von der praktischen Seite aus mit Erfolg bekämpft werden. Ein unbefriedigtes religiöses Bedürfniß, das Bedürfniß einer Befreiung von der im Grunde des Herzens tief empfundenen, obgleich nicht zum klaren Bewußtseyn gekommenen Sündenschuld,

war die Quelle des Aberglaubens. Dieß Bedürfniß mußte zuerst befriedigt, von dieser drückenden Last mußte das geängstigte Herz befreit werden; so fiel der Aberglaube von selbst mit der Ursache desselben. Plutarch macht dem Aberglauben den Vorwurf, daß derselbe in den Göttern, die voll väterlicher Liebe sind, nur furchtbare Wesen erblicke; aber es half nichts, zum Vertrauen auf die heilbringenden, gnädigen Götter (θεοι σωτηρες και μειλιχιοι) die Menschen zu ermuntern; das Gefühl der Entfremdung von Gott stand in ihrem Innern der Aufnahme dieser Idee von den Göttern entgegen. Daher das Suchen nach Reinigungsmitteln der Seele, welche man in mancherlei äußerlichen Ceremonien und magischen Formeln zu finden glaubte. Die späteren Platoniker selbst ersannen Mancherlei, diesem Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen. Indem jene Platoniker an die Volksreligionen sich anschlossen und diese mit ihren philosophischen Ideen zu verschmelzen suchten, konnten sie durch eine künstliche Vermischung von Wahrem und Falschem mancherlei Arten des Aberglaubens in ihre Systeme aufnehmen und demselben durch ihre Vergeistigungen noch mehr Begründung geben. Die Erfahrung verschiedener Zeiten lehrt (z. B. nachher bei den Bilderstreitigkeiten, bei den Scholastikern), daß der durch einen solchen Idealismus verfeinerte Aberglaube sich am schwersten entwurzeln läßt. Der Platonismus regte eine unbestimmte Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, nach einer Verbindung mit der unsichtbaren Welt auf, welche er nicht befriedigen konnte. Je weniger diese Sehnsucht sich selbst verstand, je mehr regellose Einbildungskraft und ein speculativer Fürwitz, der in das Verborgene eindringen wollte, sich darin einmischte,

desto mehr Hang zur Schwärmerei aller Art, desto mehr gaben diejenigen, welche auf selbsterwählten Wegen in die unsichtbare Welt eindringen wollten, und am wenigsten mit dem Herzen das Göttliche zu ergreifen suchten, gefährlichen Selbsttäuschungen und Täuschungen durch Andre sich preis. Es zogen damals in dem römischen Reiche Viele umher, die sich höhere Kräfte aus der unsichtbaren Welt rühmten, welche bei dieser vorhandenen Sehnsucht Eingang fanden, — Menschen, bei welchen, wie es in solchen Zeiten religiöser Gährung zu geschehen pflegt, eine Mischung von Selbsttäuschung oder Schwärmerei und mehr oder weniger absichtliche Täuschung Anderer statt fand. Ein solcher war zum Beispiel jener Alexander aus Abonoteichos im Pontus, dessen Leben nach seiner satirischen Weise Lucian beschrieben, welcher vom Pontus bis nach Rom hin mit seinen vorgeblichen Zauber- und Wahrsagerkünsten Glauben fand, und selbst von Männern, welche die angesehnsten Staatsämter in Rom verwalteten, als Prophet verehrt und befragt wurde. Wohl zu den Besseren unter Solchen gehörte der in dem apostolischen Zeitalter berühmte Apollonius von Tyana, der mehr außerordentliche Gaben haben mochte, der vielleicht mehr Anregung durch den Geist Gottes erhalten hatte, wenn gleich er durch geistlichen Hochmuth und Eitelkeit das ihm anvertraute Pfund, statt es durch treue und wachsame Anwendung rein zu erhalten und zu vermehren, wenigstens zum Theil verdarb. Freilich läßt sich schwer ein sicheres Urtheil über ihn fällen, da es so sehr an zuverläßigen Berichten fehlt. Diejenigen, welche, wie Philostrat im dritten Jahrhundert, durch mährchenhafte Erzählungen einen Heroen der alten Volksreligion aus ihm

machten, haben ihm im Urtheil der Nachwelt am meisten geschadet. Er suchte umherziehend den religiösen Glauben zu beleben, beförderte, freilich auch, indem er dem nach der unsichtbaren Welt forschenden Fürwitz Nahrung gab, die Schwärmerei. Er sprach gegen den Aberglauben, insofern derselbe der Unsittlichkeit zur Stütze diente, wenn die Menschen glaubten, durch Opfer die Ungestraftheit der Verbrechen erkaufen zu können; er erklärte, daß ohne sittliche Gesinnung keine Art äußerlicher Verehrung den Göttern wohlgefällig seyn könne. Er sprach gegen die grausamen Fechterspiele; denn da die Athenienser, welche solche anstellten, ihn in ihre Volksversammlung riefen, antwortete er ihnen, „er könne den Ort nicht betreten, der durch so viel vergossenes Menschenblut befleckt sey, er wundere sich, daß die Göttin ihre Burg nicht verließe" [1]). Wenn der Vorsteher der eleusinischen Mysterien dem Apollonius von Tyana die Weihe zu ertheilen sich weigerte, so ist es schwer zu bestimmen, ob

---

1) Aehnlich, wie ein anderer merkwürdiger Mann zu Athen unter den Antoninen, Demonax, der statt des mystischen Pantheismus, von welchem Appollonius von Tyana ausging, einen mehr nüchternen dem Volksaberglauben entgegenstellte. Als die Athenienser ein Gladiatorenspiel anstellen wollten, erklärte er ihnen, sie sollten zuerst den Altar der Barmherzigkeit (des ἐλεος), den ihre Stadt vor allen andern Städten voraus hatte, niederreißen. Die Antwort dieses Demonax auf die Frage, ob die Seele unsterblich sey: ja unsterblich, aber wie Alles, — ist zu vergleichen mit der Erklärung des Apollonius, daß Alles Geboren werden und Sterben nur Schein sey (Maja), eine Substanz bald in's Unsichtbare sich zurückziehend, bald in sichtbaren grob irdischen Formen sich verhüllend, s. ep. 58. desselben. (welcher Brief wohl ächt seyn könnte.)

der Hierophant es redlich meinte und in dem Apollonius einen Goëten sah, der unerlaubte Künste trieb, oder ob er nicht vielmehr auf den großen, der Priesterschaft entgegenstehenden Einfluß eifersüchtig war, den Apollonius über das Volk ausübte, so daß schon Viele den Umgang mit dem Apollonius sich mehr als die Einweihung in die Mysterien angelegen seyn ließen. Die Schlußformel aller Gebete des Apollonius, die er auch andern Betenden empfahl, obgleich entgegengesetzt dem Wahn derer, welche meinten, daß es bei dem Gebete auf die Gesinnung des Betenden eben nicht ankomme, zeigt doch, woran es ihm wohl am meisten fehlte, und welcher Mangel wohl der Grund der meisten Selbsttäuschungen bei ihm seyn mochte, — das Gebet: „ihr Götter, gebt mir, was mir gebührt“ (δοιητε μοι τα ὀφειλομενα), der rechte Gegensatz gegen die Bitte: vergieb uns unsere Schuld!

Ueberall zeigte sich das Bedürfniß nach einer solchen Offenbarung des Himmels, welche den suchenden Seelen die Ruhe gewähren könnte, die sie in den streitenden Systemen der alten Philosophieen, und in den in ein erkünsteltes Leben zurückgerufenen alten Religionen nicht finden konnten. Der eifrige Vertheidiger der alten Religion, Porphyrius, weiset selbst auf das tief gefühlte Bedürfniß hin, dem er, auf die Autorität der Götteraussprüche sich stützend, durch seine Sammlung alter Orakelworte als Grundlage einer Theologie zur Hülfe kommen wollte. Er sagt darüber [1]): „Was für einen Nutzen diese Sammlung habe,

1) περι της ἐκλογιων φιλοσοφιας bei Euseb. Praeparat. Lib. III. c. 7.

das werden am besten diejenigen wissen, welche, die Schmerzen der Sehnsucht nach Wahrheit empfindend, einst wünschten, daß ihnen eine Göttererscheinung zu Theil werden möge, um durch den glaubwürdigen Unterricht Ruhe in ihren Zweifeln zu erhalten."

Das Leben eines solchen von Jugend auf durch Zweifel gemarterten, durch den Streit der entgegengesetzten Meinungen beunruhigten, von der Sehnsucht nach Wahrheit getriebenen Menschen, der zuletzt durch diese lange Zeit unbefriedigter Sehnsucht dem Christenthum zugeführt wurde (der Zug durch den himmlischen Vater zu seinem Sohne hin), schildert der Verfasser einer Art von philosophisch-religiösem Roman, der Clementinen im zweiten oder dritten Jahrhundert; wenn gleich Dichtung, doch gewiß eine aus dem Leben gegriffene Dichtung, welche wir hier als Charakteristik mancher suchenden Gemüther dieser Zeit benutzen können.

Ein Mann aus einer angesehenen römischen Familie, Clemens, der zur Zeit der ersten Verkündigung des Evangeliums lebte, erzählt: „Von meiner frühen Jugend an beschäftigten mich die Zweifel, die, ich weiß selbst nicht wie, in meine Seele gekommen waren: Werde ich nach dem Tode nicht mehr seyn, und wird Keiner einst meiner gedenken, da die unendliche Zeit alle menschlichen Dinge in Vergessenheit versenkt? Es wird so gut seyn, als wäre ich nicht geboren worden! Wann ist die Welt geschaffen worden und was war, ehe die Welt war? War sie von Ewigkeit her, so wird sie auch ewig fortdauern. Hat sie einen Anfang gehabt, so wird sie auch ein Ende haben. Und was wird nach dem Ende der Welt wiederum seyn, wenn

nicht etwa Todesstille? Oder vielleicht wird etwas seyn, was jetzt zu denken nicht möglich ist. Indem ich — fährt er fort — solche Gedanken, ich weiß selbst nicht woher, unaufhörlich mit mir herumtrug, wurde ich sehr gemartert, so daß ich erblaßte und abzehrte — und das Schrecklichste, daß, wenn ich mich einmal von dieser Sorge als einer unnützen losmachen wollte, so regte sich dieses Leiden nur noch heftiger wieder von Neuem in meinem Innern, und ich hatte darüber großen Verdruß. Ich wußte nicht, daß ich einen guten Begleiter hatte an diesem Gedanken, der mich zum ewigen Leben führte, wie ich nachher durch die Erfahrung erkannte und Gott dem Lenker aller Dinge dafür dankte, denn durch diesen mich anfangs quälenden Gedanken wurde ich genöthigt, zum Suchen der Dinge und zum Finden zu kommen. Und als dies geschehen war, beklagte ich als unglückselige Menschen diejenigen, welche ich anfangs aus Unwissenheit glücklich zu preisen Gefahr lief. Da ich mich nun von Kindheit an in solchen Gedanken befand, besuchte ich, um etwas Sicheres zu erkennen, die Schulen der Philosophen, und ich sah nichts Andres, als Aufbauen und Niederreißen der Lehrsätze, Streit und Widerstreit, und bald zum Beispiel siegte die Demonstration, daß die Seele unsterblich, bald daß sie sterblich sey. Siegte die erstere, so freuete ich mich; siegte die zweite, so wurde ich niedergeschlagen. So wurde ich durch die verschiedenen Darstellungen hin und her gezogen, und ich mußte wahrnehmen, daß die Dinge nicht erschienen, wie sie in sich selbst sind, sondern wie sie von dieser oder jener Seite dargestellt werden. Ich wurde von noch größerem Schwindel ergriffen und seufzte aus der Tiefe meiner Seele." Schon

beschloß Clemens, da er durch die Vernunft zu keiner festen und sichern Ueberzeugung gelangen konnte, auf andern Wegen Aufschluß zu suchen, nach dem Lande der Mysterien und der Geisterseherei, nach Aegypten, zu reisen, und einen Zauberer aufzusuchen, der ihm einen Geist citiren könnte. Die Erscheinung eines solchen Geistes sollte ihm einen anschaulichen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele geben. In dem, was ihm aus eigener Anschauung gewiß geworden, sollten ihn dann keine Demonstrationen wieder schwankend machen können. Aber die Vorstellungen eines besonnenen Philosophen hielten ihn davon zurück, durch diese unerlaubten Künste, nach deren Anwendung er nie wieder zum Frieden des Gewissens würde gelangen können, die Wahrheit zu suchen. In dieser Stimmung des zweifelnden, schwankenden, suchenden, geängstigten und tief bewegten Gemüthes traf ihn die durch Beweise des Geistes und der Kraft unterstützte Verkündigung des Evangeliums, und er kann uns ein Bild von Vielen seyn.

Wenn wir nun nach dem dargestellten Bilde des religiösen Zustandes der Heidenwelt in diesem Zeitalter dessen Verhältniß zum Christenthum betrachten, so sehn wir, daß von der einen Seite der Unglaube, dem aller Sinn für die Anerkennung von etwas Göttlichem fehlte, wie aller Religion, so auch dem Christenthum entgegenstand, welcher jeder, göttliche Wahrheit verkündigenden Lehre die Frage entgegenhielt: was ist Wahrheit? — von der andern Seite dem Christenthum entgegenstand die durch die erwähnten Ursachen von Neuem hervorgerufene fanatische Anhänglichkeit an die alten Volksreligionen, und der durch diejenigen, welche ihn zu vergeistigen suchten, nur beförderte

blinde Aberglaube, dem eine Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit ein Aegerniß war. Aber das unbefriedigte, religiöse Bedürfniß vieler Gemüther, das eine Befriedigung suchte, die Sehnsucht nach einer neuen Verbindung mit dem Himmel, nach einer über alle Zweifel erhabenen Offenbarung desselben, welche unter dem Streit menschlicher Meinungen Zuversicht und Ruhe gewähren könnte, — alles dies konnte die Seelen dem Christenthum zuführen. Doch eben diese, oft dessen, was sie sucht, sich nicht klar bewußte, unbestimmte Sehnsucht konnte auch aller Schwärmerei die Menschen preis geben, und Geister, welche Kräfte der unsichtbaren Welt und Aufschlüsse über dieselbe mitzutheilen versprachen, und dabei den natürlichen Neigungen der Menschen schmeichelten, konnten oft leichter Eingang finden, als das einfache Evangelium, welches sich denselben entgegenstellte. Nur war in diesem eine Kraft Gottes, welche alle Täuschungskünste zu Schanden machte, welche durch allen täuschenden Schein hindurch zu dem Herzen der Menschen dringen und sich als dasjenige bewähren konnte, was allein ihre Bedürfnisse zu befriedigen im Stande war, was allein den Aberglauben, welchen keine platonische Philosophie besiegen konnte, von Grund aus entwurzeln konnte, indem es auf den eigentlichen Sitz des Uebels gründlich heilend einwürkte. Die platonische Philosophie war zwar, indem sie den innern religiösen Sinn lebendiger anregte, indem sie demselben eine geistigere, mit dem Charakter der Volksreligion nicht übereinstimmende Richtung gab, die Vorbereitung für das Christenthum, aber sie konnte auch ihre, die nach dem Glänzenden haschende Eitelkeit des natürlichen Menschen anziehende, prunkvolle, mystisch-poetische Religion

der demüthigen Gotteskraft des einfachen Evangeliums entgegensetzen; denn wenn gleich stets Einfalt Merkmal des Göttlichen ist, so ist doch der natürliche Mensch immer geneigt, am wenigsten in dem Einfachen zu suchen. Die Alles, auch das Verschiedenartige, zusammenschmelzende Richtung dieses platonischen Religionseklekticismus konnte sich so leicht nicht überwinden, nur Eines, was dem Menschen Noth thue, anzuerkennen, diesem Einen den ganzen Menschen hinzugeben und in diesem Einen Alles zu suchen. Diejenigen, welche mehr hatten als Andre, wenn gleich noch nicht das, was die Natur des Menschen zur Heilung ihrer Uebel und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse verlangt, kostete es dafür auch mehr Selbstverleugnung als Andre, um das Unzulängliche dessen, was sie mehr hatten, anzuerkennen und in diejenige Armuth des Geistes einzugehen, ohne welche die Reichthümer des Evangeliums nicht empfangen und genossen werden können.

Gehen wir zu dem religiösen Zustande des jüdischen Volks über, so bemerken wir den großen Unterschied zwischen dem Juden- und Heidenthum, der zwischen der Offenbarung des lebendigen Gottes und zwischen der Naturreligion statt finden mußte. Der rein religiös-sittliche Geist des Judenthums, die Idee von Einem heiligen, allmächtigen, allweisen, barmherzigen, freiwaltenden Gott, als Schöpfer und Regierer der Welt, den zu verherrlichen, Alles dienen, auf den Alles bezogen werden soll, diese Idee als Eigenthum nicht einer Klasse von wenigen Geweihten, nicht als esoterische Priesterlehre, sondern als Eigenthum eines ganzen Volks, als der Mittelpunkt einer ganzen Volksreligion, der Gegensatz zwischen Heiligkeit und

Sünde, welcher, in dieser Schärfe aufgefaßt, in der heidnischen Naturreligion sich nicht finden konnte. Zwar war es eben die höchste Bestimmung dieser Religion nach dem Plane der göttlichen Menschenerziehung, Bedürfnisse des Herzens und Geistes anzuregen, welche sie nicht befriedigen, deren Befriedigung sie nur vorbereiten und verheißen konnte und sollte; das Bewußtseyn eines Zwiespaltes im Innern des Menschen hervorzurufen, den sie nicht heilen konnte, aber es blieb doch in dieser Religion bei aller Veränderung menschlicher Bildung eine Gotteskraft, es war hier ein objektiver, zuversichtlicher Grund des Glaubens, nicht ein Gewebe verschiedenartiger Mythen und Sagen, in welche erst ein religiöser Sinn hineingelegt werden mußte, oder aus welchem doch nur dunkele Anklänge religiöser Ahnung sprachen. Daher konnte denn auch diese Religion sich im Ganzen in ihrem Ansehn unerschüttert erhalten unter allen politischen Stürmen, welche das Volk bewegten, ja sogar wurde unter den Bedrängnissen dieses Volkes in den späteren Zeiten der Glaube desselben an die alte Religion im Ganzen nur fester und stärker. Aber darum konnte doch auch diese Religion den allgemeinen Ursachen der Verderbniß nicht entgehen, welche den Untergang aller religiösen Stiftungen zuletzt herbeigeführt haben. Als besondere Religionsform vermochte sie nicht siegreich, wie in manchen ähnlichen Gährungszeiten das Christenthum, in herrlicherer Offenbarung hervorzugehn, denn als besondere Religionsform war sie nur für eine bestimmte Stufe menschlicher Entwickelung gegeben und geeignet, und sie mußte daher, länger als besondere Religionsform fortdauernd, sich selbst überleben, — daher etwas Todtes werden. Die aus dem

Kampf

Kampf mit jenen Ursachen der Verderbniß hervorgehende siegreiche Verherrlichung konnte hier nur die verklärte Auferstehung im Christenthum seyn.

Mit dem Festhalten des Buchstabens der alten Religion war nicht zugleich das Eindringen in den Geist derselben verbunden. Das Andenken an die großen Fügungen Gottes mit ihrem Volke, an die für die Entwickelung der ganzen Menschengeschichte bedeutungsvolle theokratische Bestimmung desselben, wurde für die Meisten nur Nahrung eines fleischlichen Hochmuths, statt daran zu denken, wie sie der besondern Führung, welche die Väter des Volks genossen, sich würdig machen, und wie sie jener theokratischen Bestimmung durch ihre Gesinnung und ihren Wandel entsprechen könnten, meinten sie geborene Mitglieder der Theokratie zu seyn, vermöge ihrer leiblichen Abstammung von den erwählten Vätern, und vermöge einer bloß äußerlichen Gottesverehrung sich schon als Bürger des Gottesreichs betrachten und auf den Genuß aller Rechte solcher rechnen zu können. Die Idee, welche den Mittelpunkt der ganzen theokratischen Entwickelung ausmachte, die Idee vom Messias, war zwar durch die Bedrängnisse und Leiden der letzten Zeiten nur lebendiger hervorgerufen worden. Sehnsuchtsvoll erwarteten Viele den verheißenen Befreier aus dem Elende, durch den die gesunkene Theokratie in größerer Herrlichkeit wieder hergestellt werden sollte; aber sie fühlten nur das irdische Elend, nicht das innere sittliche Elend, von welchem das erstere ausgegangen war, sie erwarteten in dem Messias nur einen Befreier von jenem. Nur mit fleischlichem Sinn konnten sie die Idee von dem Messias und des von ihm zu stiftenden Reichs auffassen. Mit gött-

licher Wundermacht sollte er ihren irdischen Begierden dienen, von dem römischen Joche sie befreien, Rache an ihren Feinden ihnen verschaffen und ein Reich irdischer Herrlichkeit gründen, dem Alles sich unterwerfen müßte und in dem sie des Genusses aller Güter, welche eine im Wunderbaren sich gefallende und doch nur auf das Sinnliche gerichtete Einbildungskraft ihnen vormalte, sich erfreuen würden. Es fehlte an Führern und Lehrern des Volks, welche dasselbe hätten enttäuschen, über das Wesen der Religion und der Theokratie es belehren können. Größtentheils waren Blinde Führer der Blinden, welche in seinem fleischlichen, verkehrten Sinne und dem daher rührenden Wahn das Volk nur noch mehr bestärkten. Insbesondere hatte großen Schaden gestiftet ein fanatischer blinder Eiferer, Judas von Gamala oder der Galiläer, welcher um das Jahr 14 nach Christi Geburt, bei Veranlassung der durch den Kaiser Augustus angestellten Volksschätzung, aufgetreten war. Er forderte das Volk auf, die römische Knechtschaft mit einemmal abzuwerfen, und keinen Herrn als Gott allein anzuerkennen, als ob ein Volk, das von der einzig wahren sittlichen Freiheit so fern war, wie das jüdische, beherrscht von wilden Leidenschaften und Begierden, hätte im Stande seyn können, auch nur die politische Freiheit zu genießen, als ob diejenigen, die durch ihren ganzen Sinn von Gott entfremdet waren, die so viele Götzen in ihrem Herzen hatten, im wahren Sinne Gott als ihren Herrn hätten anerkennen können! Diese fleischliche Auffassung der Ideen vom Gottesreiche, von der Freiheit und von den Rechten der Bürger desselben, diese Vermischung der weltlichen und geistlichen Dinge, war, wie zu allen Zeiten, die Quelle eines wilden

Fanatismus unter den Juden, der endlich auch das zeitliche Verderben über Jerusalem herbeiführte. Unfaßlich war ihnen daher, was ihnen der Sohn Gottes von der wahren Freiheit sagte, welche den unter der Sündenknechtschaft seufzenden Menschen zu verleihen, er vom Himmel gekommen war. Daher konnten sie, wie sie den Vater in ihrem fleischlichen Sinne nicht kannten, auch den Sohn nicht kennen. Sie konnten in ihm den Messias nicht anerkennen, weil sie die von ihm in den Bedürfnissen des menschlichen Herzens zeugende Stimme des Vaters nicht vernahmen, sondern nur die Stimme der Welt und des Fleisches in ihrem Herzen sich hören ließ, und sie daher einen solchen Messias haben wollten, zu dem diese Stimme ihres Herzens sie, die nicht von Gott gelehrten, sondern von ungöttlichem Sinne getriebenen Menschen hinzog, einen Messias, der ihre auf das Irdische gehenden Erwartungen und Wünsche befriedigt hätte. Wie es ihnen Christus, dessen warnende Stimme sie nicht vernehmen wollten, vorausgesagt hatte, wurden sie zu ihrem Verderben durch diesen fleischlichen Sinn den Täuschungskünsten aller falschen Propheten preis gegeben, welche den Wünschen dieses fleischlichen Sinnes durch ihre Vorspiegelungen schmeichelten. Als der Tempel zu Jerusalem schon brannte, konnte ein solcher Pseudoprophet Schaaren Volks überreden, daß ihnen Gott vom Tempel aus durch ein Wunderzeichen [1]) den Weg zur Rettung zeigen werde, und durch ihn bethört, wurden Tausende Opfer der Flammen oder des römischen Schwerdtes. Josephus, der kein

1) Ein solches Zeichen vom Himmel, wie sie oft von dem, der ihnen den Weg zu ihrem wahren Heile zeigen wollte, verlangt hatten.

Christ war, aber unbefangener als Andere die Schicksale seines Volks, deren Augenzeuge er gewesen, betrachtete, läßt auf diese Erzählung diese merkwürdige Reflexion folgen: „Das unglückselige Volk ließ sich nur damals täuschen durch die Betrüger, welche im Namen Gottes zu lügen wagten. Aber auf die offenbaren und die bevorstehende Verheerung voraus verkündigenden Wunderzeichen achteten sie nicht, und solchen glaubten sie nicht, sondern wie ganz betäubte Menschen, und als wenn sie weder Augen noch eine Seele hätten, hörten sie nicht, was Gott verkündigte."

Unter den jüdischen Theologen in Palästina finden wir die drei verschiedenen Hauptrichtungen, welche gewöhnlich bei dem Verfall der Religionen sich zu bilden und einander entgegenzutreten pflegen. Diejenigen, welche das Innere und das Aeußere der Religion verwechseln, oder gar über dem Aeußeren das Innere vergessen, welche eine Menge menschlicher, zu der ursprünglichen Religion hinzugekommener Satzungen zur Hauptsache der Religion machen, in einen todten Ceremoniendienst, und eine todte, herkömmliche Rechtgläubigkeit das Wesen der Religion setzen. Sodann diejenigen, welche diesen falschen Schein der Religion, diese Verfälschung des Ursprünglichen in derselben bekämpfen, aber, weil ihnen der lebendige, innere, religiöse Sinn, das innere, religiöse Herzensbedürfniß, die Empfänglichkeit für das Göttliche fehlt, bei diesem Gegensatze das rechte Ziel überschreiten, welche daher, weil nicht der rechte geistliche Sinn die kritische Richtung bei ihnen begleitet und leitet, mit ihrer kalten, negativen Richtung, indem sie Menschensatzungen, die sich für göttliche Wahrheit ausgeben, mit Recht angreifen, zugleich auch manche, ihnen von ihrem irdi-

schen Standpunkte aus unfaßliche, tiefere Wahrheit als Menschensatzung verwerfen; und endlich die stilleren, wärmeren Seelen, bei welchen das religiöse Anschauungs- oder Gefühlsvermögen zu sehr vorherrscht, welche aus dem Streit der Meinungen unter den Schriftgelehrten in sich selbst sich zurückziehen, in den subjektiven Gefühlen oder Anschauungen die Auslegung des Sinnes der alten Religionsurkunden suchen, Mystiker entweder von mehr praktischer oder mehr contemplativer Richtung. Diese drei Hauptrichtungen des religiösen Geistes, die unter veränderten Formen oft wiederkehren, erkennen wir hier in den drei Klassen der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Die Pharisäer [1]) pflanzten in ihren Schulen durch mündliche Ueberlieferung, Kabbalah, eine aus der Vermischung der mosaischen Religion mit andern orientalischen Religionselementen gebildete, spekulative Theologie fort, welche sie durch eine allegorisirende Bibelauslegung in die alten Religionsurkunden hineinlegten. Durch willkürliche Wortklaubereien, mystische Deutungen und vorgebliche Traditionen der Väter hatten sie das mosaische Ceremonialgesetz mit einer Menge neuer, äußerlicher Vorschriften verbunden, auf deren pünktliche, peinliche Beobachtungen sie oft größeren Werth legten, als auf Werke

1) Der Name abzuleiten von dem Worte parasch, פָּרַשׁ, entweder in der Bedeutung erklären, poresch, פּוֹרֵשׁ, der ἐξηγητης του νομου κατ᾽ ἐξοχην, wofür sich die Pharisäer nach Josephus ausgaben; oder in der Bedeutung absondern, parusch, פָּרוּשׁ, was wohl dem griechischen Laute Φαρισαιος näher kommt, der von der profanen Menge, dem עַם הָאָרֶץ, Abgesonderte, der als ein Heiliger wollte angesehen seyn.

der Gerechtigkeit und der Liebe. Sie hatten sich mancherlei äußerliche Gottesdienste ersonnen, die sie als opera supererogationis betrachteten, durch welche Manche, die in der Blindheit ihres Herzens von Jugend auf die Werke des Gesetzes vollbracht zu haben meinten, nun glaubten, noch mehr, als das Gesetz verlangt, thun und einen besondern Grad der Heiligkeit sich erwerben zu können. Gewiß muß man diese Pharisäer, gleich wie die späteren Mönche, ihrer Gesinnung nach, nicht Alle in Eine Klasse setzen, sondern die verschiedenen Menschenarten wohl von einander unterscheiden. Die Mehrzahl waren mehr oder weniger Heuchler und Scheinheilige, denen es um ihre eigene Ehre und Herrschaft am meisten zu thun war, welche durch ihre äußerliche Werkheiligkeit sich vor dem Volk ein Ansehen zu geben suchten, während bei diesem äußerlichen Schein ihre Herzen voll böser Triebe übertünchten Gräbern glichen, während sie oft im Verborgenen der Befriedigung ihrer sündhaften Begierden sich überließen. Andere aber meinten es redlich mit dem Streben nach Rechtfertigung und Heiligung, sie beobachteten gewissenhaft, was ihre Satzungen vorschrieben, und suchten durch ihre ascetischen Anstrengungen über das Böse Herr zu werden. Sie irrten nur darin, daß sie durch eigenes Ringen und Laufen meinten, das erstürmen zu können, was nur die Gnade Gottes dem demüthigen, zerknirschten Herzen verleiht. Manche mochten wohl unter diesen Kämpfen die inneren Erfahrungen machen, welche Paulus, der ehemalige Pharisäer, so naturgemäß in dem siebenten Capitel des Römerbriefes schildert.

Die Sadducäer, größtentheils in aller Gemächlichkeit lebende reiche Leute, die in irdischem Wohlleben die höheren

Bedürfnisse ihrer Natur vergaßen, deren Herzen auch nicht durch die Noth, welche so oft Erzieherin der Menschen ist, erweicht und, die Güter einer höhern Welt zu suchen, angetrieben werden konnten, — bekämpften zwar mit Recht die selbstersonnenen Gottesdienste der Pharisäer, deren peinliche Satzungen und eitele Grübeleien. Aber indem sie die Verfälschungen der ursprünglichen mosaischen Religion bekämpften, wollten sie die durch den Geist Gottes veranlaßte und geleitete geschichtliche Fortentwickelung derselben nicht anerkennen und manche religiöse Wahrheit, welche erst durch die Propheten entwickelt worden, mußte daher von ihnen geleugnet werden. Sie schrieben nur dem Pentateuch göttliche Autorität zu, und sie wollten nur diejenigen Religionswahrheiten anerkennen, welche durch eine buchstäbliche Auslegung in demselben gefunden werden könnten. Sie leugneten daher die Lehre von der Auferstehung und der Bestimmung der Seele für ein ewiges Leben. Auch den Glauben an höhere Geister verwarfen sie nach Apostelgesch. 23, 8. Man sieht aber nicht, wie ihr Glaube an die göttliche Autorität des Pentateuchs sich damit vereinigen ließ, wenn sie nicht etwa, wie andere jüdische Sekten, die Engelerscheinungen bloß als unpersönliche, vorübergehende Offenbarungsformen der Gottheit ansahen. Wenn gleich aus dem Berichte des Josephus sich nicht bestimmt ableiten läßt, daß sie eine auf das Einzelne sich erstreckende Vorsehung ganz leugneten, so erhellt es doch, daß sie, ihrer negativen religiösen Richtung gemäß, Gott so viel als möglich müßigen Zuschauer bei dem Weltlaufe seyn und ihn an den Angelegenheiten der Menschen weit weniger Antheil nehmen ließen, als es der Geist der Theokratie verlangte. Einer äußerlichen Sittlichkeit in

der Gesetzerfüllung schrieben sie den Werth über alles Andere zu. (Daher auch vielleicht ihr Name.) Je weniger sie in die Tiefe der Sittlichkeit eindrangen, desto mehr konnten sie den Menschen Selbstgenügsamkeit im Sittlichen zuschreiben, und von der Bestimmung des menschlichen Willens ganz aus sich selbst Alles abhängen lassen. Mit dieser Denkart stimmte auch die harte, kalte, herzlose Gemüthsart, welche Josephus den Sadducäern zuschreibt, wohl überein. Wenn gleich Josephus selbst Pharisäer war, so zeigt er sich doch stets unbefangen in seinen Urtheilen; er deckte ja auch das Schlechte an den Pharisäern oft unverholen auf, und man hat daher keine Ursache, ihn hier einer die Wahrheit beeinträchtigenden Feindseligkeit zu beschuldigen. Man kann gewiß aus der Beschaffenheit der Lehren der späteren Karäer, welche gemäßigte Gegner der pharisäischen Ueberlieferungen sind, auf die Beschaffenheit der sadducäischen Lehren nicht zurückschließen. Es frägt sich überhaupt immer noch, ob die Letzteren mit den Ersteren in irgend einem äußerlichen Zusammenhange stehn, obgleich die Verketzerungssucht ihrer Gegner sie natürlich gern mit diesen verwechselte?

Aus dem Kampfe der theologischen und politischen Partheien heraus hatte sich ein Verein frommer Männer, welche vielfache Erfahrungen des äußeren und inneren Lebens durchgemacht hatten, zuerst wahrscheinlich (nach Plinius dem ältern) in die stille Gegend an der Westseite des todten Meeres zurückgezogen, wo sie in enger Verbindung, theils in ähnlicher Verbindung wie die späteren Mönche, theils wie mystische Orden zu allen Zeiten, mit einander lebten. Von diesem Verein aus waren nachher andere kleinere in

den Städten und auf dem Lande von Palästina gebildet. Sie nannten sich Essener (Εσσηνοι oder Εσσαιοι). Sie beschäftigten sich mit Gewerben des Friedens: Ackerbau, Viehzucht, Handwerken und besonders der Heilkunst, indem sie sich bemühten, die Heilkräfte der Natur zu erforschen. Wahrscheinlich glaubten sie auch durch ein höheres Licht in der Naturerforschung und der Anwendung der Naturkräfte geleitet zu werden. Ihre Naturwissenschaft und ihre Heilkunst scheinen wohl einen religiösen, theosophischen Charakter gehabt zu haben, wie sie ja auch besondere prophetische Gaben zu besitzen behaupteten. Ausgezeichnet waren die Essener ohne Zweifel vor der großen Menge der gewöhnlichen Juden dadurch, daß sie etwas Höheres als bloß todten, äußerlichen Ceremoniendienst und einen todten Glauben kannten und wollten, daß sie nach Heiligung der Gesinnung, nach innerem Umgang mit Gott strebten. Sie zeichneten sich aus durch ihr stilles, frommes Leben, durch das sie sich unter allen politischen Umwälzungen in Palästina, von allen Partheien, auch von den Heiden geachtet, ruhig erhalten und fortpflanzen konnten, durch ihre Arbeitsamkeit und Wohlthätigkeit, Gehorsam gegen die als von Gott eingesetzte Obrigkeit, und ihre Treue und Wahrheitsliebe. Jedes Ja und Nein sollte in ihrem Verein an Eidesstatt gelten; denn jeder Eid, sagten sie, setzt schon ein gegenseitiges Mißtrauen voraus, das in einem Vereine redlicher Menschen nicht statt finden sollte. Nur in Einem Falle durfte unter ihnen ein Eid geleistet werden, als Verpflichtung für diejenigen, welche nach dreijährigem Noviziat in die Zahl der Geweihten aufgenommen wurden. Nach der Schilderung, welche der Alexandriner Philo in seinem besondern Buche, über die

wahre Freiheit des Tugendhaften, von ihnen gegeben hat, sollte man die Essener für Menschen von einer bloß praktisch-religiösen Richtung halten, denen alle Theosophie und alle müßige Spekulation fern lag, so wie man eine von aller Beimischung am Aeußerlichen klebenden Aberglaubens reine, innere Religiosität ihnen zuschreiben sollte. Aber der Bericht des Philo stimmt mit dem Berichte des Josephus hier nicht überein; nun verdient überhaupt der mehr geschichtliche Josephus mehr Glauben als der zu viel philosophirende und idealisirende Philo. Josephus hatte insbesondere mehr Gelegenheit, die Sekte genau kennen zu lernen, als Philo, denn Philo lebte in Aegypten, die Essener aber verbreiteten sich nicht außerhalb Palästina's. Hier hatte Josephus den größten Theil seines Lebens zugebracht, und sich gewiß alle Mühe gegeben, sich von der Beschaffenheit der verschiedenen Sekten, zwischen denen er selbst als sechzehnjähriger Jüngling zu wählen beschloß, genau zu unterrichten, wenn gleich er wohl über das Noviziat in der Sekte der Essener nicht kann hinausgekommen seyn, da er in einem Zeitraum von drei bis vier Jahren alle drei Sekten der Juden durchgegangen war. Josephus zeigt sich auch bei dieser Darstellung insbesondere ganz unbefangen, Philo hingegen wollte die Essener den gebildeten Griechen als Musterbilder praktischer Weisheit darstellen, und er erlaubte sich daher Manches so darzustellen, nicht wie es würklich war, sondern wie es dieser sein Zweck verlangte. Daß die Essener auch mit Theosophie sich beschäftigten, und Aufschlüsse über die höhere Geisterwelt in ihrem Orden mitzutheilen vorgaben, geht daraus hervor, daß die Einzuweihenden auch das beschwören mußten, daß sie die ihnen mit-

zutheilenden Engelnamen Keinem bekannt machen wollten. Dafür spricht auch die Art, wie sie die alten Bücher der Sekte geheim hielten. Auch Philo selbst macht dies wahrscheinlich, wenn er sagt, daß sie sich mit einer φιλοσοφια δια συμβολων, einer Philosophie, die auf allegorisirende Bibelauslegung gestützt war, beschäftigten, denn es pflegte jeder Art der allegorisirenden Bibelauslegung auch ein gewisses spekulatives System zur Seite zu gehn. Nach Philo verwarfen sie den Opferkultus, indem sie behaupteten, daß sich selbst ganz Gott zu weihen und hinzugeben das einzige wahre, Gottes würdige Opfer sey. Nach Josephus aber hielten sie den Opferkultus allerdings für besonders heilig, aber sie meinten, daß er eben wegen seiner Heiligkeit unter den profanen Juden im Tempel zu Jerusalem entweiht werden müsse, daß er auf würdige Weise nur in ihrer heiligen Gemeinde gefeiert werden könne; wie solche mystische Sekten stets geneigt sind, das Objektive der Religionshandlungen von der subjektiven Beschaffenheit derer, die sie verrichten oder daran Theil nehmen, abhängen zu lassen. In der peinlich abergläubischen Beobachtung der Sabbatsruhe, dem Buchstaben nicht dem Geiste der Gesetze nach, gingen sie noch weiter als andere Juden, nur mit dem Unterschiede, daß sie es redlich dabei meinten, während pharisäische Casuistik nach jedesmaligem Interesse ihre Satzungen strenger oder milder auslegte. Sie scheuten sich nicht allein, wie andere Juden, ängstlich vor der Berührung mit Unbeschnittenen, sondern, da sie selbst in ihrer Sekte nach vier Graden abgetheilt waren, scheuten sich die Essener eines höheren Grades vor der Berührung mit Essenern eines niedern Grades, als wenn sie dadurch verunreinigt werden könn-

ten, und sie nahmen, wenn eine solche ihnen widerfahren war, eine Reinigung vor. Ueberhaupt legten auch sie, wie so viele andere Juden, besondern Werth auf die Lustration durch Baden in kaltem Wasser. Ihrer Ascetik erschien das im Orient übliche und auch für die Gesundheit wohlthätige Salben mit Oel als etwas Unheiliges, so daß Jeder, wen dies irgend wie betroffen hatte, sich sorgfältig reinigen mußte. Sie scheuten sich ängstlich, andere Speisen zu sich zu nehmen, als die in ihrer Sekte selbst zubereiteten. Sie starben lieber, als von Andern zu essen. Beweis genug, daß, wenn gleich die Essener ein gewisses inneres religiöses Leben und eine gewisse praktische Frömmigkeit haben mochten, diese doch bei ihnen, wie bei so vielen andern mystischen Sekten (des Mittelalters z. B.) mit einer Theosophie, welche das der menschlichen Vernunft Verschlossene erkennen wollte (ἐμβατευειν εἰς ἅ τις μη ἑωρακεν) und daher in eitele Einbildungen und Träumereien sich verlor, mit einer auf das Aeußerliche gerichteten Ascetik, hochmüthigem Separatismus und abergläubischen, dem Geiste der innern Religion widerstreitenden Beobachtungen und Geberden vermischt war.

Von einer ganz eigenthümlichen Art war die religiöse und theologische Geistesrichtung, welche die zu Alexandria, dem merkwürdigen Vermittelungspunkte zwischen dem Orient und dem Occident, wohnenden Juden erhielten. Durch die vielfache Berührung mit hellenisch Gebildeten an einem der blühendsten Sitze hellenischer Literatur und Bildung mußte ihre gewöhnliche Abneigung gegen fremde Bildung sich nach und nach abschleifen. Durch ihren Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Aufenthalt mitten

unter Griechen, getrennt von ihrem ursprünglichen Vaterlande, nahmen sie nach und nach griechische Sprache und Manches von griechischen Sitten an, sie wurden von der Sprache und den Sitten ihres Volkes mehr entfremdet. Viele wurden von dem Reize griechischer Literatur und besonders griechischer Philosophie angezogen.

Es konnten nun zwei Fälle statt finden. Der Eine: sie wurden von dem Geist der fremden Bildung so ganz hingenommen, auf solche Weise hellenisirt, daß sie auch die den Juden sonst so tief eingepflanzte Ehrfurcht vor den alten Heiligthümern ihres Volks verloren. Einige aus griechischer Philosophie oben abgeschöpfte, allgemeine, oberflächliche Ideen und eine gewisse ästhetische Bildung wurden ihnen das Höchste, und nach dieser dürftigen Scheinaufklärung wagten sie es, über das Heilige in der Geschichte und in den alten Religionsurkunden ihres Volkes, das zu verstehen, sie des tiefern religiösen Sinnes, wie der dazu nothwendigen Kenntnisse ermangelten, abzuurtheilen und zu spotten. Wir finden bei dem Philo Spuren von einer solchen Art jüdischer Spötter in solchen Stellen, welche schwerlich an Heiden denken lassen. Wie wenn er den Moses, der in seinem Glücke am aegyptischen Hofe doch seinem Volke immer treu blieb, solchen Abtrünnigen entgegenstellt [1]): „Welche die Gesetze übertreten, in denen sie geboren und erzogen worden, welche solche vaterländische Sitten, die kein gerechter Tadel treffen kann, umstürzen, und in der Vorliebe für das Neue, an das Alte gar nicht mehr denken.“ An einer andern Stelle [2]) gegen solche:

1) De vita Mosis I. 607.

2) De confus. ling. 320.

„Welche gegen ihre vaterländische Religionsverfassung unwillig sind, welche immer nur auf Tadel und Anklage gegen die Religionsgesetze sinnen, welche ruchlos diese und ähnliche Dinge [1]) als Stützen ihrer Gottlosigkeit (ἀθεότης) gebrauchen, indem sie sagen: macht ihr noch großes Wesen von euren Gesetzen, als ob sie die Regeln der Wahrheit enthielten? Seht doch: die bei euch sogenannten heiligen Schriften enthalten sie nicht auch Mythen, über die ihr zu lachen pflegt, wenn ihr solche von Andern vortragen hört?“ [2])

Doch in den Gemüthern der meisten Juden haftete zu tief der Glaube an den göttlichen Ursprung ihrer Religion und die Heiligkeit derselben; zu tiefen Eindruck hatte auf ihre Gemüther der Same der Religion gemacht, der ihnen von der ersten Kindheit eingestreut, in ihr ganzes Leben übergegangen war, als daß dieser Glaube so hätte erschüttert werden können. Wenn sie gleich von griechischer Philosophie und besonders von derjenigen, welche in den letzten Zeiten zu

---

1) Es ist von der babylonischen Sprachenverwirrung die Rede.

2) Auch in der Stelle de nom. mutat. p. 1053., wo Philo die Spötterei eines ἄθεος und ἀσεβὴς anführt, scheint wohl die Erbitterung, mit welcher er spricht, merken zu lassen, daß dieser Spötter ein ungläubiger Jude war. Bei einem Heiden hätte ihm wohl diese Spötterei nichts so Auffallendes seyn können. Er sieht eine Strafe der Ruchlosigkeit dieses Menschen darin, daß dieser sich bald darauf erhenkte, ἵν᾽ ὁ μιαρὸς καὶ δυσκάθαρτος μηδὲ καθαρῷ θανάτῳ τελευτήσῃ. Durch seine allegorische Erklärung will Philo wegräumen, was diesem Menschen zu seinen Spöttereien Anlaß gegeben, damit nicht Andere ähnliche Strafe sich zuziehen sollten.

Alexandria am meisten vorherrschte, und welche ihrer Natur nach an eine religiöse Geistesrichtung sich am meisten anschließen konnte, der platonischen, angezogen wurden, so blieben sie doch fern davon, mit Bewußtseyn und Absicht die Autorität ihrer alten Religion und ihrer heiligen Schriften der Autorität einer menschlichen Philosophie aufzuopfern. Vielmehr lernten sie aus der Vergleichung der Religionserkenntniß unter ihrem Volke mit der Religionskenntniß unter Aegyptiern und Griechen den ausgezeichneten Charakter ihrer alten Religion und das Göttliche in den Führungen ihres Volks, die Bestimmung desselben in Beziehung auf die ganze Menschheit immer besser erkennen. So sagt derjenige, den wir als den Repräsentanten dieser Alexandriner nennen können, Philo [1]): „Das, was nur durch die echteste Philosophie den Schülern derselben zu Theil wird, die Erkenntniß des Höchsten, das ist durch Gesetze und Sitten dem ganzen jüdischen Volke zu Theil worden." Er nennt es die Bestimmung der Juden, insofern sie allein als Volk der Verehrung des Einen wahren Gottes geweiht waren, und dieselbe für die ganze Menschheit fortpflanzen sollten, Priester und Propheten für die ganze Menschheit zu seyn [2]). Philo erkannte es richtig, wie es der Charakter der göttlichen Offenbarung ist, daß sie das Licht der Wahrheit überall leuchten läßt für alle Menschen, nicht es absichtlich verborgen hält. Je leichter man zu Alexandria verführt werden konnte, an die Geheimnißkrämerei der Mysterien sich anzuschließen, desto auffal-

1) De caritate 699.

2) De Abrah. 364. de vita Mosis I, 625.

lender und erfreulicher ist bei dem Alexandriner eine Aeußerung, welche zeigt, daß er den Charakter der Einfalt und der Oeffentlichkeit im Judenthume anerkannte, — ihn der Lichtscheu der Mysterien entgegenstellte [1]): „Alle Mysterien, solches Gepränge und solche Possen entfernte Moses von der heiligen Gesetzgebung, indem er nicht will, daß die in einer solchen Religionsverfassung Erzogenen, von den mysteriösen Dingen sich blenden lassend, die Wahrheit vernachlässigten, daß sie, was für die Nacht und für die Finsterniß gehört, verfolgen sollten, vernachlässigend das was des Lichtes und des Tages würdig ist. Keiner also von denen, welche den Moses kennen und sich unter seine Jünger zählen, lasse sich in solche Mysterien einweihen, oder weihe Andere ein, denn Beides, solche Mysterien zu lernen und zu lehren, ist kein geringer Frevel [2]); denn, ihr Geweihten, warum, wenn es schöne und nützliche Dinge sind, schließt ihr euch in tiefer Finsterniß ein und nützt dreien oder vieren allein, da ihr doch allen Menschen nützen könntet, wenn ihr mitten auf dem Markte, was allen nützen könnte, vortrüget, damit alle sicher an einem bessern und glücklichern Leben Theil nehmen könnten?"

Um diese Alexandriner richtig zu beurtheilen, muß man ihr Verhältniß zu den verschiedenen Partheien, mit denen sie zu kämpfen hatten, wohl berücksichtigen. Von der einen Seite mußten sie ihre Religion und deren Urkunden,

1) De victimas offerent. p. 56.

2) Diese nachdrückliche Warnung scheint anzudeuten, daß wohl manche Juden sich von dem Prunk der Mysterien mochten verführen lassen.

den, die sie stets mit Ehrfurcht betrachteten, gegen heidnische und jüdische Spötter vertheidigen. Dies apologetische Streben konnte sie veranlassen, in das Wesen ihrer Religion und den Geist ihrer alten Religionsurkunden selbst tiefer einzudringen, indem sie die Vorurtheile der Heiden gegen dieselben zu widerlegen suchten. Sie konnten in ihrer eigenen Denkart und Anschauungsweise dadurch freier werden, daß sie auf einen fremden Standpunkt eingehen, und von diesem aus die Ideen ihrer Religion darzustellen suchen mußten. Aber wie es dem Menschen überall so schwer ist, zwischen den beiden Gegensätzen eines schroffen Abstoßens, einer engherzigen Beschränktheit und einer zu nachgiebigen Empfänglichkeit gegen fremde Eindrücke den rechten Weg zu gehn, so konnten sie sich auch leicht verleiten lassen, indem sie den gebildeten und insbesondere den philosophisch gebildeten Griechen die Vortrefflichkeit ihrer Religion von deren eigenem Standpunkte aus erweisen wollten, etwas Fremdes in ihre alten, heiligen Schriften hineinzulegen, und deren eigenthümlichen, von allen andern religiösen und philosophischen Richtungen sich unterscheidenden praktischen Geist zu verkennen. Dies geschah allerdings; sie wollten den Griechen nachweisen, daß ihre heiligen Schriften mit dem Geist der platonischen Philosophie, von dem sie selbst beherrscht waren, übereinstimmten, daß dieselben die reichste Quelle aller philosophischen Ideen seyen. Sie mußten daher nothwendig, obgleich es gewiß nicht ihre Absicht war, den heiligen Schriften Gewalt anthun, um das denselben ganz Fremde in ihnen finden zu können. Schon das mußte sie zu einer falschen Hermeneutik verführen. Und von dieser falschen Richtung der Hermeneutik wurden sie noch mehr

hingenommen, indem sie einer andern entgegengesetzten falschen Richtung des theologischen und religiösen Geistes unter ihren Landsleuten, welche allerdings viel dazu beitrug, die jüdische Religion den Heiden verächtlich zu machen, sich entgegenstellten. Es waren Solche, welche mit einem rohen, fleischlichen Sinne die in der Hülle menschlicher Sprache gegebenen Dinge des Geistes fassen zu können meinten, und daher das Geistliche in's Fleischliche herabzogen, welche in kleinliche Grübeleien über den Buchstaben der Schrift sich verloren, die sie hätten vermeiden können, wenn ihnen der Geist im Buchstaben zugänglich gewesen, und welche durch Nichtunterscheidung der anthropopathischen Bilder, in denen das Göttliche dem Kindesalter der Menschheit nahe gebracht worden, (und freilich in Beziehung auf das Göttliche bleiben wir in diesem Leben stets wie Kinder, können nur anschauen, denken, reden wie Kinder) von dem Inhalt der unter dem Bilde verhüllten Idee in manche, zum Theil praktisch nachtheilige Mißverständnisse über Gott und das, was Gottes ist, verfielen. Es sind „die auf ihre Wortklaubereien sich viel einbildenden Eiferer für die buchstäbliche Schrifterklärung" [1]), deren fleischliche, anthropopathische Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen Philo oft bekämpft [2]). Dieser fleischlich buchstäblichen Bibeler-

1) *οἱ της ῥητης πραγματειας σοφισται λιαν τας ὀφρυς ἀνεσπακοτες* de somniis 580.

2) S. z. B. de Plantat. Noë 219, wo er von den Vorstellungen, welche solche Leute nach ihrer fleischlichen Bibelerklärung sich machten, sagt: *των ἀνθρωπομορφον ἐτι τε και ἀνθρωποπαθες το αἰτιον εἰσαγοντων ἐπ᾽ εὐσεβειας και ὁσιοτητος καθαιρεσει μεγαλων ἀρετων ἐκθεσμοτατα ὀντα εὑρηματα.*

klärung sich entgegenstellend, erklärten es jene Alexandriner für die höchste Aufgabe der Auslegung, in dem Buchstaben den verhüllten Geist zu erkennen, und von dieser Hülle ihn frei zu machen. Um diesen Geist aber — sagten sie — vernehmen zu können, dazu bedürfen wir eines für denselben empfänglichen, dem Göttlichen zugewandten geistig-religiösen Sinnes [1]), eben daher kommen die Irrthümer jener fleischlichen Bibelerklärer, weil sie dieses empfänglichen Sinnes ermangeln, weil sie so ganz in dem Sinnlichen befangen sind. Es war nun allerdings keine falsche Methode, daß man jene Fleischlichgesinnten zuerst auf das aufmerksam machte, was in ihnen selbst einem richtigen Verständnisse der heiligen Schrift entgegenstand, sie konnten dadurch angetrieben werden, zu dem frei machenden Geiste sich hinzuwenden, der allein von dieser Decke ihren Geist zu befreien vermochte. Philo erkannte es auch wohl, daß der Mensch ohne Erleuchtung aus einer höhern Quelle nicht dazu gelangen könne, das Göttliche zu vernehmen. Er war fern von dem Wahn, daß der Mensch allein durch seine eigene geistige Kraftanstrengung jenes Gottverwandte seiner Natur reinigen, und dadurch allein eine Erkenntniß des Göttlichen sich schaffen könne. „Jede Geistesrichtung (die zu Gott hinauf will) ohne die göttliche Gnade (ἀνευ θειας ἐπιφροσυνης) — sagt er: de migrat. Abraham. 414. — ist verderblich, und es ist besser hienieden zu bleiben und in dem sterblichen Leben herumzuirren, wie der große Hau-

1) Durch das νοερον πνευματικον in uns vernehmen wir das in den αἰσθητοις, σαρκικοις der heiligen Schrift verhüllte νοητον, θειον.

fen des Menschengeschlechts, als, indem man sich zum Himmel erheben will, durch Hochmuth zu stürzen. Sehr richtig sagt Philo, daß wie der Mensch aus Geist und Sinnlichkeit bestehe, in Beziehung auf Beides es zwei Richtungen der Gottes entbehren zu können meinenden Selbstsucht gebe, Vergötterung der Sinnlichkeit und Vergötterung der sich selbst überlassenen und sich für selbstgenugsam ausgegebenen menschlichen Vernunft [1]). „Nie muß man glauben — sagt er: de somniis 1111. — daß man selbst im Stande sey, das Leben welches voll Flecken ist ohne Gottes Gnade zu reinigen.“ Aber wenn gleich es nicht geleugnet werden kann, daß Philo auf Gott als die Quelle der Erleuchtung und der Heiligung hinwies, so ist es doch auch gewiß, daß er mehr auf die Nothwendigkeit einer Erleuchtung der Vernunft, als die Nothwendigkeit einer gänzlichen praktischen Sinnesänderung aufmerksam machte, daß er nicht genug von dem Wesen dieser praktischen Sinnesänderung sprach, nicht genug gewahrte, daß alle Erleuchtung in göttlichen Dingen allein von dem praktischen Grunde ausgehen könne und müsse, und dieser Mangel hing mit seiner ganzen einseitig vorherrschenden contemplativen Geistesrichtung in der Religion, von der wir gleich zu reden veranlaßt seyn werden, wieder genau zusammen.

Ohne jenen durch den Geist Gottes erleuchteten innern Sinn kann freilich das Göttliche in der Schrift nicht gefaßt werden, aber die Erleuchtung durch den Geist Gottes schließt die

---

1) οἵτε τον νου θιασωται και των αισθησεων, οἱ μεν ἐκεινον, οἱ τε ταυτην θεοπλαστουσιν, de victimas. offerent ib. 858. seq.

Anwendung der natürlichen, menschlichen, zum Verständnisse irgend einer Schrift erforderlichen Mittel keineswegs aus, macht sie keineswegs überflüssig, sondern setzt sie vielmehr als nothwendige Bedingung voraus, indem der vom Geiste Gottes erleuchtete Sinn nun erst die Anwendung dieser menschlichen Mittel recht beseelen und leiten kann. Dem fleischlichen Hochmuth, der mit unerleuchtetem Sinn in dem bloßen Buchstaben der Schrift das ewige Leben zu haben meinte, stellte sich nun aber entgegen ein anderer, den Buchstaben gering schätzender Hochmuth, der durch unmittelbare Erleuchtung, ohne Anwendung der natürlichen menschlichen Mittel, den Geist der Schrift überall verstehn zu können meinte. Dieser, die Hülfsmittel und Regeln der logischen und grammatischen Auslegung vornehm verachtende Hochmuth war nothwendig eine Quelle vieler Selbsttäuschung, und mußte durch sich selbst sich strafen. Wo durch einfache Bemerkungen über den logischen Zusammenhang, durch Beobachtung des hebräisch-griechischen Sprachgebrauchs, manche Schwierigkeiten in der zu Alexandria herrschenden Uebersetzung, in welcher Philo das alte Testament las, sehr leicht hätten gehoben werden können, übersah Philo das Einfachste und suchte tiefe Mysterien, wo keine Spur davon vorhanden war [1]). Und da nun diese Alexandriner dem Buchstaben der Schrift die gebührende Achtung nicht erwiesen, da sie von dem rechten Verhältnisse des Geistes zum Buchstaben keinen Begriff hatten, so konnten sie desto leichter in die Ge-

---

1) Ein merkwürdiges Beispiel Quis rer. div. haeres? S. 492. wo dem Philo das ἐξαγειν ἐξω auffällt, und er in dem Zusatz des ἐξω einen besondern, tiefen Sinn sucht.

fahr kommen, statt den Geist der Schrift aus ihr selbst abzuleiten, einen ihr fremden Geist, in welchem sie durch ihre eigenthümliche philosophische Bildung befangen waren, in dieselbe hineinzutragen. Statt den praktischen Zweck der theokratischen Entwickelung überall festzuhalten: die Menschen zu einem gottgeweihten Leben zu bilden, ihnen Gott als Schöpfer, Regierer und Gesetzgeber, Erlöser und Heiligmacher darzustellen, und statt auf diesen höchsten Zweck der göttlichen Offenbarungen alles in der Schrift zu beziehen, betrachteten sie als den höchsten Zweck derselben einen ihr fremdartigen, aus jener platonischen Religionsphilosophie entnommenen: allgemeine spekulative Ideen (τα νοητα) den Empfänglichen mitzutheilen. Sie bildeten sich demnach einen ähnlichen Idealismus im Judenthume, wie jene neuplatonischen Religionsphilosophen im Heidenthume, nur daß sie doch den Unterschied zwischen dem Geschichtlichen des alten Testaments und den Mythen des Heidenthums wohl anerkannten. Sie betrachteten zwar das Geschichtliche und den Buchstaben als Hülle für jene allgemeine Ideen, welche den Geistesmenschen mitzutheilen der höchste Zweck der Offenbarungen Gottes sey; aber doch behaupteten sie im Ganzen auch die objektive Realität und Wahrheit der Geschichte und des Buchstabens, und sie schrieben beidem seinen Nutzen als religiös-sittliches Bildungsmittel für diejenigen zu, welche sich zu jener Höhe der Spekulation und Contemplation nicht erheben könnten. Nur an einzelnen Stellen, wo sie Dinge fanden, die sie mit ihrer Religionsphilosophie auf keine Weise vereinigen konnten, wo sie polemisch gegen fleischliche Bibelerklärer auftraten, welche allerdings alles bis in's Kleinlichste buchstäblich auffassend in manche sehr

krasse Vorstellungen, wie z. B. bei der Erzählung vom Paradiese, vom Sündenfall, verfielen, konnten sie diesen allgemeinen Grundsatz, daß überall der Geist mit einem reellen Körper umhüllt erscheine, nicht mehr festhalten. Statt eine objektive, für die Entwickelung der ganzen Menschheit wichtige Thatsache in der symbolischen Sprache alterthümlicher Ueberlieferung anzuerkennen, sahen sie nur eine allgemeine Idee in mythischer Einkleidung. Sie betrachteten den Buchstaben der Erzählung hier bloß als einen aller geschichtlichen Grundlage ermangelnden Mythus (το ῥητον μυθωδες ἐςι nach Philo). Und sie verbanden dies so mit ihren Principien: damit die Geistesmenschen nicht veranlaßt würden, sich an den bloßen Buchstaben zu halten, ohne in der Hülle des Buchstabens die Idee aufzusuchen, so mußten als Anregungsmittel solche Stellen eingestreut werden, in welchen der Buchstabe gar keinen vernünftigen Sinn giebt (τα σκανδαλα της γραφης, ἀφορμαι τοις τυφλοις την διανοιαν). Dieser Grundsatz ließ natürlich eine sehr große Willkür in der Anwendung zu und konnte dazu führen, daß Jeder von der Schrift nur gerade so viel gelten ließ, als er mit seiner subjektiven Denkweise gerade bequem vereinigen konnte, obgleich es gewiß dem Philo sehr Ernst damit war, die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift aufrecht zu erhalten. — Aber so straft sich selbst ein spekulativer oder contemplativer Hochmuth, welcher, indem er Alles a priori erkennen zu können meint, die Geschichte und den Buchstaben verachtet.

Mit Recht zwar bekämpfte Philo den fleischlichen Anthropopathismus jener jüdischen Rabbinen; aber auch hier verfiel er, wie oft geschehen, den einen Abweg meidend, in

einen andern von entgegengesetzter Art, indem er das zum Grunde liegende Objektive und Reale in der dem Menschen als Menschen, der das Göttliche nur nach der, wenn gleich verklärten Analogie des Menschlichen denken kann, nicht bloß dem großen Haufen (τοις πολλοις) unentbehrlichen anthropopathischen Form verkannte.

Philo wirft die Frage auf: „Wie kann Moses dem über alle Affekte und Veränderungen erhabenen Gott Zorn, Eifer und solche menschliche Dinge zuschreiben?" Und er antwortet: Moses hat sich hier als ein weiser Gesetzgeber zu den Bedürfnissen der zur Anschauung der reinen Wahrheit unfähigen, rohen, sinnlichen Menschen herabgelassen, die erst durch Furcht vor Strafen vom Bösen abgehalten werden müssen [1]). „Mögen — sagt er — alle Solche das Falsche lernen (μανθανετωσαν οὐν παντες οἱ τοιουτοι τα ψευδη), das zu ihrem Nutzen gereichen wird, wenn sie durch die Wahrheit nicht gebessert werden können, denn den Gefährlichkranken wagen die Weisesten unter den Aerzten nicht die Wahrheit zu sagen, indem sie wissen, daß sie dadurch niedergeschlagen werden und die Krankheit dadurch zunimmt." Philo bedachte hier nicht, daß die Furcht vor Strafen doch nur höchstens die äußerlichen Ausbrüche des Bösen hemmen kann, daß der Mensch aber von dem Wesen der wahren innern Herzensheiligung, welche die Religion ertheilen soll, fern bleibt. Gleichwie jene heidnischen Platoniker, bedachte er nicht, daß die alttestamentlichen Begriffe vom Zorne Gottes, eine in menschlicher Sprache dargestellte große Wahrheit enthalten, die

---

1) Deus immutab. S. 302 und 3.

Wahrheit von der Realität der Sünde und der Schuld, dem objektiven Gegensatz zwischen dem Bösen und der Heiligkeit Gottes, welche Wahrheit durch die Stimme des Gewissens in der Seele des Philosophen, und nach menschlicher Art Hoch-Gebildeten, wie in der Seele der sogenannten ungebildeten Menge bezeugt wird. In dem Gewissen des Philosophen, wie der verachteten Menge, offenbart sich Gottes Zorn vom Himmel über alle Ungerechtigkeit der Menschen (von der Jeder genug bei sich selbst finden kann), welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten; darum bestand zwischen diesen Idealisten — den alles vergeistigenden — und den Materialisten — den alles fleischlich Auffassenden —, nach Philo, zwischen den Geistesmenschen und den Menschen der Sinnlichkeit, ein nicht zu schlichtender Krieg, weil Beide ihre halbe Wahrheit und ihre damit vermischten Irrthümer gleich fest hielten. Die Idealisten konnten die fleischlichen Vorstellungen von Gott nicht dulden. Die Materialisten konnten sich das Positive in ihren Begriffen, das sich in dem innersten Grunde ihres religiös-sittlichen Bewußtseyns als Wahrheit bewährte, nicht so als Anthropopathismus verdünnen und weg erklären lassen.

So kam Philo dazu, zwei Betrachtungsweisen Gottes und göttlicher Dinge von zwei verschiedenen Standpunkten einander entgegen zu setzen, die vermenschlichende und die entmenschlichende [1]). Auf dem ersteren Stand-

1) ἐν μεν, ὁτι οὐχ ὡς ἀνθρωπος ὁ θεος, ἑτερον δε, ὁτι ὡς ἀνθρωπος l. c. 301. Philo meinte diese beiden verschiedenen Standpunkte zu finden, Num. 23, 19., verglichen mit

punkt wird alles Menschliche auf Gott übertragen, zum Besten der zu bildenden Menschen, die zur reinen Geistesanschauung noch nicht fähig sind (προς την των πολλων διδασκαλιαν); von dem andern Standpunkt der reinen Wahrheit der Geistesmenschen, welche für dieselbe empfänglich sind, werden alle positive Begriffe von der Anschauung Gottes entfernt. Nur das Seyn Gottes ohne alle Eigenschaften wird durch eine unmittelbare Berührung des Geistes mit diesem höchsten Seyn, durch eine über alle bestimmte Begriffe sich erhebende intellektuelle Anschauung erfaßt [1]).

Philo, der sich (s. oben) so stark gegen die Mysterien erklärte, kam dann hier doch dazu, zwei Standpunkte in der Religionserkenntniß, einen esoterischen und einen exoterischen, von einander zu unterscheiden. Dort die intellektuelle Anschauung des Seyns Gottes, die sich über alles diskursive Denken, und über alle positive, geschichtliche Offenbarung Gottes erhebt, welche aber den innern Sinn der Schrift, der in dem Symbol des Buchstabens eingehüllt ist, erst erkennen lehrt, die allegorische Bibelerklärung auf diesem Standpunkte, die Liebe zu dem höchsten Seyn um seiner selbst, seiner überschwenglichen Vollkommenheit willen, welche alle andre religiösen Bildungsmittel im Grunde entbehren

Deuteron. 1, 31., dieselbe Unterscheidung, welche später christliche Mystiker zwischen einer θεολογια ἀποφατικη und einer θεολογια καταφατικη machten.

1) οὐδεμιᾳ των γεγονοτων ἰδεᾳ παραβαλλουσι το ὀν, ἀλλ᾽ ἐκβιβασαντες αὐτο πασης ποιοτητος ψιλην ἀνευ χαρακτηρος την ὑπαρξιν καταλαμβανεσθαι, την κατα το εἰναι φαντασιαν μονην ἐνεδεξαντο, μη μορφωσαντες αὐτο.

kann, — hier die anthropopathische Auffassung Gottes, wie das höchste Seyn dem sinnlichen Menschen, zu dessen Standpunkt sich herablassend, sich darstellt, das Kleben an dem Buchstaben der Schrift, ohne in den innern Sinn derselben eindringen zu können, die fleischlich-buchstäbliche Bibelauslegung, Hoffnung auf Belohnung und Furcht vor Strafe, Triebfedern des Lebens der Menschen [1]).

Diese Denkart kann nun freilich, auf die Spitze getrieben, dazu führen, daß man die positive Religion bloß als ein Erziehungsmittel für die Menge betrachtet, dessen der Weise recht gut entbehren und das für ihn keine Bedeutung mehr haben könne. So wurde diese Denkart auch würklich von Manchen zu Alexandria auf die Spitze getrieben. „Die Beobachtung des äußerlichen Cultus — sagten sie — gehört für die Menge, wir, die wir wissen daß Alles nur symbolische Hülle der geistigen Wahrheit ist, wir haben Alles und genug in der Betrachtung dieser, und wir brauchen uns um das Aeußerliche nicht zu bekümmern." Aber die Gemäßigtern, wie Philo, wurden doch durch das rein Menschliche, das noch in ihnen war, durch das Bedürfniß nach religiöser Gemeinschaft, und durch die Ehrfurcht vor der mosaischen Gesetzgebung und den Führungen Gottes mit ihrem Volke, von diesem schroffen Gegensatz gegen die Volksreligion zurückgehalten. Philo sagt von jenen consequenten und schrofferen Idealisten: Als wenn sie für sich allein in einer Einöde lebten, oder als wenn

1) Nach Philo Erkennen das ὀν als ὀν, die νοητη καταληψις του ὀντος — das Erkennen des ὀν auch in dem λογος = υἱοι του ὀντος und — υἱοι του λογου.

sie Seelen ohne Körper wären, von keiner menschlichen Gesellschaft etwas wüßten, verachten sie den Glauben der Menge und wollen nur die reine Wahrheit, wie sie in sich selbst ist, erforschen, da doch das Wort Gottes sie lehren sollte, nach einem guten Rufe bei dem Volke zu streben und nichts in den herrschenden Gebräuchen zu verletzen, welche göttliche Menschen, die höher waren als wir, gegründet haben. So wie man für den Körper, als das Haus der Seele, sorgen muß, so auch für die Beobachtung des Buchstabens der Gesetze. Wenn man diesen beobachtet, wird auch das klarer werden, dessen Symbol der Buchstabe ist, und man wird dadurch zugleich dem Tadel und den Beschuldigungen bei der Menge entgehen" [1]). Es war natürlich, daß diese vorherrschend contemplative Richtung des religiösen Geistes, zumal in Aegypten, dem nachherigen Vaterlande des Anachoreten- und Mönchslebens unter den Christen leicht die Bildung von theosophisch ascetischen Vereinen, die sich von der Welt zurückzogen, veranlassen konnte. Philo selbst erzählt von sich, daß er öfters, um stiller und ungestörter sich in seinem Innern zu sammeln und der Betrachtung göttlicher Dinge sich zu weihen, in die Einöde sich zurückgezogen; aber er hatte auch die wichtige Erfahrung gemacht, daß der Mensch durch äußerliche Zurückziehung von der Welt, die er im Innern mit sich führt, nicht frei wird, daß diese gerade in der äußerlichen Einsamkeit, wo die niedern Kräfte der menschlichen Natur unbeschäftigt sind, desto mehr trübend sich einmischen kann. Möge er selbst reden Leg. Allegor. Lib. II. p. 81. T I.

1) De migrat. Abrah. 402.

Mangey: „Oft verließ ich Verwandte, Freunde und Vaterland, und zog mich in die Einöde zurück, um mich zu würdigen Betrachtungen zu erheben, aber ich richtete nichts damit aus, sondern mein Geist gerieth entweder zerstreut, oder von einem unreinen Eindruck verwundet auf entgegengesetzte Wege. Zuweilen aber befinde ich mich unter einer Menge von Tausenden einsam in meiner Stelle, da Gott das Getümmel der Seele zerstreut und mich lehrt, daß nicht die Unterschiede der Orte das Schlechte oder Gute machen, sondern auf den Gott es ankommt, welcher, wohin Er will, das Schiff der Seele führt.“ Philo hielt es schon für nothwendig, indem er die Verbindung des contemplativen und des praktischen Lebens als das höchste Ziel der menschlichen Natur pries, vor einer einseitigen Ueberschätzung des contemplativen Lebens zu warnen [1]). Er mußte schon gegen Solche reden, welche aus Trägheit oder Eitelkeit in das ascetische, einsiedlerische Leben sich zurückgezogen hatten, und unter dem Schein der Heiligkeit die innere Schlechtheit verbargen, gleichwie spätere christliche Mönche (De Profugis 455.): „Die Wahrheit kann mit Recht Diejenigen anklagen, welche, ohne sich selbst erprobt zu haben, die Geschäfte und die Erwerbszweige des bürgerlichen Lebens verlassen, und welche sagen, daß sie Ehre und Vergnügen verachtet haben. Sie tragen die Weltverachtung zur Schau, aber sie verachten sie nicht würklich. Das schmutzige und finstere Aussehen, das strenge und armselige Leben brauchen sie als Lockspeisen, als ob sie Freunde der Sittenstrenge und Selbstbeherrschung wären, aber die

---

1) De Decalogo 760.

genaueren Beobachter, welche in das Inwendige sehen und sich nicht durch den oberflächlichen Schein irre leiten lassen, können sie nicht täuschen." Philo will, daß nur Diejenigen, welche in dem bürgerlichen Leben durch thätige Tugend sich erprobt haben, zu dem contemplativen Leben übergehen sollten, wie die Leviten erst im funfzigsten Jahre von dem thätigen Tempeldienst ausruhen durften.

Eine einzelne Erscheinung, welche aus diesem allgemeinen theosophisch-asketischen Geiste unter den alexandrinischen Juden hervorgegangen, war die Sekte der Therapeuten. Sie hatten ihren Hauptsitz in einer stillen, anmuthigen Gegend am Mörissee ohnweit Alexandria. Hier lebten sie, ähnlich wie die späteren Anachoreten, einzeln in ihren Zellen (σεμνειοις, μοναστηριοις) eingeschlossen, wo sie sich nur mit dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge beschäftigten. Allegorische Schrifterklärung legten sie bei ihren Betrachtungen zum Grunde, und sie hatten alte theosophische Schriften, welche dazu Anleitung gaben. Sie lebten nur von Wasser und Brot, und übten sich im Fasten. Nur am Abend aßen sie etwas, und Manche fasteten mehrere Tage hindurch. An jedem Sabbath kamen sie zusammen, und eine noch feierlichere Zusammenkunft hielten sie, weil ihnen die Siebenzahl besonders heilig war, alle sieben Wochen. Sie feierten dann ein einfaches Liebesmahl, bestehend aus Brot mit Salz und Ysop gewürzt; es wurden theosophische Vorträge gehalten, Hymnen, wie sie solche aus alter Ueberlieferung hatten, gesungen und unter Chorgesang mystische Tänze, mit Beziehung auf die merkwürdigen Leitungen Gottes mit den Vätern ihres Volkes, bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt. Manche ausgezeich-

nete Gelehrte haben diese Sekte nur für einen unter dem eigenthümlichen Einflusse des ägyptischen Geistes gebildeten Sprößling der Essenersekte gehalten. Aber es findet sich zwischen beiden Sekten keine Verwandtschaft von der Art, daß sie zu einer äußerlichen Ableitung der einen von der andern nöthigen könnte. Wir wissen nicht, daß die Essener sich außerhalb Palästina's verbreiteten, und der Ursprung der Sekte der Therapeuten läßt sich ja genugsam aus der eigenthümlichen theosophisch-asketischen Geistesrichtung unter den ägyptischen Juden erklären. Man hat zwar diese Ableitung durch die gleiche Bedeutung der Benennung beider Sekten unterstützen wollen; die Essener von dem chaldäischen אָסֵי, Arzt, sey es nun in Beziehung auf leibliche oder geistige Heilkunst, Aerzte des Leibes oder der Seele, oder beides zugleich, und von dem Namen der Therapeuten giebt Philo selbst eine Ableitung an von der θεραπεια της ψυχης, der Arznei der Seele, aber gewiß dem Geiste dieser theosophischen Sekte und dem alexandrinisch-theosophischen Sprachgebrauche gemäßer ist die andere Ableitung, die Philo angiebt, von der θεραπεια του θεου, der wahren geistigen Gottesverehrung, die θεραπευται του θεου = του όντος: die Gottesverehrer κατ' έξοχην, welche ihr ganzes Leben nur der Verehrung Gottes im Geiste, der Gottesbetrachtung weihen [1]).

1) Bei dem Philo erscheinen häufig gleichbedeutend die Ausdrücke in diesem Sinne γενος θεραπευτικον, γενος ἱκετικον, γενος ὁρατικον, ὁ ἰσραηλ = ἀνηρ ὁρων τον θεον. de victimas offerentib. 854. ἱκεται και θεραπευται του ὀντως ὀντος. de monarchia 816. ἀνδρος ἱκετου και φιλοθεου θεον μονον θεραπευειν ἀξιουντος. De Decalogo 760. οἱ πολλα χαιρειν

Es ist auch wohl zu bemerken, was Philo sagt, daß dies Geschlecht der Therapeuten unter Hellenen und Barbaren vielfach verbreitet sey, nicht als ob die Mitglieder der bestimmten Therapeutensekte sich so weit verbreitet hätten, sondern jene allgemeine theosophisch-ascetische Geistesrichtung, aus der die Sekte der Therapeuten hervorgegangen war, hatte auch in andern Gegenden unter den Juden viele Anhänger. Manche von den sieben jüdischen Sekten, deren Namen uns nur geblieben sind, mögen aus dieser Richtung ihren Ursprung genommen haben.

Wenn wir nun aus dieser Darstellung der religiösen Geistesrichtungen unter den Juden das Ergebniß, in Beziehung auf das Verhältniß derselben zu dem Christenthume, ableiten wollen, so bemerken wir, daß unter dem großen Haufen des jüdischen Volkes der fleischliche Sinn, der das Göttliche zum Dienste des Irdischen gebrauchen wollte, der Mangel eines religiös-sittlichen gefühlten Bedürfnisses, das Vertrauen auf die unveräußerlichen Vorrechte der Geburt vom Fleische, der leiblichen Kindschaft Abrahams, und auf die Verdienstlichkeit und heiligende Kraft eines Ceremoniendienstes der Empfänglichkeit für das Evangelium am meisten entgegenstanden. Es konnte leicht geschehen, daß wenn Menschen von solcher Sinnesart durch augenblickliche Eindrücke bewogen zum Christenthum übertraten, sie doch bald an ihrem Glauben wieder irre wurden, und von dem Christenthum wieder abfielen, weil sie ihre fleischlichen Erwartun-

φρασαντες ταις ἀλλαις πραγματειαις, ὁταν ἀνεθεσαν τον βιον θεραπειᾳ θεου. L. III. de vita Mosis 681. το θεραπευτικον αὐτου (του θεου) γενος.

tungen nicht so bald befriedigt sahen, und sie mit ihrem fleischlichen Sinne das Zeugniß des Geistes für Jesus, als den Messias, nicht fassen konnten. Oder wenn sie auch äußerlich Christen blieben, wurden sie doch von dem Wesen des Evangeliums nie ergriffen, sie faßten das Christenthum selbst, es mit allem ihren jüdischen Wahn vermischend, nur fleischlich auf, und sie machten sich aus dem Glauben an Jesus, als den Messias, nur eine neue Art von opus operatum, ohne Einfluß auf das innere Leben. Solche Menschen, welche, wie Justinus M. in dem Dialog c. Tryph. 370. sagt, sich selbst damit täuschten, daß, wenn sie gleich Sünder wären, Gott aber nur erkennten [1]), der Herr ihnen die Sünde nicht anrechnen werde; solche Verfälscher des Evangeliums, gegen welche Paulus oft spricht, solche Namenchristen, wie wir sie in den Gemeinden finden, an welche Jakobus schreibt. Daher kam es, daß, wie Justin. M. apolog. II. p. 88. sagt, unter der großen Masse der Heiden, welche nicht so viele scheinbare Stützen ihres religiösen Vertrauens hatten, bei welchen das Evangelium im schroffen Gegensatz gegen ihre ganze damalige religiöse Denkart auftreten mußte, das Christenthum mehrere und ächtere (πλειονας και ἀληθεϛερους χριϛιανους) Bekenner als unter der großen Menge der Juden finden konnte. Indeß gab es doch, wie uns die evangelische Geschichte lehrt, manche Gerechte, welche, wenn sie gleich in dem Messias den Gründer eines sichtbaren, mit äußerlichen Gebärden erscheinenden Reiches erwarteten, doch von der Glück-

1) Eine solche vorgebliche Gotteserkenntniß, gegen welche Johannes in seinem ersten Briefe streitet.

seligkeit dieses Reiches eine rein geistige Idee hatten, in die innigere Verbindung mit Gott und die allgemeine Herrschaft des Guten die Glückseligkeit dieses Reiches setzten; welche anerkannten, daß eine allgemeine Reinigung und die Heilung der moralischen Uebel der Gründung dieses Reiches vorhergehen müsse, und welche diese von dem Messias erwarteten. Solche Gemüther konnten in Jesus den Sohn Gottes, nach dessen Erscheinung sie sich sehnten, erkennen und, wenn sie sich ihm hingaben, durch den Einfluß seines Geistes frei gemacht werden. Und auch Solche, bei welchen der fleischliche Sinn zwar noch vorherrschte, aber doch nicht so, daß er die Empfänglichkeit für höhere Eindrücke hätte ganz verlöschen können, bei welchen es nur an Anregung der religiös-sittlichen Bedürfnisse bisher gefehlt hatte, sie konnten durch den Zug des Vaters, wenn sie die sichtbare Erscheinung des Sohnes vor sich sahen und seine Stimme hörten, oder wenn dieser unsichtbar durch die Verkündigung des Evangeliums zu ihnen sprach, zu dem Sohne hingeführt werden, und durch ihn konnte nun, wenn sie ihn unbefangen in sich aufnahmen, ihre ganze Denk- und Sinnesart vergeistigt werden.

Was die verschiedenen religiösen Denkweisen jüdischer Theologen betrifft, so konnte das Evangelium in dem kalten, in sich abgeschlossenen, alle höhere Bedürfnisse unterdrückenden Sadducäismus gar keinen Anschließungspunkt finden. Es konnte zwar, wie überall, das Evangelium auch durch die Hülle des Sadducäismus hindurch seinen Weg zu dem Menschen finden, aber dann konnte doch die Bekehrung keine durch die frühere Denkart vorbereitete seyn, und es läßt sich eben deshalb, weil hier kein Uebergangs-

und kein Anschließungspunkt statt findet, auch keine Vermischung des Sadducäischen und Christlichen denken. Wo man eine solche in dem apostolischen Zeitalter bei einigen Gegnern der Auferstehungslehre hat finden wollen, hat man dies ohne hinreichenden Grund angenommen, da sich diese Erscheinung aus ganz andern Gründen [1]) ableiten läßt.

Bei den Pharisäern stand im Ganzen der Hochmuth, die Selbstgerechtigkeit und der Mangel an Aufrichtigkeit dem Glauben entgegen. Indessen muß man jene beiden bemerkten Klassen der Pharisäer wohl unterscheiden. Denjenigen, welche, obgleich sich selbst täuschend, doch in einem gewissen Sinne aufrichtig nach Heiligkeit strebten, konnte am Ende doch ein Licht des Geistes die Nichtigkeit aller der Mittel, durch welche sie die Heiligkeit erlangen zu können meinten, anschaulich machen, die Decke über ihr inneres Verderbniß konnte vor der Macht der Wahrheit hinschwinden, und die Sehnsucht nach Heiligung konnte nun für sie ein Weg zum Christenthum werden. Sie konnten durch jenen schmerzlichen Kampf hindurch, den Paulus aus eigener Erfahrung in dem siebenten Capitel des Römerbriefes schildert, zur Ruhe des Glaubens gelangen. Diejenigen Pharisäer aber, welche ohne eine solche Gährung des innern Lebens zum Christenthum kamen, konnten in die Versuchung gerathen, doch ihre frühere, pharisäische Denkart noch mit dem Christenthum zu verschmelzen, doch nicht Jesus im vollen Sinne als ihren Erlöser anzuerkennen, indem sie ihre Werkheiligkeit noch zugleich fest halten wollten.

---

1) Der Einmischung gewisser philosophischer oder theosophischer Ideen von Juden oder Griechen her.

Bei Essenern und ähnlichen mystischen Sekten konnte das Streben nach innerer Religion zum Christenthum hinführen, sie konnten aber auch in ihrem beschaulichen Leben, den Schein für Realität haltend, mehr zu haben glauben, als sie würklich hatten, in einem kleinen Kreise von Anschauungen und Gefühlen sich herumdrehend, die wahre Beschaffenheit und die wahren Bedürfnisse ihrer Natur verkennen und alles das zurückweisen, was in jenen engen Kreis nicht hinein paßte, sie aus demselben herauszureißen drohte. Arm am Geiste zu werden, war für solche Menschen oft das Schwerste, da sie dem Wahn ihrer eingebildeten geistlichen Vollkommenheit entsagen mußten. Ihre äußerlichen Gebärden und Beobachtungen fahren zu lassen, konnten sie sich um desto weniger entschließen, da dieselben mit ihrem ganzen mystischen Religionssystem genau zusammenhingen, und Menschen aus solchen Sekten konnten, wenn auch ihr innerer, religiöser Sinn von der Herrlichkeit des Christenthums angezogen wurde, nicht leicht die Selbstverleugnung ausüben, ihrer früheren religiösen Denkart ganz zu entsagen und sich der neuen Schöpfung durch das Evangelium ganz hinzugeben. Leicht konnte sich bei ihnen eine Vermischung ihrer früheren Theosophie mit dem einfachen Christenthum bilden, die Quelle mancher, das Christenthum verfälschender Sekten, deren Keime wir schon in dem Briefe des Apostels Paulus an die Kolosser und in den Pastoralbriefen finden.

Unter den alexandrinischen Juden standen die politischirdischen Messiaserwartungen und manche der unter den übrigen Juden herrschenden Vorurtheile dem Eingang des Evangeliums nicht entgegen. Obgleich man doch nicht glau-

ben muß, daß diese alexandrinischen Juden von allen gewöhnlichen jüdischen Erwartungen frei gewesen wären, wie diese immer auch von ihnen vergeistigt wurden. Auch Philo glaubte, daß der Tempel zu Jerusalem und der Tempelcultus für die Ewigkeit bestimmt sey [1]). Auch Philo erwartete, daß, wenn einst die Juden sich auf eine besondere Weise zu Gott bekehrt haben würden, sie durch ein Wunderzeichen vom Himmel auf einmal mitten aus allen Völkern, unter denen sie zerstreut und gefangen wären, nach Jerusalem würden zurückgeführt werden, daß sie vermöge ihrer Ehrfurcht gebietenden Heiligkeit von allen ihren Feinden unangetastet bleiben, oder den Sieg über sie erhalten würden, und daß dann ein goldenes Zeitalter von Jerusalem ausgehen werde. Die geistige Richtung des religiösen Sinnes konnte die Menschen hier für das Christenthum empfänglicher machen, an das Streben, dem fleischlich-buchstäblichen Bibelverständnisse sich entgegenzustellen, in den innern Sinn und Geist der Schrift einzudringen, konnte das Christenthum sich anschließen. Es konnte als eine Gnosis, welche den Geist des alten Testamentes erst recht aufschließe, sich ankündigen. Das Christenthum zeigte, daß jenes goldene Zeitalter, welches die alexandrinischen Juden erwarteten, schon im Geist erschienen sey und, im Geiste vorbereitet, einst auch in der Anschauung eintreten werde. Der Brief eines zum Christenthum übergetretenen alexandrinischen Juden, welcher dem Barnabas zugeschrieben wird, giebt uns ein Beispiel davon, wie in diesen Beziehungen die alexandrinische, religiöse Denkart ein Uebergangs- und Vermitte-

---

1) De Monarchia. 822.

lungspunkt zum Christenthum werden konnte. Es waren in dieser Denkart noch manche andere religiöse Ideen, die ihre Realisirung im Christenthum finden konnten. Aber wie der religiöse Idealismus der Alexandriner von der idealen Seite des Christenthums angezogen werden konnte, so konnte hingegen das Zurücktreten des realistischen Elements in der Religion, von der andern Seite das Eindringen des Evangeliums erschweren. Es fehlte die Erwartung eines persönlichen Messias [1]), die auch wohl bei manchen andern hellenistisch-gebildeten Juden, wie bei einem Josephus, zurückgetreten war, es fehlte daher ein wesentlicher Anschließungspunkt für das Christenthum. Es konnte bei jenen alexandrinisch-gebildeten, wie bei jenen mystischen Sekten, geschehen, daß sie in ihrer hochmüthigen Religionsphilosophie und ihrer Beschaulichkeit sich abschlossen gegen neue religiöse Eindrücke, daß sie in dieser einseitigen, contemplativen und speculativen Geistes- und Gemüthsrichtung über den wahren Zustand und die wahren Bedürfnisse ihrer Natur sich täuschten, und arm am Geiste zu werden sich sträubten. Es konnte endlich geschehen, daß, wenn auch Menschen von dieser Richtung durch das Ideale des Christenthums angezogen wurden, sie doch sich nicht überwinden konnten, durch das Christenthum und im Christenthum einfach zu werden. Sie wollten ihre Religionsphilosophie mit dem Christenthum verschmelzen, sie wollten ihre Vornehmheit auch im Christenthum beibehalten und den Gegensatz einer esoterischen und einer exoterischen Religion, gegen den sich das

1) Obgleich man nicht behaupten kann, daß alle alexandrinisch-gebildeten Juden hier wie Philo dachten.

Wesen des alle Menschen durch die Gemeinschaft desselben höhern Lebens vereinigenden Evangeliums sträubt, auch in die christliche Kirche einführen. (Die Quelle so mancher spätern christlichen Sekten.) — So zeigen sich mannichfache Gegensätze gegen, manche Anschließungspunkte für das Christenthum, manche Ursachen drohender Verfälschung durch Vermischung des Fremdartigen in den geistig-idealistischen, wie den fleischlich-realistischen Geistesrichtungen dieser Zeit.

Zu den merkwürdigen Fügungen Gottes, durch welche die Erscheinung des Christenthums vorbereitet wurde, gehörte die Verbreitung der Juden unter Griechen und Römern. Die Pharisäischgesinnten unter denselben gaben sich viele Mühe Proselyten zu machen; das Schwanken des Ansehens der alten Volksreligionen, das unbefriedigte religiöse Bedürfniß so Vieler kamen ihnen zu Hülfe. Ehrfurcht vor dem jüdischen Volksgott, als einem mächtigen Wesen, die Ehrfurcht vor den verborgenen Heiligthümern des prächtigen Tempels zu Jerusalem hatte längst unter Heiden Eingang gefunden. Jüdische Goëten erlaubten sich auch manche täuschende Künste, in deren Anwendung sie sehr geschickt waren, zu gebrauchen, um auf die Gemüther überraschenden Eindruck zu machen. Es hatte daher die Anhänglichkeit an das Judenthum unter Heiden, besonders in manchen der großen Hauptstädte, so weit um sich gegriffen, daß bekanntlich die römischen Schriftsteller zur Zeit der ersten Kaiser oft darüber klagen mußten, und Seneka in seinem Buche, über den Aberglauben, von den Juden sagen konnte: Die Besiegten haben den Siegern Gesetze gegeben [1]).

---

1) Victoribus victi leges dederunt.

Die jüdischen Proselytenmacher, blinde Lehrer der Blinden, die selbst von dem Wesen der Religion keinen Begriff hatten, konnten auch Andre zur Einsicht in dasselbe nicht führen. Sie ließen sie oft bei einem todten Monotheismus nur Aberglauben mit Aberglauben vertauschen, lehrten sie, daß sie durch die äußerliche Verehrung Eines Gottes und den äußerlichen Ceremoniendienst der Gnade Gottes schon gewiß seyen, ohne daß sie es sich brauchten besonders angelegen seyn zu lassen ihren Lebenswandel zu ändern, und sie gaben ihnen so nur neue Mittel zur Beschwichtigung ihres Gewissens, neue Stützen im Sündendienst, dem sie nicht entsagen wollten, — daher der Heiland Solchen vorwarf, daß sie ihre Proselyten zu noch ärgeren Söhnen der Hölle machten, als sie selbst wären. Aber man muß doch hier zwischen den beiden Klassen der Proselyten genau unterscheiden. Die Proselyten im strengsten Sinne des Wortes, die Proselyten der Gerechtigkeit, welche die Beschneidung und das ganze Ceremonialgesetz annahmen, und die Proselyten im weitern Sinne, die Proselyten des Thores, welche nur zur Entsagung vom Götzendienste, zur Verehrung Eines Gottes, zur Enthaltung von den heidnischen Ausschweifungen und von Allem, was mit dem Götzendienste in Verbindung zu stehen schien [1]), sich verpflichteten. Die Ersten nahmen oft allen jüdischen Aberglauben und Fanatismus an, und ließen sich oft blind leiten von ihren jüdischen Lehrern. Je schwerer es ihnen geworden seyn mußte, der, einem Griechen oder Römer nothwendig so lästigen Beobachtung des jüdischen Ceremonialgesetzes sich zu

1) Die sogenannten sieben Gebote Noahs.

unterwerfen, desto weniger konnten sie sich darin finden, daß alles dies sollte umsonst gewesen seyn, daß sie dadurch nichts vor Andern voraus haben, daß sie der eingebildeten Heiligkeit entsagen sollten. Solche Proselyten wurden daher oft die heftigsten Verfolger des Christenthums, und ließen sich von den Juden als Werkzeuge gebrauchen, um andere Heiden gegen die Christen aufzuwiegeln. Von Solchen gilt es, was Justin. M. zu den Juden sagt, Dial. cum Tryph. 350.: „Die Proselyten glauben nicht nur nicht, sondern sie verlästern den Namen Christi noch doppelt so viel als ihr, und sie wollen uns, die wir an ihn glauben, morden und martern, denn in Allem streben sie euch ähnlich zu werden." Jene Proselyten des Thores hingegen hatten manche der vornehmsten Religionswahrheiten aus dem Judenthume angenommen, ohne ganz Juden zu werden, sie waren mit den heiligen Schriften der Juden bekannt geworden, sie hatten von dem verheißenen Gottesgesandten, von dem durch Gott mit Kraft ausgerüsteten Könige, von dem der Ruf damals, wie Sueton in dem Leben des Vespasian c. 4. sagt, im ganzen Orient verbreitet war, von dem Messias, gehört. Es war ihnen Manches in dem, was sie von jüdischen Lehrern gehört, in deren Schriften gelesen hatten, dunkel geblieben, sie befanden sich noch im Suchen. Durch die von den Juden empfangenen Ideen von dem Einen Gott, von göttlicher Weltregierung, göttlichem Gerichte, von dem Messias waren sie für das Evangelium mehr als andre Heiden vorbereitet, — und weil sie weniger schon zu haben glaubten, weil sie noch kein geschlossenes Religionssystem hatten, nach neuem Unterricht über göttliche Dinge begierig waren, weil sie viele

der die Juden beherrschenden Vorurtheile nicht angenommen hatten, so waren sie daher mehr als viele Juden für das Evangelium empfänglich. Von Anfang an mußten sie auf die Verkündigung aufmerksam werden, welche ihnen, ohne sie zu Juden zu machen, vollständige Theilnahme an der Erfüllung aller jener Verheißungen, von denen ihnen die Juden gesagt hatten, zusicherte. Zu diesen Proselyten des Thores (die φοβουμενοι τον θεον, εὐσεβεις des neuen Testaments) ging daher, nach der Apostelgeschichte, die Verkündigung des Evangeliums überall über, wenn sie von den verblendeten Juden verworfen wurde, und hier fand der Same des göttlichen Wortes häufig einen empfänglichen Boden in heilsbegierigen Seelen. Es gab freilich auch Solche unter den Proselyten des Thores, welche, des rechten Ernstes im Suchen nach religiöser Wahrheit ermangelnd, nur auf jeden Fall einen bequemen Weg zum Himmel haben wollten, wobei es keiner Selbstverleugnung bedurfte, welche, um auf jeden Fall sicher zu gehen, möchte im Judenthum oder im Heidenthum mehr Kraft und Wahrheit seyn, bald in der Synagoge den Jehova, bald in den Tempeln die Götter anriefen, und welche so in der Mitte zwischen dem Judenthum und Heidenthum schwebten [1]).

---

1) Solche schilderte Commodianus in seinen Instructionen, — die inter utrumque viventes:

Inter utrumque putans dubie vivendo cavere,
Nudatus a lege decrepitus luxu procedis?
Quid in synagoga decurris ad Pharisaeos,
Ut tibi misericors fiat, quem denegas ultro?
Exis inde foris, iterum tu fana requiris.

Erster Abschnitt.

Das Verhältniß der christlichen Kirche zur unchristlichen Welt.

1. Ausbreitung des Christenthums.

A) Ueber die Ausbreitung des Christenthums im Allgemeinen, Hindernisse, welche derselben entgegenstanden, Ursachen und Mittel, wodurch dieselbe befördert wurde.

Das Christenthum ist zwar, seiner Natur nach, als die Religion des Geistes, als Stiftung eines Reiches, welches nicht ist von dieser Welt, an keine Art von äußerlichen irdischen Formen nothwendig gebunden. Es kann daher unter den verschiedensten menschlichen Verfassungsformen und Einrichtungen, insofern dieselben nichts unsittliches enthalten, friedlichen Eingang finden und sich an dieselben anschließen. Dieser eigenthümliche Charakter des Christenthums mußte immer die Verbreitung des Christenthums erleichtern, wo, wie in den ersten Zeiten, die Verkündiger des Evangeliums das Wesen desselben richtig erkennend, von der Einmischung in die Händel dieser Welt sich fern hielten. Wie das Christenthum in alle irdische Formen und Verhältnisse eingehen, und doch dem Geiste nach durch das göttliche Leben, das es ihnen mittheilte, die Menschen

über dieselben erheben konnte, das macht ein Christ aus den ersten Zeiten des zweiten Jahrhunderts [1]) an dem Leben seiner Glaubensgenossen anschaulich: „Die Christen — sagt er — sind weder durch irdischen Wohnort, noch durch Sprache, noch durch Sitten von den übrigen Menschen gesondert, sie bewohnen nirgends besondere Städte, sie bedienen sich keiner verschiedenen Sprache, sie haben keine ausgezeichnete Lebensweise. Sie bewohnen die Städte der Hellenen und der Barbaren, wie einen Jeden das Loos getroffen hat; indem sie den Landessitten folgen, in Rücksicht der Kleidung, der Kost und der übrigen äußerlichen Lebensweise, offenbaren sie doch eine wunderbare und Allen auffallende Beschaffenheit ihres Wandels. Sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr eignes Leben besiegen sie die Gesetze." Aber wie das Christenthum an alles Reinmenschliche sich anschließen konnte, so mußte es hingegen in Kampf gerathen mit allem ungöttlichen Wesen in der Menschheit, und allem, was daraus hervorgegangen war und was damit zusammenhing. Es kündigte sich als eine weltumbildende Kraft an und die Welt suchte sich in ihrem alten, ungöttlichen Wesen zu behaupten. Der alte Mensch sträubte sich überall gegen die neue Schöpfung; darauf weiset jener Ausspruch Christi hin: daß er nicht gekommen sey, Frieden zu senden auf Erden, sondern das Schwerdt, das Schwerdt des Geistes, und die Geschichte hat in den Würkungen des Christenthums die Erfüllung dieses göttlichen Ausspruchs gezeigt. Das Christenthum gerieth nothwendig

1) Der Verfasser des Briefes an den Diognet.

von Anfang an mit den herrschenden Denkarten über viele Gegenstände, wie mit vielen herrschenden Sitten und Neigungen, welche der Geist der heiligen Religion nicht dulden konnte, in Kampf. Dazu kam, daß die heidnische Staatsreligion in das ganze bürgerliche und gesellschaftliche Leben so eng verflochten war, daß, was die Staatsreligion angriff, auch leicht mit dem ganzen Geist der Verfassung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens in Kampf gerathen mußte. Dieser Kampf hätte wenigstens in manchen Fällen vermieden werden können, wenn die erste Kirche wie die Kirche späterer Zeiten zum Accordiren mit der Welt geneigt gewesen wäre, wenn sie sich zuerst nachgebend zur herrschenden, obgleich mit dem Wesen des Christenthums streitenden Sitte bequemt hätte, um nur recht viele Anhänger zu gewinnen. Aber die ersten Christen waren im Ganzen vielmehr zum schroffen Abstoßen alles Heidnischen, selbst dessen, was nur in einer scheinbaren Verbindung mit dem Heidenthum stand, als zu irgend einer laxen Anbequemung geneigt, und gewiß war damals ein Zuweitgehen von der erstern Art für die Erhaltung der Reinheit der christlichen Lehre und des christlichen Lebens weit heilsamer, als ein Zuweitgehen von der letztern Art. Die Religion nun, welche so mit der tiefgewurzelten Denkart und Sitte im Kampfe auftrat, das zu erschüttern drohte, was durch das Alter von Jahrhunderten befestigt war, sie kam von einem in der gebildeten Welt großentheils verachteten Volk, sie fand zuerst den meisten Eingang in der niedern Volksklasse, und eben dies war den auf ihre vornehme Bildung stolzen Römern und Griechen schon Grund genug, um mit Verachtung auf eine solche Religion herabzusehen.

Sie kannten ja nichts als entweder Volksaberglauben, oder philosophische Religion. Wie sollte man in den Werkstätten mehr zu finden hoffen, als in den Schulen der Philosophen! Celsus, der erste schriftliche Bekämpfer des Christenthums, spottet darüber [1]), daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die ungebildetesten und bäurischsten Menschen eifrige Verkündiger des Evangeliums seyen, und dasselbe besonders zuerst unter die Weiber und Kinder brächten. Von einem Glauben für alle Menschen hatten jene auf ihre Bildung Stolzen, welche in keiner Hinsicht mit dem ungebildeten, unwissenden Pöbel etwas gemein haben wollten, keinen Begriff. Ihr steter Vorwurf gegen die Christen, daß sie nur blinden Glauben predigten (πίστιν ἄλογον), sie sollten durch philosophische Gründe, was sie sagten, beweisen.

Man kann sagen: die alten Volksreligionen waren durch die Angriffe des Unglaubens schon einmal erschüttert, sie hatten ihr Ansehen schon einmal verloren. Darin liegt zwar etwas Wahres; aber wir müssen von der andern Seite wohl erwägen, daß man sich mit erneuertem Fanatismus zu der alten Religion zurückgeflüchtet hatte, daher die blutigen Kämpfe für diese. Die grausame Volkswuth gegen die Christen zeugt genugsam von der damaligen religiösen Stimmung des Volks; der durch den Gegensatz des Unglaubens hervorgerufene Aberglaube beherrschte vielleicht mehr als je das Volk und einen Theil der Gebildeten. Auf die große Zahl der unter der Herrschaft des Aberglaubens stehenden Menschen dieser Zeit wendet Plutarch mit

---

1) Bei Origenes c. Cels. III. 149.

Recht die Worte Heraklits von den Träumenden der Nacht an: sie befänden sich wachend am hellen Tage in ihrer eignen Welt, einer Welt, welche allen Strahlen der Vernunft und der Wahrheit verschlossen war. Die fleischlich gesinnten Menschen, welche ihre Götter mit den sinnlichen Augen sehen wollten, welche gewohnt waren, sie auf ihren Siegelringen oder in kleinen Bildnissen, denen man häufig die Kraft von Amuletten beilegte, bei sich zu führen, so daß sie, wenn sie wollten, dieselben küssen, anbeten konnten, — wie oft erließen sie an Christen die Aufforderung: zeigt uns euren Gott! Und zu solchen Menschen kam eine Religion des Geistes, welche keinen sinnlichen Cultus, keine Opfer, keine Tempel, keine Bilder, keine Altäre mit sich brachte, so kahl und nackt, wie es ihr die Heiden oft zum Vorwurf machten.

Zwar war, wie wir oben bemerkten, ein Geist des Suchens und der Sehnsucht nach neuen Mittheilungen des Himmels in diesem Zeitalter ausgegossen; neben aller Verhärtung in dem alten Aberglauben war doch mannichfache Empfänglichkeit für neue religiöse Eindrücke vorhanden. Aber diese Sehnsucht, die, ihres Zieles sich nicht deutlich bewußt, nur von dunklen Gefühlen geleitet wurde, konnte auch leicht getäuscht werden und aller Schwärmerei Eingang geben. Schon Celsus meinte daraus die schnelle Verbreitung des Christenthums erklären zu können, daß in dieser Zeit so manche Goëten, welche durch Vorspiegelung höherer Kräfte zu täuschen suchten, leicht bei Vielen Glauben fanden, und für den Augenblick eine große Bewegung hervorbrachten, die aber freilich bald sich verlieren mußte. Doch es war ein großer Unterschied, was

Origenes mit Recht dem Celsus entgegenhielt, in der Art, wie solche Leute, und in der Art, wie die Verkündiger des Evangeliums wirkten. Jene Goëten schmeichelten den sündhaften Neigungen der Menschen, sie schlossen sich an die bisherige Denkweise der Menschen an, sie verlangten von ihnen keine Entsagungen. Hingegen, wer in den ersten Zeiten Christ werden wollte, mußte von vielen seiner bisherigen Lieblingsneigungen sich losreißen, und er mußte bereit seyn, für seinen Glauben Alles hinzugeben. Tertullian sagt [1]), daß noch Mehrere durch die Furcht, ihre Vergnügungen zu verlieren, als durch die Gefahr des Lebens von dem Uebertritt zum Christenthum abgeschreckt wurden. Der Einfluß, den solche Menschen, wie jene Goëten, auf das Volk ausübten, war nun ein neues Hinderniß, welches der Einwürkung des Christenthums entgegenstand. Es sollte durch den Kreis von Täuschungen, in welche jene Leute die Gemüther der Menschen zu bannen gewußt, hindurchdringen, um zu dem Herzen und zu dem Geiste der Menschen gelangen zu können. Das Beispiel eines Simon Magus, eines Elymas, eines Alexander von Abonoteichos zeigt uns, wie diese Art von Leuten der Verbreitung des Evangeliums sich entgegenstellte. Es bedurfte in die Augen fallender Thatsachen, um die auf solche Weise gefangen genommenen Menschen aus ihrer Betäubung zuerst zur Besinnung zu bringen und für höhere Eindrücke sie erst empfänglich zu machen. Das Beispiel aus Apostelgesch. C. 8., wie die Anhänger des Simon Magus in Samarien zuerst von ihm abgezogen wurden; das Beispiel

1) De spectaculis c. 2.

spiel aus Apostelgesch. Cap. 13., wie die Bekehrung des Sergius Paulus vorbereitet wurde; so manche Beweise aus der Apostelgeschichte von der Art, wie zuerst die abergläubige Menge auf die Verkündiger des Evangeliums aufmerksam gemacht wurde, beweisen es, daß durch Thatsachen gewürkt werden konnte, was durch die innere Kraft des göttlichen Wortes, welcher diese Thatsachen erst den Weg bahnen mußten zu den Herzen der Menschen, ohne diese Vorbereitung gar nicht, oder doch nicht so bald, hätte gewürkt werden können. Durch solche Zeichen unterstützte der Geist Gottes noch eine Zeit lang die Verkündigung des Evangeliums. Mancher wurde so erst durch das Aeußere zu dem Inwendigen, durch das Leibliche zu dem Geistigen hingeleitet. Die Kirchenlehrer berufen sich in der Sprache der Wahrheit, und oft vor den Heiden selbst auf solche Erscheinungen, und wer auch die zum Grunde liegende Thatsache von dem Gesichtspunkte, aus dem sie erzählt wird, unterscheiden will, muß doch diese selbst und deren Würkungen auf die Gemüther der Menschen anerkennen. Unleugbar bleibt es daher, daß durch solche Mittel die Ausbreitung des Evangeliums befördert wurde. Wir wollen uns einige dieser Fälle in dem lebendigen Zusammenhange mit dem Wesen und Treiben dieser ganzen Zeit vergegenwärtigen. Der Christ kommt mit einem in blindem heidnischen Aberglauben befangenen, unglücklichen Menschen zusammen, der krank ist an Leib und Seele, der vergeblich in dem Tempel des Aeskulap, wo damals so viele in den von dem Gott der Heilkunst gesandten Träumen [1]) ihre

1) S. die Reden des Aristides.

Genesung suchten, der vergeblich bei heidnischen Priestern und Goëten, durch mannigfache magische Formeln und Amulette, Heilung zu erlangen gehofft hatte. Der Christ ermahnt ihn, nicht bei dem ohnmächtigen, todten Götzen [1]) Hülfe zu suchen, sondern sich zu dem allmächtigen Gott zu bekehren und auf Ihn, der allein helfen könne, zu vertrauen. Er erhöre diejenigen, die im Namen dessen, durch den er die Menschen aus dem Sündenelende erlöset habe, zu ihm beteten. Der Christ wendet keine magische Formeln, keine Amulette an, Gott durch Christum anrufend, legt er die Hand auf das Haupt des Kranken in gläubigem Vertrauen auf seinen Heiland. Der Kranke wird geheilt, und die leibliche Genesung wird der Weg zur geistigen. Insbesondere gab es in dieser Zeit der Gährung, wo die Bande des geistigen und sittlichen Lebens zerrissen waren, eine Menge solcher Geistig- und Leiblichkranken, welche sich in dem Zustand einer gänzlichen innern Zerrüttung befanden, welche von einer fremden Macht, der ihr Wille unterthan war, sich eingenommen, blindlings hin- und hergezogen fühlten, von einer unerklärlichen Angst gequält wurden. Alle Macht des Ungöttlichen, des Zerstörenden mußte da sich regen, wo die Macht des Göttlichen, des Heilenden in die Menschheit eintreten sollte. Der Zwiespalt in der menschlichen Natur, mit allen seinen schrecklichen Folgen, mußte da auf das Höchste gestiegen seyn, wo in der menschlichen Natur der, Alles zur Harmonie zurückführende Friede vom Himmel sich offenbaren sollte. —

---

1) Oder nach der damaligen gewöhnlichen Ansicht der Christen bei den bösen Geistern.

Jene Unglücklichen selbst glaubten sich von bösen Geistern besessen, und es war auch die verbreitete Meinung, daß solche Zerrüttungen von denselben herrührten. Es gab unter Heiden und Juden Viele, welche vorgaben, durch mancherlei Beräucherungen, Einreibungen, Kräutermittel, Amulette, Beschwörungen der bösen Geister in räthselhaft klingenden Formeln sie vertreiben zu können. Zuweilen solche Mittel, die eine natürliche Heilkraft hatten, zuweilen solche, welche durch Würkung auf die Einbildungskraft, die in solchen Gemüthszuständen so viel vermag, für den Augenblick den Kranken von seinem Wahn heilten, oder sie hielten auch nur mit Versprechungen auf die Zukunft hin. Auf jeden Fall schadeten diese Leute nur, indem sie die Menschen in ihrem Aberglauben und in ihrem ganzen, unheiligen Wesen bestärkten, indem sie das Reich der Lüge durch Kräfte der Lüge bekämpften, einen Teufel durch den andern austrieben. Ihr Gaukelwerk konnte den innern Grund des Uebels, der tiefer lag, und von dem allein die wahre Heilung ausgehen mußte, nicht treffen. Wie es Christus von solchen Fällen sagte: Wie kann Jemand in eines Starken Haus gehen, und ihm seinen Hausrath rauben, es sey denn, daß er zuvor den Starken binde, und alsdann ihm sein Haus beraube? [1]) Wieviel Glauben damals solche vorgebliche Geisterbanner fanden, zeigt der Dank, den der Kaiser Mark Aurel den Göttern dafür sagt, daß er von einem weisen Lehrer, dem, was von Wunderthätern und Goëten über Beschwörungen

---

1) Zuerst mußte die Macht des Bösen über das Innerste der menschlichen Natur gebrochen seyn, dann hörten die einzelnen Würkungen dieses Bösen von selbst auf.

und Geisterbannungen erzählt werde, nicht zu glauben gelernt habe [1]). Ein Unglücklicher dieser Art kommt, nachdem er vergeblich bei solchen Geisterbannern Hülfe gesucht, zu einem frommen Christen. Dieser hält ihn für besessen, es kommt ihm auch darauf nicht an, den nächsten Grund des Uebels weiter zu untersuchen. Er weiß, daß sein Erlöser den Fürsten dieser Welt überwunden hat, und daß Ihm alle Macht des Bösen, wie sie sich auch äußere, weichen muß. Ihn ruft er an und die Kraft des göttlichen Geistes, die in ihm ist; sein, die Kräfte des Himmels herabziehendes Gebet würkt tief auf die inwendige, zerrissene Natur des Kranken ein. Die innere Ruhe folgt auf die tobenden Stürme im Innern, und durch diese erfahrene Würkung der göttlichen Kraft des Christenthums an sich selbst zum Glauben hingeführt, wird er nun erst im vollen Sinne von der Herrschaft des Bösen befreit, durch die erleuchtende und heiligende Kraft der Wahrheit gründlich und für immer geheilt, daß der böse Geist nicht wieder umkehrend in sein Haus, es für sich recht gekehret und geschmücket finde.

Mögen wir nun noch einige merkwürdige Aeußerungen der Kirchenlehrer dieser Zeit über solche Thatsachen vernehmen. Justin M. sagt in seiner ersten Apologie (S. 45.) zu den Heiden: „Daß das Reich der bösen Geister durch Jesus zerstört worden, könnet ihr auch jetzt aus dem, was unter euern Augen geschieht, erkennen, denn viele von unsern Leuten, von uns Christen, haben geheilt und heilen noch jetzt viele durch die bösen Geister Besessene in der ganzen Welt und

1) l. 6. το ἀπιστητικον τοις ὑπο των τερατευομενων και γοητων περι ἐπῳδων και περι δαιμονων ἀποπομπης και των τοιουτων λεγομενοις.

in eurer Stadt (Rom), die von allen andern Geisterbannern nicht geheilt werden konnten, indem sie dieselben beschwören im Namen des Jesus Christus, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden." Irenäus sagt Lib. II. c. Haeres. c. 22.: „In dem Namen Jesu würken seine wahren Jünger, welche von Ihm die Gnade empfangen haben, zum Wohl der übrigen Menschen, je nachdem Jeder von ihnen die Gabe von ihm erhalten hat. Die Einen treiben böse Geister aus, auf eine gründliche und wahrhafte Weise, so daß oft die von den bösen Geistern Gereinigten, selbst nachher Gläubige und Gemeindeglieder werden. Andere heilen Kranke durch Händeauflegung. Schon sind auch Manche von den Todten auferweckt worden, und eine ziemliche Reihe von Jahren noch bei uns geblieben. Es sind unzählige Gnadenwürkungen, welche die Kirche in der ganzen Welt von Gott empfangen hat, und im Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, täglich zum Besten der Heiden vollbringt, indem sie Keinen täuscht und keinen Gewinn sucht, denn wie sie es umsonst von Gott empfangen hat, theilt sie es auch umsonst aus. Sie thut nichts durch Anrufung von Engeln, nichts durch Zauberformeln und andere schlechte Künste, sondern auf eine reine Weise und öffentlich (nicht mit verborgenen Künsten und Geheimnißkrämerei, wie jene Goëten) richtet sie ihre Gebete zu dem Herrn, der Alles geschaffen hat, indem sie den Namen unsers Herrn Jesu Christi anrufet."

Origenes betrachtet solche in die Augen fallenden Würkungen göttlicher Kraft, besonders als zur ersten Gründung der Kirche erforderlich c. Cels. Lib. 8. ed. Hoeschel p. 420.: „Die Menschen wurden zuerst mehr durch Wun-

der als durch Ermahnungsgründe dazu gebracht, die vaterländischen Religionen zu verlassen, und das denselben Fremde anzunehmen, denn wenn wir in Rücksicht der Bildung der ersten Christengemeinde der Wahrscheinlichkeit folgen sollen, so müssen wir sagen, es ist schwer glaublich, daß die Apostel Jesu, ungelehrte und unwissende Menschen, bei der Verkündigung des Christenthums unter den Menschen auf etwas anderes vertraut haben sollten, als auf die ihnen verliehene Macht und die mit ihrer Verkündigung verbundene Gnade, noch auch, daß ihre Zuhörer von den vaterländischen, durch die Reihe der Jahre eingewurzelten Sitten sich sollten haben abführen lassen, wenn nicht eine gebietende Macht und Wunderwerke sie zu Lehren fortgerissen hätten, welche denen, in denen sie erzogen worden, so ganz entgegengesetzt waren." Und im siebenten Buche dieses Werks (p. 347.) sagt derselbe: „In den ersten Zeiten des Lehramtes Jesu, und nach Jesu Erhebung zum Himmel offenbarten sich mehrere in die Augen fallende Zeichen der Würkung des heiligen Geistes, späterhin wenigere. Doch auch noch jetzt zeigen sich die Spuren dieser Würkungen bei einigen Wenigen, deren Seelen durch das Wort Gottes und einen demselben entsprechenden Lebenswandel gereinigt worden." Auch Origenes beruft sich auf Erscheinungen, deren Augenzeuge er gewesen: „Manche gaben an denen, welche durch sie geheilt worden, Beweise, daß sie durch diesen Glauben eine Wunderkraft erlangt haben, indem sie über die der Heilung Bedürftigen nichts Anderes anrufen, als den allmächtigen Gott und den Namen Jesu mit der Verkündigung seiner Geschichte. Dadurch habe auch ich Viele von schweren Zufällen, Anfällen des Wahn-

sinns und der Raserey und vielen andern Uebeln, die kein Mensch und keiner eurer Dämonen heilen konnte, befreit gesehen" [1]). Und an einer andern Stelle sagt Origenes diese merkwürdigen Worte [2]): „Wenn auch Celsus spottet, doch muß es gesagt werden, daß Viele wie gegen ihren Willen zum Christenthum gekommen sind, da ein gewisser Geist durch Gesichte, die er ihnen im Wachen oder im Traume vorführte, ihre Vernunft plötzlich von dem Hasse gegen das Christenthum zu einem Eifer, der auch das Leben für dasselbe hingab, fortriß. Vieles dergleichen könnten wir erzählen, was, wenn wir es niederschrieben, obgleich wir selbst Augenzeugen waren, den Ungläubigen Veranlassung zu vielem Gespött geben würde; aber Gott ist Zeuge unsers Gewissens, daß wir nicht durch falsche Berichte, sondern nur durch mannigfache, unleugbare Thatsachen die göttliche Lehre Jesu empfehlen wollen" [3]).

Doch alle äußerlichen Fügungen und Thatsachen hätten der Religion keinen solchen Eingang in den Gemüthern der Menschen verschaffen können, wenn sie nicht ihrem innern Wesen nach eine anziehende Kraft über das Gottverwandte der menschlichen Natur, wie dasselbe auch durch Verbildung [4]) oder durch fleischliche Rohheit verdunkelt und unterdrückt seyn mochte, ausgeübt hätte, wenn sie nicht am

1) Lib. 3. p. 128.

2) c. Cels. I. p. 35.

3) Mit diesen Worten des Origenes zu vergleichen, was Tertullian sagt de anima 47: „Major paene vis hominum de visionibus Deum discunt.

4) In den hominibus ipsa urbanitate deceptis, wie Tertullian sagt.

Ende, ihrem innern Wesen nach, über alle Täuschungskünste, die sich ihr, die menschlichen Seelen gefangen nehmend, entgegenstellten, siegreich als das einzige wahrhafte und gründliche Befriedigungsmittel der in dem gährenden Zeitalter erregten religiösen Bedürfnisse, als das Einzige, was Ruhe und Frieden in dieser wilden Gährung der entgegengesetzten Elemente der geistigen Welt schaffen konnte, sich geltend gemacht hätte, wenn nicht diese Religion, sobald sie einmal irgendwo im innern Leben Wurzel gefaßt, durch ihre sich offenbarende göttliche Würksamkeit selbst sich hätte unaufhaltsam weiter verbreiten müssen. Wie der Erlöser in dem hohenpriesterlichen Gebet seine Gläubigen dem himmlischen Vater empfohlen hatte, daß ihre Gemeinschaft mit ihm, die vom Vater empfangene Herrlichkeit, die er ihnen verliehen, in ihrem Leben durchstrahlend die Menschen zum Glauben an ihn führen sollte, so geschah es. Das Zeugniß, welches die ächten Christen durch ihren Wandel von ihrem Herrn ablegten, die heiligende Kraft des Evangeliums, welche sich im Leben derselben offenbarte, würkte am kräftigsten zur Bekehrung der Heiden. Auf diese Erfahrung berief sich Justin M. Apolog. II. p. 63. Nachdem er das Wort des Herrn angeführt: lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen, und euern Vater im Himmel preisen; setzt er hinzu: „der Herr wollte nicht, daß wir das Böse vergelten, sondern er forderte uns auf, durch die Gewalt der Geduld und der Sanftmuth, aus der Schmach ihrer bösen Begierden Alle herauszuziehen. Was wir auch nachweisen können an Vielen unter uns, welche aus gewaltthätigen und tyrannischen Menschen durch eine siegreiche Kraft umgewandelt wurden,

indem sie entweder beobachteten, wie ihre Nachbarn Alles tragen konnten, oder indem sie die auffallende Geduld übervortheilter Reisegefährten wahrnahmen, oder irgendwo im Verkehr des Lebens Christen kennen lernten.“ Die ausgezeichneten Tugenden der Christen mußten desto mehr auffallen im Gegensatz gegen die herrschenden Gebrechen und Laster. Die im Gegensatz selbst zuweilen in Uebertreibungen gerathende christliche Sittenstrenge — und das herrschende Sittenverderbniß. Welchen Eindruck machte nicht später, als das öffentliche Leben den Schein des Christenthums angenommen hatte, das strenge Leben der Mönche im Gegensatz gegen das herrschende Verderbniß in den großen Städten! Die innige Bruderliebe der Christen und die herrschende Selbstsucht, die Alle von einander trennte und gegen einander mißtrauisch machte, welche das Wesen jener christlichen Gemeinschaft gar nicht fassen, nicht genug sich darüber wundern konnte. Seht — sagte man — wie sie einander lieben! „Das fällt ihnen so auf — spricht Tertullian, apologet. c. 39. — weil sie gewohnt sind einander zu hassen — wie Einer für den Andern zu sterben bereit ist!“ Es konnten doch nicht alle solche kalte, herzlose Polizeileute seyn (s. unten), welche gegen eine solche Verbrüderung, gewohnt alles nach ihrem beschränkten Maßstabe zu messen, nur mißtrauisch wurden. Das nicht ganz durch Vorurtheil oder Fanatismus verhärtete Herz mußte wohl von dem Eindruck einer solchen Erscheinung gerührt werden, es mußte die Frage auffallen: Was ist es, das die Gemüther auf solche Weise mit einander verbinden kann? In einer Zeit sklavischer Feigheit der Heldenmuth des Glaubens, mit welchem die Christen Martern und Tod verach-

teten, sobald es darauf ankam, daß sie etwas gegen ihr Gewissen thun sollten. Fiel ja doch Manchen dieser Heldenmuth der Christen, als eine dem Zeitalter fremde Erscheinung, so sehr auf, daß sie einen Charakter, welcher wohl für das heroische Alterthum, aber nicht für diese feinere, weichere Zeit passe, ihnen zum Vorwurf machten [1]). Wenn auch die gewöhnlichen römischen Staatsmänner, wenn auch die Anhänger einer vornehm thuenden Weltklugheit, wenn auch kalte Stoiker, welche überall philosophische Demonstration verlangten, in der Begeisterung, mit welcher die Christen, für ihren Glauben zeugend, in den Tod gingen, nur blinde Schwärmerei sahen, so mußte doch der Anblick der Zuversicht und der Heiterkeit leidender und sterbender Christen auf viele weichere oder unbefangenere Gemüther Eindruck machen, die Vorurtheile gegen die Christen widerlegen, und auf die Sache, für welche so viele Menschen Alles hinzugeben so bereitwillig waren, und das, was ihnen wohl die Kraft dazu verleihen möge, aufmerksam machen. Die äußere Gewalt konnte gegen die innere Kraft göttlicher Wahrheit nichts ausrichten, sie konnte nur dazu würken, daß die Macht dieser Wahrheit desto herrlicher sich offenbarte. Tertullian schließt daher seinen Apologetikus mit diesen Worten an die Verfolger der Christen: „Doch kann alle eure ausgesuchte Grausamkeit nichts ausrichten, vielmehr ist sie eine Lockspeise zu dieser Sekte hin. Unsere Zahl vermehrt sich, je mehr ihr uns vertilgt. Das Blut der Christen ist ihre Aussaat. Eure Philosophen,

1) Wohl für die ingenia duriora robustioris antiquitatis; aber nicht die transquillitas pacis und die ingenia mitiora. Tertull. ad. Nat. I. c. 18.

welche zur Erduldung der Schmerzen und des Todes ermahnen, machen durch ihre Worte nicht so viele Jünger als die Christen durch ihre Werke. Jene Hartnäckigkeit, welche ihr uns vorwerft, ist Lehrerin. Denn wer wird durch die Betrachtung derselben nicht angetrieben, nachzuforschen, was an der Sache sey? Wer tritt nicht selbst herzu, sobald er nachgeforscht hat, und wer wünscht nicht, wenn er herzugetreten, selbst für die Sache zu leiden?"

In einer Zeit, da die irdische Herrlichkeit der alten Welt ihrem Ende nahe war, da alles alterte und verwelkte, was bisher den Seelen einen gewissen Schwung mitgetheilt, erschien das Christenthum, und rief die Menschen von der untergehenden alten, zur Schöpfung einer neuen, für die Ewigkeit bestimmten Welt, von der hinwelkenden, irdischen Herrlichkeit, zu einer ewigen Herrlichkeit, die sie schon jetzt im Glauben, im Geist sollten erfassen können. Augustin sagt schön: „Christus erschien den Menschen, der alternden, hinsterbenden Welt, daß, während Alles um sie her hinwelkt, sie durch ihn neues, jugendliches Leben empfangen sollten." Und das höhere Leben, welches durch das Christenthum mitgetheilt wurde, forderte keine glänzende, äußerliche Verhältnisse, um seine Herrlichkeit zu offenbaren, wie was man Großes in der alten Bürgertugend bewunderte. Unter allen beschränkten und drückenden Verhältnissen und Lagen, konnte dies göttliche Leben Eingang finden, und in den unansehnlichen, verachteten Gefäßen seine Herrlichkeit hervorleuchten lassen, die Menschen erheben über Alles, was sie zur Erde niederbeugen wollte, ohne daß sie aus den Schranken der irdischen Ordnung, in welche sie sich als durch höhere Fügung gesetzt betrachteten, heraus-

traten. Der Sklave blieb, seinen irdischen Verhältnissen nach, Sklave, erfüllte alle seine Pflichten in denselben mit weit größerer Treue und Gewissenhaftigkeit als zuvor, und fühlte sich doch im Innern frei, zeigte eine Erhabenheit der Seele, eine Zuversicht, Glaubenskraft und Ergebung, die seinen Herrn in Erstaunen setzen mußte. Die Menschen der niedrigen Volksklassen, welche bisher nichts als Ceremoniendienst und Mythen in der Religion gekannt hatten, erhielten eine klare und zuversichtliche religiöse Ueberzeugung. Die oben angeführten merkwürdigen Worte des Celsus, wie manche einzelne Beispiele dieser ersten christlichen Zeit, weisen uns darauf hin, wie oft von Frauen, welche mitten unter heidnischer Verderbniß ein Licht des Geistes leuchten ließen, als Gattinnen, Hausmütter — wie von Jünglingen, Knaben und Jungfrauen, von Sklaven, die ihre Herren beschämten, — die Verbreitung des Christenthums in einer Familie ausging. Tertullian sagt (apologet. c. 46.): „Jeder christliche Handwerker hat Gott gefunden und zeigt ihn dir, und weiset dir dann Alles in der That nach, was du von Gott zu wissen verlangst, obgleich Plato sagt, daß es schwer sey, den Schöpfer des Weltalls zu finden, und unmöglich, wenn man ihn gefunden, ihn Allen bekannt zu machen.“ (im Timaeus) und Athenagoras: „Bei uns könnet ihr Unwissende, Handwerker, alte Weiber finden, welche, wenn sie auch nicht mit Worten das Heilsame ihrer Religion erweisen können, doch durch die That das Heilsame der Gesinnung, die sie ihnen mittheilt, erweisen; denn sie lernen nicht Worte auswendig, sondern sie zeigen gute Werke, daß sie geschlagen, nicht wieder schlagen, wenn man sie beraubt, nicht vor Gericht gehen, daß sie

geben denen, welche sie um etwas bitten, daß sie die Nächsten lieben, wie sich selbst." Das Christenthum konnte sich zu der sinnlichen Anschauungsweise derjenigen herablassen, deren Geist noch nicht dafür gebildet war, göttliche Dinge in einer denselben angemessenen Denkform aufzufassen und zu entwickeln, es klebte ihnen der Schlacken ihrer früheren fleischlichen Denkweise noch an, wie sich in den Begriffen der Chiliasten zeigen wird, während sie doch den Samen eines verborgenen, göttlichen Lebens empfangen hatten, dessen Sauerteig nach und nach die ganze Masse ihrer Natur, und so auch ihre Denkweise umbilden mußte. Die Würkungen des Christenthums im Leben und Leiden der Christen, so wie einzelne Dinge, die sie von der Lehre Christi hörten, machten endlich auch philosophisch gebildete Heiden, welche mannigfache philosophische und religiöse Systeme durchforscht hatten, um eine zuverlässige, und alle ihre Herzens- und Geistesbedürfnisse befriedigende, religiöse Wahrheit zu finden, auf das Evangelium aufmerksam — und sie fanden hier, was sie bisher vergebens gesucht hatten.

B) Verbreitung des Christenthums im Einzelnen.

Die Wege, auf welchen die Kenntniß des Evangeliums verbreitet werden sollte, waren durch den Verkehr der Völker schon gebahnt: die leichte Mittheilung in dem ungeheueren römischen Reiche, die Verbindung der zerstreuten Juden in allen Gegenden mit Jerusalem, die Verbindung aller Theile des römischen Reichs mit der großen Welthauptstadt, die Verbindung der Provinzen mit ihren Metropolen, der größeren Theile des römischen Reichs mit den größern Hauptstädten, welche Mittelpunkte des mer-

kantilischen, politischen, literarischen Verkehrs waren, wie Alexandria, Antiochia, Ephesus, Corinth, welche Städte daher auch Hauptsitze für die Verbreitung des Evangeliums wurden, in welchen sich die ersten Verkündiger am längsten aufhielten, der Handelsverkehr, welcher seit alten Zeiten nicht bloß für die Mittheilung der irdischen Güter, sondern auch für die Mittheilung der höheren Geistesschätze diente, konnte auch hier als Mittel für die Verbreitung der höchsten Güter des Geistes gebraucht werden.

Im Ganzen verbreitete sich das Christenthum zuerst in den Städten; denn da es zuerst darauf ankam, feste Sitze für die Verbreitung des Evangeliums zu gewinnen, so mußten die ersten Verkündiger, über das Land hinwegeilend, in den Städten zuerst das Evangelium verkündigen, von wo aus es sodann leichter durch Eingeborne auf das Land verbreitet werden konnte. Hingegen auf dem Lande hätte die gänzliche Rohheit, der blinde Aberglaube und der heidnische Fanatismus, dabei oft die Unbekanntschaft der ersten Verkündiger mit den alten Landessprachen (während daß sie in den Städten großentheils durch das Griechische oder Lateinische genugsam verstanden werden konnten), größere Hindernisse entgegenstellen müssen. Doch wissen wir aus dem Bericht des Plinius an den Kaiser Trajan, aus der Nachricht bei dem römischen Bischof Clemens, ep. I. ad. Corinth. c. 42., und aus der Erzählung des Justin M., Apolog. II. 98., daß dies nicht überall der Fall war, daß in manchen Gegenden schon frühzeitig Landgemeinden sich bildeten, und Origenes sagt ausdrücklich, c. Cels. III. p. 119., daß Manche es sich angelegen seyn ließen, nicht bloß die Städte, sondern auch die Flecken und Höfe zu

durchwandern (και κωμας και επαυλεις). Dafür zeugen auch die zahlreichen Landbischöfe in einzelnen Gegenden.

In dem neuen Testament finden wir Nachricht von der Verbreitung des Christenthums in Syrien, Cilicien, wahrscheinlich auch in dem damals so weit ausgedehnten parthischen Reiche [1]), in Arabien, in Kleinasien und den angrenzenden Gegenden, Griechenland und den angrenzenden Gegenden, bis nach Illyrien hin, Italien. Es fehlt uns in den folgenden Zeiten sehr an bestimmten Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums; die spätern Sagen, welche aus dem Streben, jede Nationalkirche vom apostolischen Ursprunge abzuleiten, entstanden, verdienen keine Prüfung. Wir halten uns an das Zuverlässige. Die alte Erzählung von dem Briefwechsel eines der Könige des kleineren Reiches Edessa in Osrhoëne in Mesopotamien, aus der Dynastie der Abgaren oder Agbaren, des Abgar Uchomo, mit dem Erlöser, den er um Heilung einer schweren Krankheit gebeten haben soll, so wie von dessen Bekehrung durch einen der siebzig Jünger, Thaddaeus, verdient keinen Glauben. Eusebius fand die Urkunden, aus denen er diese Erzählung schöpfte, in dem Archiv von Edessa, und ließ sich durch dieselben täuschen. Der Brief Christi ist Seiner auf keine Weise würdig, er trägt durchaus das Gepräge einer Zusammenstoppelung aus verschiedenen evangelischen Stellen. Es läßt sich

1) Denn, daß Petrus 1 Br. V, 13. von seiner Frau in Babylon — sey es die damalige Hauptstadt Seleucia — Ktesiphon, oder wahrscheinlicher das alte verfallene Babylon — grüßt, läßt doch vermuthen, daß er sich in diesen Gegenden aufhielt.

auch gar nicht denken, daß etwas von Christo selbst Geschriebenes so lange, bis auf Eusebius, der übrigen Welt hätte unbekannt bleiben können. Endlich ist der Brief des Abgarus nicht in der Sprache eines orientalischen Fürsten abgefaßt. Ob der Erzählung sonst etwas Wahres zum Grunde liegt, können wir nicht wissen, es ist nur gewiß, daß das Christenthum frühzeitig in dieser Gegend ausgebreitet worden; doch erst zwischen d. J. 160 — 170 finden sich Spuren von dem Christenthum eines jener Fürsten, des Abgar Bar Manu. Der christliche Gelehrte Bardesanes soll viel bei ihm gegolten haben, und dieser führt an, daß derselbe die sonst in dem Cultus der Cybele gewöhnlichen Castrationen bei schwerer Strafe (daß denen, die solches begingen, die Hände sollten abgehauen werden) verboten habe. Daraus erhellt freilich noch nicht, daß er ein Christ war, aber es fehlen auch zuerst auf den Münzen desselben die sonst gewöhnlichen Insignien des Baalscultus jener Gegenden, und es erscheint statt dessen das Kreuzeszeichen [1]).

Wenn Petrus im parthischen Reiche das Evangelium verkündigte [2]), so konnte ein Same des Christenthums leicht auch frühzeitig nach Persien kommen, welches Land damals zu jenem Reiche gehörte; aber die häufigen Kriege zwischen Parthern und Römern verhinderten die Mittheilung zwischen den parthischen und den römischen Christen. Der eben genannte Bardesanes zu Edessa, der

1) Bayer, historia Edessena e nummis illustrata l. III. p. 173, Bayer setzt ihn aber wohl mit Unrecht erst in das Jahr 200.

2) Nach der Ueberlieferung bei Origenes, Euseb. 3, 1. auch der Apostel Thomas.

der unter dem Kaiser Mark Aurel schrieb, erwähnt [1]) der Ausbreitung des Christenthums in Parthien, Medien, Persien, Baktrien. Nach der Wiederherstellung der Selbstständigkeit des alten persischen Reiches unter den Sassaniden werden uns die persischen Christen bekannter durch den Versuch des Persers Mani, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, die alte zoroastrische Religion und die christliche zusammenzuschmelzen.

In Arabien konnten die dort zahlreich wohnenden Juden einen Anschließungspunkt für die Verkündigung des Evangeliums geben. Von der Würksamkeit des Apostels Paulus, bald nach seiner Bekehrung, in diesem Lande, von der wir aus seinen eigenen Aeußerungen in seinem Briefe an die Galater wissen, haben wir weiter keine Nachricht. Wenn in einer alten Sage Indien soviel als Arabien ist, so verkündigte auch der Apostel Bartholomäus den Juden in Arabien das Evangelium, und nahm deshalb ein in hebräischer (aramäischer) Sprache geschriebenes Evangelium mit. In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts wäre sodann, wenn jene Annahme richtig ist (s. unten), der gelehrte alexandrinische Katechet, Pantänus, Lehrer eines Theils dieser Völkerschaft geworden. In den ersten Zeiten des dritten Jahrhunderts würkte der große alexandrinische Kirchenlehrer Origenes auf einen Theil von Arabien ein. Eusebius erzählt VI, 19.: „Es kam ein Soldat und brachte an den Bischof Demetrius von Alexandria und an den damaligen Präfekten von Aegypten Briefe von dem Anführer von Arabien (ἡγουμενος

---

1) Euseb. Praeparat. Evang. Lib. VI. c. 10.

της Ἀραβίας), in welchen er darum bat, daß Origenes eiligst zu einer Unterredung mit ihm abgeschickt werde. Die Worte des Eusebius lauten schon von selbst nicht so, daß sie an den Anführer eines arabischen Nomadenstammes denken ließen, und es wäre auch so nicht eben wahrscheinlich, daß ein Solcher von der Weisheit des christlichen Kirchenlehrers gehört haben sollte. Hingegen lassen die Worte natürlicher Weise an einen römischen Statthalter des dem römischen Reiche schon unterworfenen Theils von Arabien denken [1]). Ein Solcher konnte zu der Zahl jener suchenden Heiden gehören, und er konnte durch den, auch unter den Heiden verbreiteten Ruf von der Weisheit und Wissenschaft des Origenes auf ihn, als erleuchteten Lehrer, besonders aufmerksam geworden seyn. Es läßt sich denken, daß Origenes diese Zusammenkunft benutzte, um den Statthalter für das Evangelium zu gewinnen. Auch nachher sehen wir den Origenes in vieler Verbindung mit den christlichen Gemeinden in Arabien. Der weitern Verbreitung des Christenthums in Arabien stand noch in späterer Zeit die nomadische Lebensweise des Volkes und der Einfluß gegen das Christenthum feindselig gesinnter Juden sehr entgegen.

Die syrisch-persische alte Christengemeinde, auf der Küste von Malabar in Ostindien, leitet bekanntlich ihren Ursprung von dem Apostel Thomas ab, wenn gleich wir die ersten, bestimmten Spuren von dieser Gemeinde erst um die Mitte des sechsten Jahrhunderts bei dem Cosmus Indikoploistes finden. Es zeigten sich doch auch ältere Spuren von dieser Sage, da schon Gregorius von

---

1) Wir finden später in der notitia imperii einen dux Arabiae.

Nazianz in den letzten Zeiten des vierten Jahrhunderts, orat. 25., sagt, daß Thomas in Indien das Evangelium verkündigt; aber der Name Indien wurde damals in sehr unbestimmter, weiterer Bedeutung gebraucht. Hieronymus, ep. 148., versteht darunter Aethiopien, welches häufig wie Arabien unter dem Namen Indien mit begriffen wurde. Wenn die Ueberlieferung bei dem Origenes, welcher den Thomas zu dem Apostel der Parther macht, glaubwürdig wäre, würde sie von der ersten Sage nicht so fern seyn, da damals das parthische Reich die Grenzen von Indien berührte. Auf alle Fälle sind solche Sagen nicht zuverlässig. Eusebius I, 10. erzählt, wie wir schon oben bemerkten, daß Pantänus eine Missionsreise zu den östlich wohnenden Völkern unternommen, und bis nach Indien auf derselben gekommen sey. Dort habe er schon einen Samen des Christenthums, der durch den Apostel Bartholomäus dahin gebracht worden, so wie ein von demselben mitgenommenes hebräisches Evangelium vorgefunden. Die Nachricht von dem hebräischen Evangelium kann nicht durchaus dagegen seyn, daß man an das eigentliche Ostindien hier denken könnte, wenn sich annehmen ließe, daß die Juden, welche jetzt auf der Küste von Malabar wohnen, schon damals dahingekommen seyen. Die Worte des Eusebius scheinen anzudeuten, daß er selbst an eine größere Entfernung als Arabien dachte, und könnten mehr dafür seyn, daß er von dem eigentlichen Ostindien reden wollte. Doch frägt es sich, ob er nicht selbst durch den Namen getäuscht wurde. Um zu entscheiden, ob es wahrscheinlicher ist, an eine Gegend von Arabien, oder an das eigentliche Ostindien zu denken, müssen hier spätere Nachrichten aus

dem vierten Jahrhundert verglichen werden. Wenn nämlich das Diu, aus welchem der Missionar Theophilus, unter dem Kaiser Constantinus, herstammte, das Diu am Eingange des persischen Meerbusens ist, und unter dem Indien in der Erzählung des Philostorgius, III, 4. u. f., das eigentliche Ostindien zu verstehen ist, so muß schon vor dem Anfang des vierten Jahrhunderts ein Same des Evangeliums nach Ostindien gekommen seyn, denn Alles, was dort berichtet wird, zeugt von einer dort seit älterer Zeit vorhandenen Grundlage der christlichen Kirche.

Wir gehn nach Afrika über. Das Land dieses Welttheils, wohin das Christenthum sich zuerst verbreiten mußte, war Aegypten. Wir bemerkten schon oben, daß zu Alexandria wenigere Vorurtheile, als anderswo, dem Eingang des Christenthums entgegenstanden, und also dasselbe manche Anschließungspunkte in den dort vorhandenen Geistesrichtungen finden konnte. Schon unter den ersten eifrigen Verkündigern des Evangeliums erscheinen Männer von alexandrinischer Bildung, wie der Alexandriner Apollo und wahrscheinlich auch Barnabas aus Cyprus. Der Brief an die Ebräer, der dem Barnabas zugeschriebene Brief, das Evangelium der Aegypter (εὐαγγέλιον κατ' Αἰγυπτίους), in welchem der alexandrinische, theosophische Geschmack sich zeigte — die Gnosis in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts — sind Beweise von dem Einflusse, welchen das Christenthum frühzeitig auf alexandrinisch-jüdische Denkart erhielt. Eine alte Ueberlieferung nennt den Evangelisten Markus als Gründer der alexandrinischen Kirche. Von Alexandria aus mußte das Christenthum durch die mannigfache Mittheilung und Geistesverwandtschaft sich leicht nach Cy-

rene verbreiten. Aber mehr konnte die Unbekanntschaft mit der griechischen Sprache, die Herrschaft der koptischen Sprache, die Priesterherrschaft und der altägyptische Aberglaube der Verbreitung des Christenthums von dem mit griechischen und jüdischen Colonien besetzten Niederägypten nach Mittelägypten und besonders Oberägypten, entgegenstehen, wohin fremde Bildung nicht so gedrungen war. Indeß beweiset eine Verfolgung der Christen in Thebais unter dem Kaiser Septimius Severus, Euseb. VI, 1., daß auch in Oberägypten das Christenthum in den letzten Zeiten des zweiten Jahrhunderts schon ausgebreitet war. Schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts erhielt diese Provinz wahrscheinlich eine Uebersetzung des neuen Testaments in der alten Landessprache.

Von der Verbreitung des Christenthums in Aethiopien (Abyssinien) finden wir in diesen Jahrhunderten noch keine bestimmte und zuverlässige Nachricht. Die Geschichte erwähnt nichts von den Folgen der Bekehrung jenes Hofmannes der Candace, Königin von Meroë, welche in der Apostelgeschichte Cap. VIII. erzählt wird.

Durch die Verbindung mit Rom kam das Evangelium frühzeitig nach Carthago und nach dem ganzen proconsularischen Afrika. Diese Kirche zu Carthago wird uns zuerst bekannt durch den Presbyter Tertullianus, von den letzten Jahren des zweiten Jahrhunderts an; aber wir finden sie hier schon in einem sehr blühenden Zustande. Die Christen waren hier damals schon sehr zahlreich, man klagte darüber, daß das Christenthum in Stadt und Land, unter allen Ständen, und sogar unter den ersten

sich verbreite [1]). Solcher Stellen nicht zu erwähnen, wo sich Tertullian rhetorisch ausdrückt, so konnte er doch in seiner an den Statthalter Scapula gerichteten Schrift, c. 4., schon von einer Verfolgung gegen die Christen in Mauretanien reden. Das Christenthum war in Mauretanien, Numidien, nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, schon so weit ausgebreitet, daß unter dem Bischof Cyprianus von Carthago eine Kirchenversammlung von sieben und achtzig Bischöfen gehalten werden konnte.

Gehn wir nach Europa über, so haben wir in Rom einen Hauptsitz für die Verbreitung des Christenthums, doch nicht den einzigen. Blühende Gemeinden zu Lugdunum (Lyon) und Vienne werden uns unter einer blutigen Verfolgung im J. 177 bekannt. Die Menge kleinasiatischer Christen, die wir hier dann finden, die besondere Verbindung dieser Gemeinden mit den kleinasiatischen führt zu der Vermuthung, daß der Verkehr zwischen der Handelsstadt Lyon und zwischen Kleinasien Veranlassung dazu war, daß von Kleinasien, wo das Christenthum schon frühzeitig so weit ausgebreitet, dasselbe nach Gallien verpflanzt worden. Längere Zeit widerstand der heidnische Aberglaube in Gallien der weitern Ausbreitung des Christenthums. Noch um die Mitte des dritten Jahrhunderts gab es dort wenige Gemeinden. Nach der Erzählung des fränkischen Geschichtschreibers, Gregor von Tours, sollen damals sieben Missionäre von Rom nach Gallien gekommen seyn, und in sieben Städten Gemeinden gegründet haben, deren Bischöfe

---

1) Apologet. c. 1. obsessam vociferantur civitatem, in agris, in castellis, in insulis Christianos, omnem sexum, aetatem, conditionem et jam dignitatem transgredi ad hoc nomen.

sie wurden. Einer von diesen, jener Dionysius, erster Bischof der Gemeinde zu Paris, welchen die spätere Legende mit Dionysius dem Areopagiten, der durch den Apostel Paulus zu Athen bekehrt wurde, verwechselte. Gregor von Tours, der am Ende des sechsten Jahrhunderts schrieb, in einer Zeit, da so manche Fabeln über den Ursprung der Gemeinden verbreitet waren, ist freilich kein glaubwürdiger Zeuge; indessen kann doch dieser Erzählung etwas Wahres zum Grunde liegen. Einer von jenen sieben, Saturnin, Stifter der Gemeinde von Toulouse, wird uns schon durch eine weit ältere Urkunde, die Erzählung von seinem Märtyrertod, bekannt.

Irenäus, der nach der erwähnten Verfolgung im J. 177 Bischof der Gemeinde zu Lyon wurde, erwähnt adv. Haers. Lib. I. c. 10. die Verbreitung des Christenthums in Germanien. Nach dem römischen Gebiet in Germanien, nach der Germania cisrhenana, konnte sich das Christenthum durch die Verbindung mit der Provinz Gallien leicht verbreiten, schwer unter die unabhängigen, nahen Völkerschaften der Germania transrhenana. Zwar sagt derselbe Irenäus an einer andern Stelle, Lib. III. c. 4.: „Viele Völker der Barbaren haben ohne Papier und Dinte, durch den heiligen Geist das Heil in ihren Herzen geschrieben" [1]). Irenäus erkannte hier richtig in der Würksamkeit des Christenthums das eigenthümliche Wesen desselben, vermöge dessen es zu Völkern auf jeder Stufe der Bildung gelangen, und durch seine gött-

1) Sine charta et atramento scriptam habentes per spiritum in cordibus suis salutem.

liche Kraft in die Herzen eindringen konnte. Aber es ist auch gewiß, daß sich das Christenthum nirgends lange in seinem eigenthümlichen Wesen erhalten konnte, wo es nicht in die ganze geistige Entwickelung des Volkes eingriff, und, wo es nicht, wie es sein eigenthümliches Wesen mit sich bringt, zugleich den Keim aller menschlichen Bildung anregte und förderte.

Derselbe Irenäus redet zuerst von der Ausbreitung des Christenthums in Spanien (ἐν ταις Ἰβηριαις). Die Erzählung im vierten Jahrhundert von Eusebius an, daß der Apostel Paulus das Evangelium in Spanien verkündigt habe, erscheint zwar nicht als glaubwürdige Ueberlieferung, denn man war in dieser Zeit gar zu geneigt, aus nicht immer richtigen Voraussetzungen, Schlüssen und Vermuthungen, Thatsachen zu machen, und so konnte leicht Röm. 15, 24. die Entstehung dieser Sage veranlassen. Aber wenn der römische Bischof Clemens sagt, ep. I. v. 5., daß der Apostel Paulus bis zu der (τερμα της δυσεως) Grenze des Occidents gekommen sey, so läßt sich dieser Ausdruck schwerlich von Rom, am natürlichsten nicht anders als von Spanien verstehen — und von dem Clemens, der wahrscheinlich selbst Schüler des Apostels war, läßt es sich doch unmöglich annehmen, daß er auf jene Weise sich getäuscht habe. Freilich finden wir keinen Raum für eine Reise des Apostels Paulus nach Spanien, wenn wir nicht annehmen, daß er aus seiner in der Apostelgeschichte erzählten Gefangenschaft befreit worden, und nach seiner Befreiung jenes früher angekündigte Vorhaben ausgeführt habe. Und eine Befreiung des Apostels aus jener Gefangenschaft, darauf eine zweite Gefangenschaft

desselben anzunehmen, dazu nöthigt, wenn man nicht zu sehr gezwungenen Erklärungen seine Zuflucht nehmen will, der zweite Brief desselben an den Timotheus.

Tertullian redet adv. Iud. c. 7. von der Ausbreitung des Christenthums in Britannien, wenn auch die Nachricht in jener ganz rhetorisch ausgedrückten Stelle, daß das Evangelium schon in die, der römischen Herrschaft nicht unterworfenen Gegenden von Britannien vorgedrungen sey, übertrieben seyn mag. Eine spätere Sage bei Beda im achten Jahrhundert berichtet, daß ein brittischer König Lucius den römischen Bischof Eleutheros, in den letzten Zeiten des zweiten Jahrhunderts, aufgefordert habe, ihm Missionäre zu senden. Aber die Eigenthümlichkeit der späteren brittischen Kirche zeugt gegen ihren Ursprung von Rom her; denn jene Kirche entfernte sich in manchen rituellen Dingen von der römischen Kirche, und stimmte vielmehr mit den kleinasiatischen Gemeinden überein, sie widerstand lange dem Ansehen der römischen Kirche. Das scheint darauf hinzuweisen, daß die Britten entweder unmittelbar, oder von Gallien aus, ihr Christenthum aus Kleinasien empfangen hatten, was durch Handelsverkehr leicht geschehen konnte. Die späteren Angelsachsen, welche den kirchlichen Unabhängigkeitsgeist der Britten bekämpften und die kirchliche Oberherrschaft von Rom festzustellen suchten, waren überall geneigt, die kirchlichen Stiftungen auf römischen Ursprung zurückzuführen, aus welchem Streben mehr falsche Sagen wie diese entstehen konnten. Wir gehen nun zu den Verfolgungen gegen die christliche Kirche in dem römischen Reiche über.

C) Die Verfolgungen gegen die christliche Kirche. Ursachen derselben.

Es ist, um die Beschaffenheit dieser Verfolgungen richtig zu verstehen, zuerst besonders wichtig, die Ursachen derselben genau kennen zu lernen. Es ist schon Manchem aufgefallen, daß die Römer, bei ihrer sonstigen religiösen Toleranz, sich nur gegen die Christen so unduldsam und verfolgungssüchtig zeigten; aber was man von der religiösen Toleranz der Römer sagen kann, bedarf großer Einschränkungen. Die Ideen von allgemeinen Menschenrechten, von allgemeiner Religions- und Gewissensfreiheit waren dem Alterthum überhaupt ganz fremd, sie sind erst durch das Licht des Evangeliums offenbar worden, indem das Evangelium nicht einen Volks-Gott, sondern einen Gott der Menschheit darstellte, indem es den Menschen als Menschen, als Bild Gottes mit derselben Bestimmung, denselben Pflichten und Rechten, erkennen lehrte, indem es den Menschen nicht als Glied einer beschränkten, politischen Gesellschaft, sondern als berufen zur Bürgerschaft in einem unendlichen Gottesreiche betrachten ließ, indem es die Religion von aller wesentlichen Beziehung auf äußerliche und irdische Dinge frei machte, indem es auf die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit alles bezog. In dem Alterthume wußte man den Menschen und den Bürger nicht genug zu unterscheiden, um zur Anerkennung allgemeiner Menschen- und Gewissensrechte gelangen zu können, auch die Religion war Staatssache, es gab nur Volks- und Staatsreligionen, die auf die Religion sich beziehenden Gesetze gehörten mit zur allgemeinen, bürgerlichen Gesetzgebung, und eine Verletzung jener erschien auch als Verletzung

dieser [1]). Alles dies traf nun ganz besonders bei den Römern zusammen, welche überall den vorherrschend politischen Gesichtspunkt hatten. Cicero stellt de legib. Lib. II. c. 8. als Grundsatz der Gesetzgebung, dem römischen Staatsrechte gemäß, dies fest: „Keiner soll für sich seine besonderen Götter haben, Keiner soll neue oder fremde Götter, wenn sie nicht durch öffentliche Staatsgesetze anerkannt sind, (nisi publice adscitos) für sich besonders verehren.“ Wenn auch die alten Gesetze in der Kaiserzeit nicht mehr so streng beobachtet wurden, und wenn gleich fremde Sitten in Rom immer mehr Eingang gewannen, so kam doch damals noch mancher neue Grund zur Besorgniß gegen die Einführung neuer Religionen hinzu. Es herrschte ja in dieser Zeit große Furcht vor Allem, woran sich ein politischer Zweck anschließen konnte, und der argwöhnische Charakter des Despotismus fürchtete leicht politische Zwecke, wo auch solche fern lagen. Die Religion und religiöse Verbindungen schienen leicht Vorwand zu politischen Machinationen und Verbindungen werden zu können. Daher sagt Maecenas in

1) Wie Varro schon eine theologia philosophica et vera, eine theologia poëtica et mythica und eine theologia civilis unterscheidet, so Dio Chrysostomus in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, orat. 12. drei Quellen der Religion: das allgemeine religiöse Bewußtseyn, die ἐμφυτος ἁπασιν ἀνθρωποις ἐπινοια, 21., die Poesie und die frei sich fortpflanzende Sitte, 31., und die zwingende, drohende und strafende Gesetzgebung το νομοθετικον, το ἀναγκαιον, το μετα ζημιας και προσταξεων, wenn gleich er mit Recht als die allgemeine und ursprüngliche Quelle, woraus alles andere abgeleitet worden, nur das Erste fest stellt. Das Christenthum kann von diesen dreien Quellen der Religion nur die erste gelten lassen.

der bekannten Rede, bei dem Dio Cassius, zu Augustus (und wenn es auch nicht Worte des Maecen sind, so drückt doch dieser Geschichtschreiber hier die herrschende Ansicht des römischen Staats in diesen Zeiten aus): „Verehre die Götter auf alle Weise nach den vaterländischen Gesetzen, und *zwinge* die Uebrigen, sie so zu verehren. Diejenigen aber, welche irgend etwas Fremdes in dieser Hinsicht einführen, hasse und strafe, nicht allein der Götter wegen, weil, wer sie verachtet, auch vor nichts Anderm Ehrfurcht haben kann; sondern weil solche, indem sie neue Gottheiten einführen, Viele verleiten, auch fremde Gesetze anzunehmen. Daher kommen dann Verschwörungen und geheime Verbindungen, welche am wenigsten der Monarchie zuträglich sind. Gestatte Keinem, weder die Götter zu leugnen [1]), noch Zauberei zu treiben." Der römische Rechtsgelehrte *Julius Paulus* führt unter den herrschenden Rechtsgrundsätzen des römischen Staats Lib. V tit. 21. diesen an: „Solche, welche neue und, ihrer Anwendung oder Beschaffenheit nach, unbekannte Religionen einführten, durch welche die Gemüther der Menschen beunruhigt würden [2]), sollten, wenn sie von höheren Ständen wären, deportirt, wenn sie von niedern Ständen wären, mit dem Tode bestraft werden." Man sieht leicht, wie das Christenthum, welches eine so große, dem kalten römischen Staatsmann unverständliche Bewegung in den Gemüthern hervorbrachte, in diese Klasse der religiones novae fallen konnte. Hier ergeben sich also schon die beiden Gesichtspunkte, nach welchen das Chri-

1) ἀθέῳ εἶναι, wie man gerade die Christen nannte.

2) De quibus animi hominum moverentur.

stenthum mit den Staatsgesetzen in Streit gerathen mußte. 1) Es verleitete römische Bürger, von der Staatsreligion, zu deren Beobachtung sie durch die Gesetze verpflichtet waren, abzufallen, die caerimonias Romanas nicht zu beobachten. Manche nicht persönlich gegen das Christenthum eingenommenen Statthalter setzten daher den Christen, die ihnen vorgeführt wurden, zu: sie möchten doch nur äußerlich thun, was die Gesetze verlangten, die von dem Staate vorgeschriebenen Religions-Ceremonieen beobachten. Dem Staate komme es nur auf das Aeußere an, sie könnten ja dabei für sich in ihrem Herzen glauben und verehren, was sie wollten. Oder: möchten sie nur immerhin ihren Gott verehren, wenn sie nur die römischen Götter daneben verehren wollten. 2) Es führte eine neue, durch die Staatsgesetze nicht in die Klasse der religiones licitae aufgenommene Religion ein. Daher der gewöhnliche Vorwurf der Heiden gegen die Christen nach Tertullian: non licet esse vos, und Celsus beschuldigt die Christen geheimer Verbindungen, welche den herrschenden Religionsgesetzen zuwider liefen (συνθηκαι παρα τα νενομισμενα). Allerdings hatten die Römer eine gewisse religiöse Toleranz, die aber mit ihrer polytheistisch-religiösen Denkart und mit ihrer Politik genau zusammenhing, und die, ihrer Natur nach, auf das Christenthum nicht angewandt werden konnte. Sie sicherten den besiegten Völkern freie Religionsübung zu, dadurch meinten sie diese Völker mehr für ihr Interesse zu gewinnen, und auch die Götter dieser Völker sich zu Freunden zu machen. Die religiös-gesinnten Römer verdankten ihre Weltherrschaft dieser Be-

freundung mit den Göttern aller Völker, s. die Worte des Heiden bei dem Minucius Felix und Aristides Encom. Romae. Auch außerhalb der Grenzen ihres Reichs durften Menschen aus diesen Völkern ihre Religion frei ausüben; Rom, wohin Leute aus allen Weltgegenden zusammenströmten, war daher Sitz aller verschiedenartigen Religionen, s. Arist. l. c. und Dion. Halicarnass. Archaeol. II, 19., welcher letztere sagt: „Menschen aus tausend Völkern kommen nach der Stadt, und müssen ihre vaterländischen Götter nach den heimathlichen Gesetzen verehren." Es geschah auch wohl, daß Manches aus diesen fremden Cultusarten mit einigen Modificationen in den Cultus des römischen Staats mit aufgenommen wurde; aber dann mußten bestimmte Senatusconsulte vorhergehen, ehe es einem römischen Bürger erlaubt seyn konnte, einen solchen fremden Cultus mitzumachen." Zwar war es gerade in dieser Zeit bei dem sinkenden Ansehen der Volksreligionen, bei dem Suchen nach Neuem in der Religion, dem Zusammenfluß der Fremden aus allen Gegenden in Rom, häufig der Fall, daß auch Römer Gebräuche der fremden Cultusarten, die noch nicht zu den religionibus publice adscitis gehörten, annahmen; aber dies war dann eine Unordnung, welche die alt römisch Gesinnten mit zu dem Verderbniß jener Zeit, zu dem Verfall der alten Sitten rechneten. Man ließ dies wie so vieles Andere, was man zu jener Verderbniß rechnete, ungeahndet. Es konnte dies doch weniger auffallen, da diejenigen, welche die fremden Gebräuche angenommen hatten, die caerimonias Romanas zugleich beobachteten. Und doch wurden zuweilen, wenn die Sachen zu sehr überhand nahmen, oder wenn ein Ei-

ser für die alte Sitte und Bürgertugend erwachte, Gesetze ad coërcendos profanos ritus gegeben.

Auch den Juden war durch Senatusconsulte und kaiserliche Edikte freie, ungestörte Religionsübung zugesichert, auch in dem Gotte der Juden sah man einen ehrwürdigen Volksgott, wenn man gleich die Engherzigkeit und Intoleranz der Juden anklagte, daß sie diesen Gott allein verehren wollten, und die Verehrung der übrigen Götter feindselig ausschlössen. Das Judenthum war eine religio licita, und es wurde daher den Christen zum Vorwurf gemacht, daß sie zuerst, als jüdische Sekte auftretend, unter dem Deckmantel einer solchen, öffentlich geduldeten Religion [1]) sich einzuschleichen gewußt. Doch war damit den Juden keinesweges erlaubt, ihre Religion auch unter den römischen Heiden auszubreiten, besonders war es bei schweren Strafen verboten, daß Solche sich beschneiden ließen. Zwar geschah es damals aus den oben erwähnten Ursachen, daß die Zahl der Proselyten unter den Heiden sich vervielfältigte. Dies ließen die Staatsbehörden zuweilen unbeachtet, zuweilen wurden aber auch scharfe Gesetze von Neuem dagegen erlassen, wie von dem Senat unter dem Kaiser Tiberius, Tacit. Annal. Lib. II. c. 85., wie vom Kaiser Antoninus Pius, wie von Septimius Severus.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Christenthume. Hier war kein alter, vaterländischer Cultus, wie in allen übrigen Religionen, sondern das Christenthum erschien vielmehr als ein Abfall von einer religio licita, eine Empö-

1) Sub umbraculo religionis licitae.

rung gegen eine alterthümliche Volksreligion [1]). Das macht Celsus, der herrschenden Denkart gemäß, den Christen zum Vorwurf, Lib. V 254.: „Die Juden sind doch ein eigenes Volk, und sie beobachten, was es auch immer für ein Cultus seyn mag, doch einen vaterländischen Cultus, worin sie es machen, wie alle andere Menschen. Mit Recht werden in jedem Volke die alten Gesetze beobachtet, ein Frevel ist es aber, von denselben abzufallen" — daß sie weder Heiden noch Juden wären; daher der gewöhnliche Vorwurf gegen die Christen, ihre gewöhnliche Benennung: das neue Geschlecht, das weder eines noch das andere ist: genus tertium. Die Idee einer Religion, welche alle Menschen mit einander vereinigen sollte, erschien den Alten als ein Unding. „Wer es glauben kann," sagt Celsus, „daß Hellenen und Barbaren in Asien, Europa und Lybien in Einem Religionsgesetze übereinstimmen könnten, der muß ganz unverständig seyn." Lib. VIII. p. 438. Man sah es nun, wie das Christenthum unter allen Ständen sich unaufhaltsam ausbreitete und der Staatsreligion, damit zugleich der gesellschaftlichen Verfassung, welche mit derselben genau zusammenzuhängen schien, den Sturz drohte. Man mußte daher äußerliche Gewalt der innern Macht entgegenstellen. Ferner erregte es Argwohn, daß die Christen so gar nichts von Allem dem hatten, was man sonst bei einem Cultus zu finden pflegte, nichts in die Augen Fallendes, wie in dem jüdischen Cultus, dessen Tempel und Opfer auch bei den Heiden in Verehrung standen. Celsus sagt gegen die Chri-

1) Aus einem στασιαζειν προς το κοινον των Ἰουδαιων hervorgegangen, Cels. III. 117.

Christen Lib. VIII. p. 400., daß sie keine Altäre, Bilder und Tempel hätten, sey das Bundeszeichen eines unsichtbaren, geheimen Ordens. Nun noch die innige, brüderliche Verbindung unter den Christen, daß jeder Christ in jeder Stadt, wo Christen wohnten, gleich Freunde fand, die ihm mehr waren als alle Freuden der Welt, das konnte man nicht begreifen. Was ist das — sagte man — daß die Christen, wie an verborgenen Zeichen einander erkennend — einander lieben, noch ehe sie einander kennen können? S. den Heiden bei Minucius Felix. Römische Polizeibehörden konnten das innere Band, welches die Christen so vereinigte, nicht verstehen, sie suchten politische Zwecke, welche der politische Argwohn in jener Zeit des Despotismus so leicht zu finden meinte. Es mußte in dieser Zeit der Sklaverei mißlich erscheinen, daß das Christenthum den Menschen etwas gab, das sie über alle Menschenfurcht erhob, das sie alle menschliche Macht verachten ließ, sobald diese etwas von ihnen verlangte, das ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung entgegen war. Die Rechte des Gewissens wußten die römischen Staatsmänner nicht zu ehren. Wenn die Christen sich durch kein Zureden, keine Furcht oder Gewalt bewegen ließen, die von den Gesetzen vorgeschriebenen caerimonias Romanas mitzumachen, so erschien dies als eine blinde, strafbare Widerspenstigkeit, inflexibilis obstinatio. Und noch weniger, als daß sie den Göttern nicht opfern wollten, konnte es ihnen Mancher verzeihen, wenn sie bei aller ihrer gewissenhaften Pflichterfüllung gegen die Obrigkeit in Dingen, die nicht gegen das Gesetz Gottes stritten, sich weigerten, den Kaisern eine jener Ehrenbezeugungen zu erweisen, welche heidnische Schmeichelei, die den

Kaisern Tempel und Altäre bauete, ihren Büsten Weihrauch streute, sie unter die Zahl der Götter aufnahm, ersonnen hatte; wenn der Christ erklärte, daß er nur Einen Herrn im Himmel habe, daß er den Kaiser nicht für seinen Herrn anerkenne, in dem Sinne, wie er den allmächtigen Gott seinen Herrn nenne; wenn er der Büste des Kaisers keine Art von abgöttischer Verehrung erweisen, nicht bei dem Genius des Kaisers schwören wollte. — Welcher Gegensatz zwischen dem freien, hochherzigen Sinn der Christen, die ihren Wandel im Himmel hatten und dem knechtischen Sinn des vornehm thuenden, Philosoph seyn wollenden Celsus, wenn dieser zu dem Christen sagt [1]: „Wenn man dir nun auch gebietet, bei dem Beherrscher der Menschen zu schwören, so ist auch das keine arge Zumuthung, denn diesem ist die Erde übergeben, und was du in diesem Leben empfängst, empfängst du von ihm.“ Wenn an den Jahrestagen der Thronbesteigung der Kaiser, oder zur Siegesfeier derselben, allgemeine Festlichkeiten öffentlich angestellt wurden, sah man die Christen sich zurückziehen in ihrem stillen Ernste, der den Heiden, in Vergleichung mit ihrer den Genuß des Augenblicks suchenden Lebenslust, als finsterer Welt- und Menschenhaß (odium generis humani) erschien; sie nahmen keinen Theil an den wilden, unanständigen, oder doch dem ernsten Sinne nicht zusagenden Lustbarkeiten. Mancher Christ scheuete sich, selbst solche Zeichen der Theilnahme zu geben, welche er nach den Grundsätzen seiner Religion hätte geben können und geben sollen; aber immer achtungswerth war der Eifer für das Gesetz

1) Lib. VIII. p. 435.

Gottes, der lieber zu viel, als zu wenig that, lieber Verfolgung von den Menschen sich zuzog, als in die Gefahr kam, etwas gegen das Gesetz Gottes Streitendes zu thun. Mancher machte sich ein Gewissen daraus, sein Haus mit Lorbeern zu kränzen, es zu erleuchten, weil er darin aus Mißverstand etwas Heidnisches zu sehen glaubte. Was Einzelne versahen, wurde dann leicht Allen zur Last gelegt. Daher das in jenen Zeiten so gefährliche crimen majestatis gegen die Christen; man nannte sie irreligiosos in Caesares, hostes Caesarum, hostes populi Romani. Manche Christen — nicht alle hielten den Soldatenstand für unvereinbar mit dem Christenthume — welche diesem pflichtig waren, weigerten sich, den Soldateneid zu leisten. Was nun Einige versahen, wurde wieder Allen Schuld gegeben. „Straft euch nicht der Kaiser mit Recht? — sagt Celsus — denn wenn es Alle machten wie ihr, so wird der Kaiser allein zurück bleiben, Keiner wird ihn vertheidigen, die wildesten Barbaren werden die Gewalt über Alles erhalten, und es wird von eurer Religion selbst, wie von der wahren Weisheit, keine Spur unter den Menschen übrig bleiben; denn glaubt doch nicht, daß euer höchster Gott vom Himmel herabsteigen und für uns streiten wird" [1]). So kam man dann von der einen entgegengesetzten Beschuldigung zur andern. Wenn von der einen Seite der Verbindung der Christen politische Zwecke untergeschoben wurden, warf man es ihnen von der andern Seite vor, daß sie an den bürgerlichen Dingen und an den Angelegenheiten des Staats nicht genug Antheil nähmen; Menschen, die der Welt abgestorben sind, die für die Ge-

---

1) Lib. VIII. p. 436.

schäfte unbrauchbar sind — sagte man von den Christen — homines infructuosi in negotio, die stumm, wo sie öffentlich erscheinen, geschwätzig, wo sie unter einander sind, in publicó muti, in angulis garruli; was sollte aus dem Verkehr des Lebens werden, wenn es Alle so machten?

Von dieser Art waren die Ursachen, welche die römischen Staatsbehörden zur Verfolgung gegen die Christen bewogen; aber nicht alle Verfolgungen gingen von den Staatsbehörden aus. **Oft wurden die Christen Opfer der Volkswuth.** Das Volk sah in den Christen die Feinde der Götter, und das war so viel als Menschen ohne alle Religion. „Die Gottesleugner" (ἄθεοι), war der gewöhnliche Name der Christen im Munde des Volks, und von solchen konnte es leicht auch das Aergste und Unglaublichste glauben. Wir finden hier dieselben Gerüchte von den Christen unter dem Volke verbreitet, welche wir zu verschiedenen Zeiten von religiösen Sekten, welche dem Volksfanatismus Gegenstand des Hasses und Abscheues waren, verbreitet finden: daß sie in ihren Versammlungen unnatürlichen Lüsten sich überließen, Kinder schlachteten und verzehrten. Die Aussagen von schlecht gesinnten Sklaven, oder von solchen, denen durch die Folter die Erklärung, welche man haben wollte, abgepreßt worden, wurden dann zur Stütze der abgeschmackten Beschuldigungen und zur Beschönigung der Volkswuth gebraucht. Wenn in heißen Gegenden der lang ausgebliebene Regen eine Dürre verursachte, — es war im nördlichen Afrika nach **Augustin** schon ein Sprüchwort geworden, „regnet es nicht, so schiebe die Schuld auf die Christen," (non pluit Deus, duc ad Christianos) — wenn in Aegypten der Nil die Felder

nicht befeuchtete, wenn in Rom die Tiber überschwemmte, wenn eine ansteckende Krankheit wüthete, bei jedem Erdbeben, jeder Hungersnoth, oder einem andern öffentlichen Unglücksfall, wurde leicht die Volkswuth gegen die Christen angeregt. Das haben wir — hieß es — dem Zorn der Götter wegen der Ausbreitung des Christenthums zuzuschreiben. Und wie können wir uns darüber wundern, daß das Volk so urtheilte, wenn ein Mann, der ein Philosoph seyn wollte, Porphyrius, die Ursache davon, daß eine ansteckende, verheerende Krankheit nicht nachlassen wollte, darin fand, daß wegen der Ausbreitung des Christenthums Aeskulap nicht mehr auf Erden würksam seyn könne.

Es fehlte auch nicht an Einzelnen, welche die Volkswuth gegen die Christen anzureizen suchten: Priester, Handwerker und Andere, die aus dem Götzendienste Gewinn zogen, wie jener Demetrius in der Apostelgeschichte, Goëten, welche ihre Gaukeleien durch Christen bloßgestellt, scheinheilige Cyniker, welche durch Christen ihre Heuchelei entlarvt sahen. Als jener Goët unter dem Kaiser Mark Aurel, dessen Leben Lucian beschrieben, Alexander von Abonoteichos im Pontus, bemerkte, daß seine Täuschungskünste in den Städten keinen Glauben mehr fanden, schrie er, der Pontus sey voll Atheisten und Christen, und forderte das Volk auf, sie zu steinigen, wenn es nicht den Zorn der Götter auf sich laden wollte. Er machte dem Volke seine Gaukeleien nicht eher vor, als er ausgerufen: „Weg von hier, wenn ein Atheist, ein Christ oder Epikuräer als Kundschafter sich eingeschlichen hat.“ An die Gewalt der Menge zu appelliren, scheint damals den Vertheidigern der Religion unter den Heiden, wenn sie nicht weiter konnten, nicht un

gewöhnlich gewesen zu seyn, s. den Timokles in Lucians Iupiter Tragoed. Justin der Märtyrer wußte, daß Crescens, einer der gewöhnlichen Pseudocyniker jener Zeit, welche scheinheilige Demagogen waren, das Volk gegen die Christen aufwiegelte, und ihnen selbst den Tod drohte, weil er seine Scheinheiligkeit entlarvt hatte.

Aus diesen Bemerkungen, über die Ursachen der Verfolgungen, ergiebt sich von selbst, daß, bis das Christenthum in die Klasse der religiones licitae durch bestimmte Staatsgesetze aufgenommen worden, die Christen keine allgemeine und sichere Ruhe bei der Ausübung ihrer Religion im römischen Reiche genießen konnten, sie waren stets der Wuth des Pöbels und feindselig gesinnter Einzelner preis gegeben. Wir gehen nun zu der Betrachtung der wechselnden Lage der christlichen Kirche unter den einzelnen Regierungen der verschieden gegen sie gesinnten Kaiser über.

D) Lage der christlichen Kirche unter den einzelnen Kaisern.

Von dem Kaiser Tiberius erzählt Tertullian, Apologet. c. 5. et 21., daß er durch den Bericht des Pilatus von den Wundern Christi und seiner Auferstehung bewogen worden, bei dem Senat darauf anzutragen, daß Christus unter die römischen Götter aufgenommen werde. Der Senat habe aber den Antrag des Kaisers zurückgewiesen, um nicht seine alten Rechte über die novas religiones nur aus eigenem Antriebe (e motu proprio) etwas zu bestimmen, zu vergeben. Der Kaiser habe jedoch sein Vorhaben nicht ganz aufgegeben, und wenigstens denjenigen

schwere Strafen gedroht, welche die Christen als Christen anklagen würden. Der unkritische Tertullian kann aber unmöglich als glaubwürdiger Zeuge für eine Erzählung gelten, die alle Merkmale der Unwahrheit in sich trägt. Wenn man auch von jener Erzählung, als einer übertriebenen, noch so wenig gelten lassen wollte, würde sich auch dies Wenige nicht halten lassen, wenn man auch nur so viel gelten lassen wollte, der Kaiser sollte darauf angetragen haben, daß dem Christenthume Duldung bewilligt werde. Wollte man auch glauben, daß Pilatus, auf den das Außerordentliche, was er vernommen, doch nach seiner frivolen Gemüthsart schwerlich einen mehr als vorübergehenden Eindruck gemacht hatte, einen Bericht dieser Art erstattet haben könnte; so gehörte doch viel dazu, daß auf das Gemüth eines Tiberius ein solcher Eindruck hätte gemacht werden können Gewiß sieht es dem knechtischen Senat unter Tiberius nicht ähnlich, daß er es hätte wagen sollen, so zu handeln, und schwerlich konnte damals schon eine Veranlassung zu einem solchen Gesetze gegen die Ankläger der Christen vorhanden seyn, da die Christensekte noch gar kein Aufsehen gemacht hatte. Auch die nachfolgende Geschichte ist deutlicher Beweis, daß kein solches Gesetz des Tiberius vorhanden war. Tertullian hat sich wahrscheinlich durch untergeschobene Dokumente, dergleichen schon frühzeitig von solchen Christen, welche eine fraus pia für keine Sünde hielten, geschmiedet wurden, täuschen lassen.

Zuerst wurden die Christen mit den Juden verwechselt und so erstreckte sich der Befehl zur Verbannung der unruhigen Juden aus Rom, unter dem Kaiser Claudius im Jahr 53, auch mit auf die Christen, wenn es damals schon

solche, wie wohl seyn kann, in Rom gab. Suetonius sagt: Der Kaiser Claudius vertrieb aus Rom die Juden, welche unter der Aufwiegelung des Chrestus stets Unruhen erregten [1]). Es könnte zwar ein damals lebender jüdischer Unruhestifter dieses Namens gedacht werden. Da aber ein solcher allgemein Bekannter, wie es Suetonius von seinen Chrestus vorauszusetzen scheint, sonst nirgends vorkommt, und da der Name χϱιςος von den Heiden häufig χϱηςος ausgesprochen wurde, so ist es wohl wahrscheinlich, daß Suetonius, was er von den politischen Messiaserwartungen der Juden gehört hatte, mit dem, was er von der Würksamkeit Christi nur dunkel und verworren vernommen hatte, zusammenwerfend, sich daher so unbestimmt ausdrückte.

Die erste Verfolgung traf die Christen unter dem Kaiser Nero im J. 64 nach Chr. Geb. Nero wollte den Verdacht, daß er die bekannte Feuersbrunst in Rom selbst angestiftet, von sich abwenden, und deshalb die Schuld auf die Christen schieben, zugleich seiner teuflischen Grausamkeit eine neue Unterhaltung geben, und dem fanatischen, blutgierigen Pöbel eine Lust gewähren. Daß Nero auf den Gedanken kam, gerade auf die Christen die Schuld zu schieben, beweiset schon, daß die Christen bereits damals ein besonderer Gegenstand des Volkshasses seyn mußten, und daß eine solche Beschuldigung nach jenen von den Versammlungen der Christen verbreiteten Gerüchten am glaublichsten erscheinen konnte. Wahrscheinlich wurde selbst Tacitus durch diese Gerüchte veranlaßt, von den Christen zu sagen: quos per flagitia invisos vulgus Christia-

---

1) Impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit.

nos appellabat. Auch er urtheilte über die neue Sekte, welche eine unrömische Religion (also superstitio) verbreitete, ohne Untersuchung gleich ab, wie es so auch in späteren Zeiten manche, sonst verständige Römer in der Beurtheilung neuer Sekten, welche von der herrschenden Religion sich entfernten, dem blinden Gerüchte folgend, gethan haben; er sah in dem Christenthum nichts als verderblichen Aberglauben — exitiabilis superstitio.

Die eingezogenen Christen wurden nun, nach dem Befehl des Kaisers, auf die grausamste Weise hingerichtet, gekreuzigt, in die Felle von wilden Thieren eingenäht, den Hunden zur Zerfleischung vorgeworfen, ihre Kleider mit brennbaren Materialien beschmiert (die tunica molesta), diese angezündet, daß sie bei Nacht zur Erleuchtung dienen sollten. Diese Verfolgung war zwar zunächst keine allgemeine, sondern sie traf nur die Christen in Rom, als die vorgeblichen Anstifter jener Feuersbrunst. Indeß mußte das, was in der Hauptstadt vorfiel, selbst nachtheilig auf die Lage der Christen in allen Provinzen einwürken. Welchen Eindruck diese Verfolgung und der wahrhaft teuflische Charakter Nero's auf die Christen machte, beweiset die Sage, die sich unter dem christlichen Volke verbreitete und noch lange erhielt, indem eine Sage des heidnischen Volks christlich ausgemalt wurde, daß Nero nicht gestorben sey, sondern über den Euphrat sich zurückgezogen, und daß er als der Antichrist wiederkommen werde [1]). Merkwürdig, wie ähnliche Sagen von Fürsten, welche eine große Erschütte-

1) In den pseudosibyllinischen Büchern: εἰτ' ἀνακαμψει, ἰσαζων θεῷ αὑτον.

rung in der Welt hervorbrachten, nachher oft entstanden sind. Da der despotische Domitian, der vom Jahre 81 an regierte, die Angebereien begünstigte, und solche, gegen die er argwöhnisch, oder nach deren Gütern er lüstern war, unter mancherlei Vorwänden aus dem Wege räumte, so konnte die Beschuldigung des Uebertritts zum Christenthum, welches ja schon so verhaßt war, wie die Regierung Nero's zeigte, eine der geläufigsten unter dieser Regierung neben dem crimen majestatis werden [1]). Nach dieser Beschuldigung wurden Viele theils zum Tode, theils zur Confiscation ihrer Güter und zum Exil nach einer Insel verurtheilt [2]).

Es wurde dem Kaiser auch hinterbracht, daß in Palästina zwei Leute, aus dem Geschlechte Davids und Jesus, lebten, welche mit aufrührerischen Unternehmungen umgingen. Man kannte die aufrührerische Richtung der jüdischen Messiaserwartungen, man mißverstand auch oft, was die Christen von dem Reiche Christi sagten [3]). Er ließ die Angeklagten vor sich kommen, und überzeugte sich, daß sie arme, schuldlose Landleute seyen, die von allen politischen Unternehmungen fern wären; er ließ sie daher ruhig wieder

---

1) Die Zusammenstellung, ἐγκλημα ἀθεοτητος und Ἰουδαιων ἠθη bei Dio Cassius Lib. 67, 14., weiset offenbar auf das Christenthum hin.

2) Außer dem Dio Cassius sagt auch ein Geschichtschreiber Bruttius in der Chronik des Eusebius, daß unter diesem Kaiser Viele den Märtyrertod gestorben.

3) Der Beweis, die Worte Justins M. Apolog. II, 58., ἀκουσαντες βασιλειαν προσδοκωντας ἡμας, ἀκριτως ἀνθρωπινον λεγειν ἡμας ὑπειληφατε.

heimkehren [1]). Aber diese Erfahrung konnte ihn doch nicht bewegen, die Maßregeln gegen die Christen überhaupt, die einen andern Grund hatten, zurückzunehmen. Tertullian sprach gewiß zu allgemein, wenn er Apologet. c. 4. sagte, daß Domitian nur einen Versuch gemacht, die Christen zu verfolgen, daß er aber dies Vorhaben wieder aufgegeben, und die Verwiesenen zurückgerufen habe.

Der Kaiser Nerva, im J. 96, war, vermöge seiner Gerechtigkeit und Menschenliebe, ein Feind der Angeberei und des Sykophantenwesens, das unter seinen Vorgängern so großes Unheil gestiftet. Dies mußte schon zum Besten der Christen gereichen, da, ein Christ zu seyn, einer der geläufigen Gegenstände jener Beschuldigungen gewesen war. Er sprach die nach solchen Beschuldigungen Verurtheilten frei, und rief die Verwiesenen zurück; er ließ alle Knechte und Freigelassene, welche als Kläger gegen ihre Herren aufgetreten waren, hinrichten. Er verbot überhaupt, daß Anklagen der Knechte gegen ihre Herren angenommen würden. Alles dies mußte auch besonders vortheilhaft für die Christen werden, da diese häufig von schlecht gesinnten Sklaven angeklagt wurden. Anklagen wegen solcher Dinge, welche unter der vorigen Regierung Stoff zu den vielen Verurtheilungen gegeben hatten, sollten überhaupt nicht statt finden, wahrscheinlich war darunter auch das Christenthum verstanden [2]). So mußten zwar unter der kurzen

1) Hegesipp. bei Euseb. 3, 19, 20.

2) Wie Dio Cassius neben dem crimen majestatis, der ἀσεβεια, auch des ἰουδαικος βιος erwähnt, obgleich wohl nicht unter der ἀσεβεια die ἀθεοτης oder das Christenthum zu verstehen ist.

Regierung dieses Kaisers die Anklagen gegen die Christen still stehen, aber doch war den Christen keine dauernde Ruhe gesichert, da die Religion nicht durch ein Staatsgesetz als religio licita anerkannt worden. Und es läßt sich denken, daß, wenn das Christenthum sich in diesen wenigen Jahren unangefochten weiter ausbreiten konnte, nach dem Tode dieses Kaisers die zurückgehaltene Wuth der Feinde des Christenthums mit neuer Gewalt hervorbrechen mußte. Das neue Gesetz des Kaisers Trajanus, vom 99sten Jahre an, gegen geschlossene Verbindungen (ἑταιρεῖαι), konnte auch gegen die Christen gebraucht werden. Der jüngere Plinius kam unter dieser Regierung im J. 110, als Statthalter über Bithynien und den Pontus, in Gegenden, wo viele Christen verbreitet waren. Eine große Menge Christen wurde vor seinen Richterstuhl geführt. Er gerieth in Verlegenheit, weil er an solchen Verhandlungen noch keinen Theil genommen, und auch keine bestimmten Gesetze darüber vorhanden waren, weil die Zahl der Christen so groß war „denn Viele von jedem Alter, — schrieb er — jedem Stande, von beiden Geschlechtern, werden in die Gefahr verwickelt werden; denn nicht allein in den Städten, sondern auch in den Flecken und auf dem Lande hat sich die Ansteckung dieses Aberglaubens verbreitet.“ Die Tempel waren verlassen, der gewöhnliche Gottesdienst konnte lange nicht gehalten werden, selten wurden noch Opferthiere gekauft. Plinius ließ sich nicht, wie sein Freund Tacitus, durch das blinde Volksgerücht bestimmen, er gab sich alle Mühe, zu erforschen, was an der Sache der Christen sey, er befragte Solche, die seit vielen Jahren von der christlichen Gemeinde wieder abgefallen waren, und die Abtrün-

nigen pflegen ja am wenigsten geneigt zu seyn, von der Gesellschaft, der sie früherhin angehörten, Gutes zu sagen. Er wandte, nach der grausamen Justiz der Römer, welche in den Sklaven keine Menschen sah, gegen zwei Sklavinnen, welche in der christlichen Gemeinde das Amt der Diakonissinnen verwalteten, die Folter an, um das Geständniß der Wahrheit zu erpressen, und doch konnte er nichts Anderes erfahren, als: daß die Christen an einem bestimmten Tage (dem Sonntage) zusammen zu kommen pflegten, daß sie dann ein Lied zum Lobe ihres Gottes Christus mit einander sängen, und daß sie sich mit einander verbänden [1]), nicht zu Verbrechen [2]), sondern dazu, keinen Diebstahl, keinen Ehebruch zu begehen, das gegebene Wort nicht zu brechen, anvertrautes Gut Keinem vorzuenthalten [3]); so pflegten sie aus einander zu gehen, und dann Abends wieder zusammen zu kommen zu einem einfachen und schuldlosen Mahle [4]). Und auch diese letztern Versammlungen hätten sie nach den von dem Kaiser gegen die Hetärien erlassenen Gesetzen eingestellt. Man sollte denken, eine solche Entdeckung von den Würkungen der christlichen Religion hätte den Plinius, wenn nicht zur weitern Nachforschung nach

1) Die Erinnerung an das Taufgelübde, das sacramentum militiae Christianae, auf welche in den praktischen Homilien häufig hingewiesen wurde.

2) Offenbarer Widerspruch gegen jene Volksgerüchte, von den ruchlosen Zwecken der geheimen Zusammenkünfte unter den Christen.

3) Wer durch eine solche Sünde das Taufgelübde verletzte, wurde ja von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

4) Offenbar der Gegensatz gegen die Volksgerüchte, von jenen unnatürlichen Mahlzeiten der Christen, epulis Thyesteis.

dem Ursprunge und dem Wesen einer Religion, die unter verschiedenartigen Menschen Würkungen hervorbringen konnte, welche von den Würkungen des Heidenthums so sehr verschieden waren, antreiben, doch wenigstens zur Duldsamkeit gegen eine religiöse Gesellschaft, bei der sich nichts politisch oder sittlich Strafbares auffinden ließ, bewegen müssen. Aber Plinius war zu sehr befangen in der engherzigen, politischen Betrachtungsweise der Römer, um so urtheilen zu können. Nicht hinaussehend über den Gesichtspunkt seiner philosophischen oder seiner Staatsreligion, sah er in dem, was von der römischen Staatsreligion, wie von seiner philosophischen Religion so verschieden war, die Gemüther der Menschen so sehr in Anspruch nehmen und bewegen konnte [1]), nichts anders als einen verkehrten und übertriebenen Aberglauben [2]). Es zeigt sich hier die Gewalt herrschender Denkart auch über die bessern Menschen, wenn sie nicht durch eine höhere Macht, als die menschlichen Systeme, von diesem Einflusse frei gemacht werden. Der sonst so edle, zartfühlende Plinius, wie er sich in seinen Briefen zeigt, wußte doch hier den Menschen, den Unterthan und Bürger nicht von einander zu unterscheiden, das Recht des Menschen als Menschen anzuerkennen, die Kraft der freien, standhaften Ueberzeugung, die Achtung, welche sie jedem sittlichen Gefühle gebieten sollte, nicht zu gewähren. Er verlangte nur blinden Gehorsam gegen die Staatsgesetze. Die Christen sollten verleugnen, die Götter anrufen, der Büste

---

1) Ein Zuviel in der Religion mochte es dem Plinius wohl erscheinen.

2) Superstitio prava et immodica.

des Kaisers mit den Büsten der Götter Weihrauch streuen und eine Libation darbringen, Christo fluchen. Weigerten sie sich dessen und bekannten sie standhaft, nachdem sie der Statthalter bis dreimal mit Drohung des Todes zur Verleugnung aufgefordert hatte, daß sie Christen seyn und bleiben wollten, so verurtheilte sie Plinius als hartnäckige Bekenner einer religio illicita, welche den Staatsgesetzen öffentlich zu trotzen wagten, zum Tode. Diejenigen, welche das thaten, was der Statthalter von ihnen verlangte, erhielten Verzeihung. Es kann nicht auffallend seyn, wenn bei der schnellen, gewaltigen Ausbreitung des Christenthums in dieser Gegend Viele, welche in der Zeit des Friedens unter Nerva von dem Christenthum waren ergriffen worden, doch nicht wohl überlegt hatten, was zu dem Christenberuf gehöre, ob sie auch entschlossen wären, dem Herrn, wie er es verlangt, sich ganz hinzugeben, Alles ihm als Opfer darzubringen, welche zu denen gehörten, die der Herr selbst Matth. 13, 20. 21. bezeichnet. Es lehrt ja öfters die Geschichte, wie solche schnelle, allgemeine Bekehrungen keine gründliche sind. So konnten dann auch hier, unter der großen Menge der Christen, viele von dieser Beschaffenheit seyn, deren Glaube im Angesicht des Todes nicht Stich hielt. Plinius konnte die Würkung seines richterlichen Verfahrens wahrnehmen, daß, da viele Christen aus Menschenfurcht zurücktraten, — die ächten Christen von den Scheinchristen, die wenigen Auserwählten von der Menge der Berufenen durch das Feuer dieser Verfolgung gesondert wurden, — der öffentliche Gottesdienst wieder mehr Theilnahme zu gewinnen anfing. Plinius, der nach dem Augenschein urtheilte, meinte daher, so würde sich

leicht diese Sekte unterdrücken lassen, wenn man nur auf die rechte Weise Strenge und Milde mit einander verbinde, wenn man die Hartnäckigen strafe, dadurch die Uebrigen schrecke, und indem man doch nicht diejenigen, welche zurücktreten wollten, indem man ihnen die Verzeihung versage, zur Verzweiflung führe.

Er legte dem Kaiser Trajan in dem Bericht (10, 97.), welchen er ihm von dieser Sache erstattete, besonders folgende Fragen vor: ob zwischen dem verschiedenen Alter ein Unterschied zu machen, oder das noch so zarte, wie das reifere zu behandeln sey? [1]) ob für Reue Raum gelassen werden, oder wer einmal Christ gewesen, in jedem Falle gestraft werden solle? ob die Christen schon als solche, oder ob sie nur wegen anderer Vergehungen strafbar seyen? Es geht aus dem dargestellten, richterlichen Verfahren des Plinius hervor, wie, nach seinem Sinn, die meisten dieser Fragen entschieden werden mußten, und der Kaiser Trajan billigte das Verfahren des Plinius, er ging auch bei seiner Entscheidung ganz in die Ansicht des Plinius von dieser Sache ein. Er setzte die Christen nicht in eine Klasse mit den gewöhnlichen Verbrechern, welche die Statthalter in den Provinzen durch die Polizei [2]) aufsuchen ließen. Die Christen sollten nicht aufgesucht werden; wenn sie aber angegeben und überführt würden, sollten sie bestraft werden. Der Kaiser erklärt nicht, wie; er selbst sagt, es lasse sich nicht im

---

1) Die Frage wahrscheinlich dadurch veranlaßt, weil sich unter den Christen (s. oben) viele Kinder und Jünglinge befanden.

2) Die εἰρηνάρχους, Curiosos.

im Allgemeinen etwas Bestimmtes in dieser Sache festsetzen [1]). Doch scheint man größtentheils Todesstrafe verstanden zu haben; den vom Christenthum Abfallenden, und zur Verehrung der römischen Götter wieder Zurücktretenden solle Verzeihung zu Theil werden.

Schon Tertullian fand in dieser Entscheidung einen innern Widerspruch. Betrachtete der Kaiser die Christen als schuldig, so mußte er gebieten, daß sie, wie alle Schuldigen, aufgesucht und zur Strafe gezogen würden. Betrachtete er sie als unschuldig, so war Bestrafung in jedem Falle ungerecht. Freilich ist dies Urtheil richtig von dem rein sittlichen Standpunkte aus, aber der Kaiser Trajanus entschied von einem politisch-juridischen Standpunkte aus. Er meinte, daß man die öffentliche Verachtung der caerimoniae Romanae, die öffentliche Widerspenstigkeit gegen die Staatsgesetze auf keinen Fall ungestraft lassen könne, wenn auch weiter keine sittlich strafbare Handlung damit verbunden sey [2]). So glaubte der Kaiser verfahren zu müssen, wenn einmal ein solches ungesetzliches Verfahren öffentlich hervorgetreten war; er wünschte es aber so viel als möglich zu ignoriren, um, unbeschadet der gesetzlichen Ordnung, schonen zu können. Da er das Christenthum, wie Plinius, nur als eine Schwärmerei betrachtete, so dachte er auch wahrscheinlich, daß wenn man mit der Strenge Milde verbände, wenn man nicht zu großes Aufsehen mache, das öffentliche Hervortreten nicht ungestraft

1) Neque enim in universum aliquid, quod quasi certam formam habeat, constitui potest.

2) Wie Plinius, qualecunque esset quod faterentur, pervicaciam certe et inflexibilem obstinationem debere puniri.

lasse, aber auch nicht verfolge, der schwärmerische Enthusiasmus am leichtesten sich abkühlen, und die Sache von selbst nach und nach aufhören werde. Wenn nichts Höheres im Christenthum gewesen wäre, würde der Erfolg das Urtheil des Kaisers bewährt haben.

Was nun bisher stillschweigend daraus hervorging, daß das Christenthum nicht unter die von dem Staate geduldeten Religionen gesetzlich aufgenommen war, das war jetzt, durch ein bestimmtes Gesetz, ausdrücklich gegen die Christen ausgesprochen, und schon dadurch mußte ihre Lage im römischen Reiche schlimmer werden. Der Kaiser Trajanus beabsichtigte gewiß nur gesetzliche Untersuchungen gegen die Christen; aber oft geschah es, daß die Christen oder Solche, welche in dem Verdacht standen, daß sie Christen wären, von wüthenden Volkshaufen überfallen und vor Gericht geschleppt wurden. Es gab Statthalter, welchen Menschenblut nicht wichtig war, und welche gern die Verfolgten der Volkswuth opferten, um sich dadurch in der Provinz beliebt zu machen, oder welche selbst von dem Fanatismus des Volks angesteckt waren. Unter dem Nachfolger dieses Kaisers, dem Hadrian, konnten sie nun desto mehr glauben, sich solches ungestraft erlauben, oder gar demselben dadurch gefallen zu können, da sie ihn als einen eifrigen Verehrer der vaterländischen sacra kannten. Als Hadrian im Jahr 124 Griechenland durchreisete und sich in alle hellenische Mysterien einweihen ließ, hielten dies die Feinde des Christenthums für einen günstigen Zeitpunkt, und fingen Verfolgungen gegen die Christen an. Die beiden gelehrten Christen, Quadratus und Aristides wurden dadurch veranlaßt, dem Kaiser zwei Vertheidigungs-

schriften für ihre Glaubensgenossen zu überreichen. Ob gerade diese ihn bestimmten, sich der Christen anzunehmen, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, auf alle Fälle war der Eifer für die alten Religionen bei dem Kaiser nicht so groß, daß seine Gerechtigkeitsliebe dadurch hätte unterdrückt werden können. Gerechtigkeitsliebende Statthalter und Kaiser konnten mit jenem tumultuarischen Verfahren, durch welches ohnehin auch leicht Unschuldige mit den Schuldigen geopfert werden konnten, unmöglich zufrieden seyn. Der Proconsul von Kleinasien, Serennius Granianus, beklagte sich darüber bei dem Kaiser Hadrian, und dieser wurde dadurch veranlaßt, ein Rescript an den Nachfolger dieses Proconsuls, den Minucius Fundanus, zu erlassen [1]).

Der Kaiser erklärte sich gegen ein Verfahren, wodurch Unschuldige beunruhigt würden, und falschen Anklägern Gelegenheit gegeben werde, Geld zu erpressen, nämlich durch die Drohung, daß sie die als Christen Verdächtigen vor Gericht ziehen würden [2]). Es sollten nur Anklagen in der

1) Für die Aechtheit des Rescripts spricht nicht allein die Anführung desselben in einer Apologie, welche der Bischof Melito von Sardes an den zweiten Nachfolger dieses Kaisers richtete, Euseb. 4, 26; sondern noch mehr der Inhalt desselben, da es sich durchaus nicht denken läßt, daß ein Christ sich dabei begnügt haben würde, so wenig zum Vortheil der Christen zu sagen. Dafür, daß Hadrian den Christen sich milde zeigte, spricht auch das ihm ertheilte Lob durch einen Christen, der wahrscheinlich nicht lange nach dieser Zeit schrieb, in dem V. Buch der Pseudosibyllinen: Ἀργυροκρανος ἀνηρ τις δ᾽ ἐσσεται οὐνομα ποντου, ἐςαι και πανάριςος ἀνηρ και παντα νοησει.

2) Ich meine, daß Rufinus die lateinische Urschrift vor sich

gesetzlichen Form gegen die Christen angenommen werden, die Angriffe auf die Christen durch das bloße Volksgeschrei sollten nicht mehr statt finden. Wenn Christen in gesetzlicher Form angeklagt, und gesetzwidriger Handlungen überführt würden [1]), so sollten sie nach Verdienst bestraft werden; aber auch die falschen Ankläger sollte schwere Strafe treffen. Aehnliche Rescripte erließ der Kaiser [2]) auch nach vielen andern Gegenden hin. Dieses Edikt könnte als Toleranzedikt, in Beziehung auf das Christenthum, verstanden werden. Unter den falschen Anklägern könnten solche verstanden werden, welche die Christen, nach dem blinden Volksgerüchte, verbrecherischer Handlungen anklagten. Es könnte seyn, der Kaiser wollte, daß nicht das Bekenntniß und die Ausübung des Christenthums, sondern daß nur an den Christen, wie an Andern, bestimmte Verbrechen bestraft würden. So hätte der Kaiser das Christenthum unter die religiones licitas aufgenommen; aber wenn er das wollte,

---

gehabt, Eusebius aber, wie öfters, nicht genau genug übersetzt hat. Eusebius ἱνα μη τοις συκοφανταις χορηγια κακουργιας παρασχεθη. Rufinus: ne calumniatoribus latrocinandi tribuatur occasio. Es läßt sich nicht wohl einsehen, wie Rufin sollte darauf verfallen seyn, das allgemeine κακουργια in das Spezielle latrocinatio zu übertragen, wozu in dem Zusammenhang gar keine Veranlassung gegeben war; hingegen wohl, wie Eusebius ungenau, statt des ursprünglichen, speziellen Wortes, in der Uebertragung ein allgemeineres setzen konnte. Latrocinari ist hier so viel als sonst concutere. Zur Erklärung dienen die Worte des Tertullian an den Statthalter Scapula, als dieser sich als Verfolger der Christen zu zeigen anfing: Parce provinciae, quae visa intentione tua obnoxia facta est concussionibus et militum et inimicorum suorum cujusque.

1) Eos adversum leges quicquam agere.

2) Nach Melito von Sardes l. c.

mußte er sich doch bestimmter darüber erklären, was er unter dem Gesetzwidrigen verstehe. Es bedurfte ja insbesondere, nach dem Rescript des Trajanus, einer besonderen, deutlich ausgesprochenen Erklärung, wenn nicht schon die Nichtbeobachtung der römischen Staatsreligion, die Ausübung des Christenthums, als etwas Gesetzwidriges betrachtet werden sollte [1]). Gewiß ist es demnach nur, daß das Edikt des Kaisers Hadrianus dem tumultuarischen Verfahren gegen die als Christen Verdächtige entgegengesetzt war, und eine gesetzliche Form der Untersuchungen wider sie festsetzte. Nur günstig für die Christen gesinnte Statthalter konnten etwa die Unbestimmtheit des Ediktes zu Gunsten der Christen benutzen [2]).

1) Wenn Melito von Sardes nachher zu dem Kaiser Mark Aurel sagt: seine Vorfahren hätten das Christenthum neben den übrigen Cultusarten geehrt, πρὸς ταῖς ἄλλαις θρησκείαις ἐτίμησαν, so kann daraus nicht viel geschlossen werden, denn es ist natürlich, daß, wer den Schutz eines Kaisers für das Christenthum in Anspruch nahm, in das, was dessen Vorgänger Günstiges für die Christen gethan hatten, oder gethan zu haben schienen, so viel als möglich hineinlegte.

2) Tertullian führt, ad Scapulam c. IV., Beispiele von zweien Stadthaltern an, welche das Rescript zur Rettung von Christen benutzten. Ein Vespronius Candidus, welcher einen ihm vorgeführten Christen frei ließ, unter dem Vorgeben, es sey ordnungswidrig, dem Geschrei der Menge zu folgen, quasi tumultuosum civilem satisfacere. Ein anderer, Pudens, der, als er aus dem Protokoll (elogium), mit welchem ihm ein Christ übersandt worden, ersah, daß derselbe auf eine tumultuarische Weise mit Drohungen überfallen worden, (concussione ejus intellecta) ihn entließ, indem er erklärte, ohne einen bestimmten, gesetzlichen Ankläger, könne er dem Gesetz gemäß den Menschen nicht verhören.

Nicht sowohl seine Liebe zu dem Christenthume, oder zu den Christen, als seine Gerechtigkeitsliebe veranlaßte den Kaiser zu solchen Maßregeln; denn Hadrian war, wie wir schon bemerkten, ein eifriger und genauer Anhänger der alten römischen, und wohl auch der griechischen Religionen, und er verachtete die sacra peregrina, s. Aelius Spartian. vita Hadriani c. 22. Diese Denkart zeigt sich in dem merkwürdigen Briefe dieses Kaisers an den Consul Servianus über die Alexandriner [1]). Wenn gleich er dort mehr von der sonderbaren Vermischung der verschiedenen Religionselemente zu Alexandria, als von dem Christenthum überhaupt spricht, so würde er doch als Freund des Christenthums anders gesprochen haben. Unglaublich erscheint daher die Erzählung eines Geschichtschreibers aus den ersten Zeiten des vierten Jahrhunderts, des Aelius Lampridius, Alex. Sever. c. 24., daß der Kaiser die Absicht gehabt, Christus unter die römischen Götter aufzunehmen, er habe deshalb in allen Städten Tempel ohne Bildnisse, welche templa Hadriani [2]) genannt wurden, aber durch die Vorstellungen der Priester sey er von der Ausführung dieses Vorhabens abgehalten worden. Es ist leicht zu erklären, wie diese Sage ohne geschichtlichen Grund unter dem christlichen Volk entstanden ist, da man von der Bestimmung dieser Tempel nun einmal nichts wußte, und sie doch jene erklären wollten, da man den Kaiser als Beschützer der Christen kannte, und man sich wohl noch mehr übertriebene Vorstellungen davon machte, und da man nun,

---

1) Flavii Vopisci Saturninus c. 2.

2) Ἀδριανεῖα, schon bei Aristid. orat. sacr. I.

Beides mit einander verbindend, das, was man von andern Kaisern, wie einem Alexander Severus, allerdings wußte, auf diesen Kaiser übertrug.

Unter dieser, für die Christen im römischen Reiche günstigen Regierung traf sie in einer andern Gegend eine heftige Verfolgung. Da Barkochba, welchen die Juden für den Messias hielten, und unter dessen Anführung sie sich gegen die Römer von Neuem empörten, die Christen in Palästina nicht zur Verleugnung ihres Glaubens, und zur Theilnahme an der Empörung bewegen konnte, ließ er diejenigen, die in seine Hände fielen, unter grausamen Martern hinrichten.

Nach dem Tode des Kaisers Hadrianus, im J. 138, verlor sich die Würksamkeit der von ihm gegen die Angriffe der Volkswuth auf die Christen erlassenen Edikte. Dazu kommen öffentliche Unglücksfälle, durch welche die Volkswuth, unter der Regierung des Kaisers Antoninus Pius, auf's Neue angeregt wurde: Hungersnoth, Ueberschwemmung der Tiber, Erdbeben in Kleinasien und auf der Insel Rhodus, verheerende Feuersbrünste zu Rom, Antiochia und Carthago [1]). Der sanfte, menschenliebende Kaiser konnte mit diesen Ausbrüchen der Volkswuth nicht zufrieden seyn, in verschiedenen, an griechische Staaten gerichteten Rescripten erklärte er sich gegen dies gewaltsame Verfahren. Noch mehr aber würde dieser Kaiser für die Christen gethan haben, wenn ein nach aller Wahrscheinlichkeit ihm (nicht seinem Nachfolger Mark Aurel) zugeschriebenes Rescript ächt wäre, das Rescript an die kleinasiatische

1) Julii Capitolini vita Antonini Pii c. 9.

Deputirtenversammlung (προς το Κοινον της Ἀσιας); denn der Kaiser erklärte darin ausdrücklich, daß die Christen nur, wenn sie politischer Vergehungen überführt werden könnten, bestraft werden sollten, daß hingegen, wer die Christen bloß als Christen anklage, selbst strafbar seyn sollte. Aber der Verfasser dieses Rescripts führt eher die Sprache eines Christen, als eines heidnischen Kaisers, zumal eines solchen, dem insignis erga caerimonias publicas cura ac religio (Fabretti marmor.) zum besondern Lobe angerechnet wird, und auch die folgende Geschichte spricht nicht für das Vorhandenseyn eines solchen Ediktes [1]).

Unter der Regierung des nachfolgenden Kaisers, Markus Aurelius des Philosophen, ereigneten sich wieder manche öffentliche Unglücksfälle, durch welche die Wuth des Pöbels gegen die Christen angereizt werden konnte, besonders eine verheerende Pest, die sich von Aethiopien nach und nach im ganzen römischen Reiche, bis nach Gallien hin, verbreitete. Während dieser Zeit feuerte jener Goët Alexander, in Kleinasien (s. oben), den Eifer des Volks für seine Götter, von denen er wunderbare Hülfe versprach, und dessen Wuth gegen die Christen, an. Aber wäre alles bloß von der Volkswuth ausgegangen, und wäre dieser Kaiser gleichwie sein Vorgänger gesinnt gewesen, so hätte auch durch ihn diese Volkswuth zurückgedrängt werden

1) Eusebius sagt zwar, daß Melito von Sardes sich in seiner Apologie vor dem nachfolgenden Kaiser auf dies Rescript berufe, aber auffallend ist es, daß Melito, in dem von Eusebius angeführten Fragment l. c., gerade das Rescript nicht anführt, da dasselbe doch noch weit günstiger für die Christen gewesen wäre, als die von Melito angeführten Edikte.

müssen. Nun sehen wir hingegen unter dessen Regierung das Volk und die obrigkeitlichen Behörden gegen die Christen mit einander verbunden. In Kleinasien wurden sie so sehr verfolgt, daß der Bischof Melito von Sardes, als ihr Fürsprecher bei dem Kaiser, sagte [1]): „Wie es noch nie geschehen ist, wird jetzt das Geschlecht der Gottesverehrer in Kleinasien durch neue Edikte verfolgt, denn die unverschämten und nach fremdem Gute begierigen Sykophanten plündern jetzt, da sie die Veranlassung dazu in den Edikten finden, Tag und Nacht die Unschuldigen. Und möge dies recht seyn, wenn es nach Eurem Befehle so geschieht, denn ein gerechter Kaiser wird nie etwas Ungerechtes beschließen, und wir tragen gern das schöne Loos eines solchen Todes; aber nur diese Bitte legen wir Euch vor, daß Ihr selbst diejenigen, welche solchen Streit erregen, kennen lernen und gerecht entscheiden möget, ob sie Tod und Strafe, oder Rettung und Ruhe verdienen. Wenn jedoch von Euch selbst dieser Beschluß, und dieses neue Edikt kommt, welches nicht einmal gegen feindselige Barbaren so erlassen werden sollte, so bitten wir Euch desto mehr, uns nicht einer solchen öffentlichen Plünderung preis geben zu lassen." Diese Worte des Melito, in denen er eben so viele christliche Würde, als christliche Klugheit zeigt, veranlassen uns zu manchen Bemerkungen. Schon nach dem Edikte des Trajanus, konnten die einmal angeklagten Christen mit dem Tode bestraft werden, und dies Edikt war noch immer nicht auf eine offizielle Weise zurückgenommen worden, wenn gleich die Milde der letzten

---

1) Euseb. 4, 26.

Kaiser, in dieser Hinsicht, bewürkt hatte, daß es nicht so streng vollzogen wurde. Aber Melito sagt, daß durch den Proconsul ein neues, schreckliches Edikt erlassen worden, das zur Angeberei gegen die Christen aufforderte. Dies fällt um desto mehr auf, unter diesem Kaiser, der dem Unwesen der Angeberei keinesweges geneigt war [1]), und da es sonst der Grundsatz desselben schien, die durch die Gesetze gegen Vergehungen bestimmten Strafen zu mildern [2]). Man kann sich schwerlich denken, daß der Proconsul gewagt haben sollte, eigenmächtig ein neues Edikt zu erlassen. Auch Melito scheint wohl nicht anders geglaubt zu haben, als daß dasselbe von dem Kaiser ausgegangen. Er drückte sich nur so zweifelhaft aus, um ihn zur Zurücknahme des Edikts auf eine gute Art aufzufordern.

Wir wollen nun noch auf die Denkart des Kaisers von den Christen, im Verhältniß zu seiner philosophischen und religiösen Denkart, überhaupt einen Blick werfen, und wir wollen sehen, was sich wohl aus dieser, in Beziehung auf sein Verfahren gegen die Christen, ergiebt. Seine kalt überlegende, stoische Philosophie konnte ihn nicht zu einem Freunde der Christen machen; er achtete nicht die aus einem lebendigen Glauben und einer darin begründeten, begeisternden Hoffnung, sondern die aus kalter Verstandesüberlegung hervorgehende Ruhe im Angesicht des Todes als das Höchste, jene, auch in die Vernichtung der Persönlichkeit sich ergebende Resignation, von der wir oben gesprochen haben.

---

1) Julii Capitolini vita c. 11.

2) l. c. c. 24.

Aber die Begeisterung, mit der die christlichen Märtyrer in den Tod gingen, manche auch wohl den Tod suchten, was jedoch in der Kirche (s. unt.) allgemein gemißbilligt wurde, erschien ihm als blinde Schwärmerei; denn die Ueberzeugung, aus der diese Begeisterung floß, konnte man freilich keinem Andern durch philosophische Demonstration mittheilen. Das, was die Christen vermochte, lieber zu sterben, als zu thun, was man von ihnen verlangte, dies wußte Mark Aurel, eben so wenig als Plinius, anzuerkennen. Auch er sah hier nur blinde Widerspenstigkeit gegen die Staatsgesetze. Zu der politischen Intoleranz kam hier noch die philosophische. Wir wollen die Worte des Kaisers, in Beziehung auf die Christen, aus seinen Monologen Lib. XI. v. 3. selbst vernehmen: „Die Seele soll bereit seyn, wenn sie den Körper verlassen muß, entweder zu verlöschen, oder aufgelös't zu werden, oder noch eine Zeit lang mit dem Körper fortzudauern. Diese Bereitwilligkeit muß aber von eigenem Urtheil herrühren, nicht von einer bloßen Widerspenstigkeit [1]), wie bei den Christen, sondern es muß mit Ueberlegung und Würde geschehen, so daß man auch einen Andern überzeugen könne, ohne Gepränge.“ Nach diesem Gesichtspunkte konnte er den Christen, wenn gleich er sie sonst keiner sittlichen Vergehung schuldig fand, wenn gleich er schwerlich die so oft widerlegten Volksgerüchte glaubte, doch als der bürgerlichen Ordnung gefährliche Schwärmer ansehen, und da er bemerkte, wie das Christenthum, unter den letzten milden Regierungen, immer weiter um sich gegriffen hatte, konnte er es für nöthig halten,

---

1) *μη κατα ψιλην παρataξιν*, pervicatia, obstinatio.

kräftige Maßregeln der Ausbreitung desselben entgegenzustellen. Es kann ja wohl auch einen philosophischen Begriffsfanatismus geben, der intolerant und verfolgungssüchtig macht, eben so sehr als irgend ein andrer. Nur gut, daß die Philosophie und die Herrschermacht selten so, wie es Plato in seiner Republik wünscht, mit einander gepaart sind. Wohl, wenn unter der Philosophie wahre Weisheit verstanden wird, die sich nicht in der Schule lernen läßt, hat Plato Recht; aber die Philosophie einer Schule mit Herrschermacht wäre gewiß das Allerdrückendste.

Doch wir würden sehr Unrecht thun, wenn wir uns unter diesem Kaiser einen, nach gewissen allgemeinen Ideen über den religiösen Glauben der Menschen vornehm aburtheilenden Philosophen denken wollten. Wir finden bei ihm eine gewisse kindliche Frömmigkeit, die er nicht seinem Stoicismus, sondern nach seiner eigenen Aussage [1]) dem Einflusse einer frommen Mutter auf seine Erziehung verdankte. Und wenn auch diese kindliche Frömmigkeit an den Aberglauben der Volksreligion sich anschließen konnte, so muß uns doch dieser kindliche Glaube ein schöneres Zeugniß von dem Gemüthe des Kaisers seyn, als die Denkart eines vornehm thuenden Deismus seyn könnte. Wir wollen einige Züge seines religiösen Glaubens herausheben. Auf die Frage (dieselbe, welche man den Christen vorlegte): „Wo hast du die Götter gesehen, oder woher hast du ihr Daseyn erkannt, daß du sie so verehrest? antwortet er: erstlich lassen sie sich auch mit Augen sehen [2]). Sodann

1) παρα της μητρος το θεοσεβες.

2) Ungewiß, ob der Kaiser hier an die sichtbaren Gottheiten,

habe ich auch meine Seele nicht gesehen, und doch ehre ich sie. So erkenne ich auch daraus, daß ich die Würkungen der Macht der Götter stets erfahre, daß sie sind, und daher verehre ich sie" [1]). Gewiß waren auch diese Erfahrungen keine Täuschungen. Es war der ihm unbekannte, lebendige Gott, den er aus dem Evangelium hätte erkennen können, welchen er unter dem Namen jener Wesen seiner Einbildung verehrte. Indem er auf die göttlichen Führungen, welche ihm von Kindheit an geworden, zurücksah, sagte er: „So viel es von den Göttern, von dem, was von ihnen her mir zugeflossen, ihren Hülfleistungen und Eingebungen abhängt, könnte ich schon zu einem naturgemäßen Leben gelangt seyn, aber wenn ich hinter diesem Ziele noch zurückgeblieben bin, so ist es meine Schuld, und es liegt daran, weil ich den Erinnerungen, ja ich möchte sagen den ausdrücklichen Belehrungen der Götter nicht folgsam gewesen" [2]). Wie hätte ihn nicht die Unterscheidung zwischen äußerlicher Enthaltung vom Bösen und wahrer innerer Heiligkeit, die Erkenntniß der Sündhaftigkeit in der ganzen menschlichen Natur zu einem Erlöser von der Sünde führen können, wenn er sich nicht am Ende jene Erfahrung nach seinem stoischen Fatalismus erklärt, und auch von dieser Seite die stoische Resignation ausgeübt hätte; denn er sagt: „Wenn du Andre sündigen siehst, so bedenke, daß auch du selbst vielfach sündigst, und du eben ein Sol-

---

die Sterne, dachte, oder, was wohl wahrscheinlicher, an Erscheinungen der Götter in Gesichten oder Träumen.

1) l. 12. c. 28.

2) l. 17.

cher bist. Und wenn du auch mancher Sünden dich enthältst, so hast du doch in dir die Neigung zu solchen Handlungen, wenn du auch aus Furcht, oder Eitelkeit, oder etwas Aehnlichem solche Sünden meidest" [1]). Er war der Volks- und Staatsreligion aufrichtig ergeben, wenn er gleich den in seinem Zeitalter unter den Heiden herrschenden, übertriebenen, abgeschmackten Aberglauben zu meiden suchte [2]). Er glaubte z. B. mit seinen Zeitgenossen, daß die Götter durch Träume Mittel zur Heilung von Krankheiten angeben, und er meinte, solche Hülfe bei mehreren Krankheiten erfahren zu haben [3]). Als jene Pest in Italien wüthete, sah er darin eine Mahnung, den alten Cultus mit aller Genauigkeit wieder herzustellen. Er rief von allen Seiten Priester nach Rom, und er ließ sogar durch die religiösen Feierlichkeiten, durch welche er die Pest abzuwenden hoffte, seine Abreise zum Kriege gegen die Markomannen verzögern [4]). Auch manche Heiden spotteten über die Menge der Opfer, welche er bei den Rüstungen zu diesem Kriege schlachten ließ [5]).

Es läßt sich demnach erklären, daß dieser Kaiser, aus politischen und religiösen Gründen ein Verfolger des immer weiter sich verbreitenden Christenthums wurde, indem er die alte Staatsreligion aufrecht zu erhalten suchte, so

1) L. XI., 18.

2) Eine θεοσεβεια ohne δεισιδαιμονια suchte er.

3) I., 17.

4) Jul. Capitolin. c. 13. c. 21.

5) Daher das Epigramm οἱ λευκοι βοες Μαρκῳ τῳ Καισαρι: ἀν συ νικησης, ἡμεις ἀπωλομεθα Ammian. Marcellin. L. 25. c. 4.

sehr er auch sonst durch Gerechtigkeitsliebe und durch seine Milde, welche sich in seinen Handlungen, wie in seinen Monologen ausspricht, ausgezeichnet war. Wir haben von ihm ein Gesetz, worin er diejenigen zum Exil auf einer Insel verurtheilt, „welche etwas thun, um die beweglichen Gemüther der Menschen durch abergläubische Furcht vor der Gottheit zu schrecken“ [1]). Es läßt sich allerdings nicht behaupten, daß dies Gesetz gegen die Christen erlassen worden, denn es gab ja unter dieser Regierung gar manche Goëten und Volksbetrüger, gegen welche dasselbe mit Recht gegeben seyn konnte. Aber der Kaiser M. Aurelius konnte wohl die Christen in eine Klasse mit diesen Leuten setzen, wie sie Celsus, der in dieser Zeit gegen die Christen schrieb, oft in eine Klasse mit Solchen setzt. Dieser Fürst war geneigt, denen zu verzeihen, welche ihm Vergehungen gestanden und Reue zeigten, selbst in solchen Fällen, wo er, ohne streng zu seyn, strafen konnte, s. das Beispiel bei dem Capitolin. Cap. 13.; aber die Christen wollten ihr Unrecht nicht gestehen, sie beharrten vielmehr bei dem, was durch die Gesetze verboten war. Eben deshalb verordnete vielleicht der Kaiser, daß alle Mittel angewandt würden, um sie zur Verleugnung zu zwingen. Nur im äußersten Falle, wenn sie sich nicht zum Nachgeben wollten bewegen lassen, sollte die Todesstrafe gegen sie angewandt werden. Aber eine übel berechnete Menschlichkeit, welche Blutvergießen schonen wollte, konnte hier freilich manche Grausamkeit veranlassen.

---

1) Relegandum ad insulam, qui aliquid fecerit, quo leves hominum animi superstitione numinis terreantur, in den Pandekten.

Nehmen wir zusammen, was sich uns als das Eigenthümliche, in der Beschaffenheit der Verfolgungen dieser Zeit, zu erkennen giebt, so ist es zweierlei: erstlich, daß Nachsuchungen nach den Christen verordnet waren, wenn gleich freilich oft die Volkswuth den gesetzlichen Nachsuchungen durch die öffentlichen Behörden wohl zuvor kam. Nach dem Gesetze Trajans sollten ja keine solche durch die Provinzialbehörden statt finden, hingegen jetzt wurden die Christen sorgfältig aufgesucht, und sie mußten sich oft verbergen, um Rettung zu finden, wie aus einzelnen Berichten der Verfolgungsgeschichte, und aus den Aeußerungen des Celsus erhellt [1]). Sodann war bisher das Verfahren dies: daß die angeklagten Christen, wenn sie nach wiederholter Aufforderung nicht verleugneten, ohne Anwendung von Martern hingerichtet wurden. Jetzt suchte man sie durch Martern zur Verleugnung zu zwingen. Mit diesem Hergang stimmt nun ganz überein, ein unter dem Namen des Kaisers Aurelianus (was, wie Pagi und Ruinart mit Recht vermutheten, wahrscheinlich für Aurelius steht), uns erhaltenes Edikt, welches in Sprache und Inhalt alle Merkmale der Aechtheit an sich trägt, und wohl das ursprünglich von diesem Kaiser gegen die Christen an die Vorsteher der Provinzen erlassene Edikt seyn mag. Es lautet so: „Wir haben erfahren, daß von denen, die sich zu unsern Zeiten Chri-

1) Celsus von den Christen: ἤτοι φευγοντες και κρυπτομενοι ἢ ἁλισκομενοι και ἀπολλυμενοι L. 8. p .418. und L. 8. p. 436. ὑμων δε καν πλαναται τις ἐτι λανθανων, ἀλλα ζητειται προς θανατου δικην.

Christen nennen, die Staatsgesetze verletzt werden. Laßt sie ergreifen, und bestraft sie mit verschiedenen Martern, wenn sie den Göttern nicht opfern, doch so, daß Gerechtigkeit mit der Strenge verbunden sey, und daß die Strafe aufhöre, wenn der Zweck erreicht ist, die Verbrecher zu tilgen." Der letzte Zusatz paßt ganz zu dem Charakter M. Aurels, die Statthalter sollten nur den Zweck immer im Auge behalten, das mit der Staatsreligion streitende Christenthum zu unterdrücken, zur Verehrung der römischen Götter die Menschen zurückzuführen, sie sollten nicht nach blinder Leidenschaft handeln; aber freilich war auch ein solcher Zusatz nicht hinreichend, um der grausamen Willkür Grenzen zu setzen [1]).

1) Das Edikt, welches uns in den actis Symphoriani, von denen wir nachher reden werden, erhalten ist, lautet in der Urschrift so: „Aurelianus Imperator omnibus administratoribus suis atque rectoribus. Comperimus ab his, qui se temporibus nostris Christianos dicunt, legum praecepta violari. Hos comprehensos, nisi diis nostris sacrificaverint, diversis punite cruciatibus, quatenus habeat districtio prolata justitiam et in resecandis criminibus ultio terminata jam finem." Gewiß kann kein Unbefangener das Edikt, bei dessen Erdichtung sich gar kein Zweck einsehen ließe, das ganz in der Denkart heidnischer Staatsmänner, ganz in der offiziellen Sprache dieser Zeit abgefaßt ist, für untergeschoben halten. Wenn es aus der Regierungszeit des Aurelianus wäre, dessen Namen es trägt, so müßte auch der Märtyrer, in dessen Geschichte es steht, unter derselben gestorben seyn. Schwerlich aber läßt es sich annehmen, daß es unter diesem Kaiser bis zum Vergießen christlichen Blutes gekommen sey (s. unten). Auch die Art, wie von den Christen, als einer noch nicht gar alten Sekte, gesprochen wird, scheint mehr für die Zeit des Markus Aurelius als des Aurelianus, in der die christliche Sekte schon so lange

Wir wollen nun den Hergang dieser Verfolgungen in den Provinzen, und die Handlungsweise der Christen unter denselben, nach der Anleitung glaubwürdiger Urkunden, genauer betrachten. Wir haben zuerst eine ausführlichere Nachricht von der Verfolgung vom Jahr 167, in welcher die Gemeinde von Smyrna ihren alten, ehrwürdigen Bischof Polykarpus, den Schüler des Apostels Johannes, verlor, von welcher diese Gemeinde in einem Circularschreiben an andere christliche Gemeinden eine ausführlichere Schilderung gegeben hat [1]). Der Proconsul von Kleinasien scheint damals kein persönlicher Feind der Christen gewesen zu seyn; aber das heidnische Volk, dem sich der jüdische Pöbel anschloß, wüthete gegen dieselben. Der Proconsul gab der Wuth des Volks und den Forderungen der Gesetze nach. Er suchte durch Drohungen, durch den Anblick der Martern, der wilden Thiere, denen sie vorgeworfen werden sollten, die Christen zur Verleugnung zu bewegen; blieben sie standhaft, so verurtheilte er sie zum Tode. Und darin gab er gewiß der Wuth und grausamen Lust des Volks zu viel

öffentlich bestanden, zu passen. Die Beschuldigung gegen die Christen, daß sie durch ihre Religionsübungen die Staatsgesetze verletzten, konnte unter dem Kaiser Aurelian schwerlich statt finden, denn das Christenthum hatte sich, als dieses Edikt erschien, schon seit etwa anderthalb Jahrzehnten in der Klasse der religiones licitae befunden. Ohne Zweifel ist demnach statt Aurelianus Aurelius zu lesen, wie solche Namen häufig verwechselt werden. An Lucius Aurelius Commodus kann aber nicht gedacht werden, denn dieser war den Christen günstig. Es kann also nur M. Aurelius Antoninus seyn.

1) Theilweise bei Euseb. 4, 15. Vollständiger in den Sammlungen der Patres apostolici.

nach, daß er schmerzliche und schimpfliche Todesarten wählte, wie, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden, auf dem Scheiterhaufen zu sterben, wozu ihn die Gesetze gewiß nicht nöthigten. Aber freilich, wenn diese im Allgemeinen die Todesstrafe gegen das Verharren im Christenthum festsetzten, nahm man schon an, daß Solche, die keine römische Bürger wären, eine schmachvollere Todesstrafe treffen müsse [1]). Unter den größten Martern, welche selbst das Mitleid umstehender Heiden erregen konnten, zeigten die Christen große Ruhe und Gelassenheit. „Sie zeigten uns Allen — sagt die Gemeinde — daß sie unter jenen Martern von ihrem Leibe abwesend waren, oder vielmehr, daß der Herr ihnen beistand und mit ihnen umging, und an Christi Gnade sich haltend, verachteten sie die Martern der Welt." Es offenbarte sich hier aber auch der Unterschied zwischen dem verfliegenden Rausche der Schwärmerei, dessen verwegenes Selbstvertrauen die Gefahr trotzend sucht, und im Angesichte des Todes zu Schanden wird, und der besonnenen Gottergebenheit, welche auf den Ruf Gottes harrt, und dann von ihm die Kraft erwartet. Es war ein gewisser Quintus aus Phrygien, aus einem von Natur zu schwärmerischer Ueberspannung besonders geneigten Volke, mit mehre-

1) Gegen manche Verbrechen, deren das blinde Volksgerücht die Christen beschuldigte, waren solche Todesstrafen bestimmt. Qui sacra impia nocturnave, ut quem obcantarent, fecerint faciendave curaverint, aut cruci suffiguntur, aut bestiis objiciuntur. Qui hominem immolaverint, sive ejus sanguine litaverint, fanum templumve polluerint, bestiis objiciuntur, vel si honestiores sint, capite puniuntur. Magicae artis conscios summo supplicio affici placuit, id est, bestiis objici aut cruci suffigi, ipsi autem magi vivi exuruntur. Julius Paulus in sententiis receptis.

ren Andern, welche durch seine Rede von diesem Feuer der Schwärmerei mit ergriffen wurden, unaufgefordert vor dem Tribunal des Proconsuls erschienen, und hatte sich selbst für einen Christen erklärt, ein Verfahren, welches den Heiden Veranlassung gab, die Christen als unruhige Schwärmer, die mit blindem Wahne sich in den Tod stürzten, darzustellen, das aber auch von der christlichen Kirche stets getadelt wurde. Als nun der Proconsul in diesen Phrygier drang, und ihn durch den Anblick der wilden Thiere, denen er vorgeworfen werden solle, schreckte, unterlag er, er schwur bei dem Genius des Kaisers und opferte. Die Gemeinde setzte, dies erzählend, hinzu: „Deshalb loben wir Diejenigen nicht, welche sich selbst preis geben, denn so lehrt das Evangelium nicht.“ Anders der neunzigjährige Bischof Polykarpus. Als er das Geschrei des Volks hörte, welches seinen Tod verlangte, wollte er doch zuerst ruhig in der Stadt bleiben, und den Ausgang, wie ihn der Herr führen werde, abwarten. Aber durch die Bitten der Gemeinde ließ er sich bewegen, nach einem nahe gelegenen Landsitze sich zu flüchten. Hier verweilte er mit wenigen Freunden, Tag und Nacht beschäftigt, wie er pflegte, mit dem Gebete für alle Gemeinden in der ganzen Welt. Da er gesucht wurde, begab er sich nach einem andern Landsitze, — und sogleich erschienen die Polizeidiener, denen der Zufluchtsort des Polykarpus durch einige mit ihm im vertrauten Umgang stehende, unwürdige Menschen verrathen worden. Sie fanden ihn selbst zwar nun nicht mehr, aber zwei Sklaven, und Einer derselben unterlag der Folter, er gab den Ort an, wohin sich der Bischof geflüchtet. Als sie kamen, konnte sich Polykarp, der sich in dem höchsten Stockwerk des

Hauses befand, von dem platten Dache, nach orientalischer Bauart, noch nach einem andern Hause flüchten, aber er sprach: „Der Wille des Herrn geschehe.“ Er stieg hinab zu den Polizeidienern, und ließ ihnen, so viel sie wollten, zu essen und zu trinken vorsetzen, nur bat er sie, ihm eine Stunde zu ruhigem Gebete zu gönnen. Aber zwei Stunden riß ihn der Erguß seines Herzens fort, so daß die Heiden selbst von seiner Andacht gerührt wurden.

Als die Zeit gekommen war, wurde er auf einem Esel zur Stadt geführt; da begegnete ihnen der Polizeiaufseher (εἰρηναρχος) aus der Stadt mit seinem Vater einherfahrend, er nahm den Polykarp zu sich in seinen Wagen und redete ihm freundlich zu: „Was ist es doch Böses zu sagen: der Kaiser unser Herr [1]), und zu opfern!“ Polykarp schwieg zuerst; da sie aber fortfuhren in ihn zu dringen, sprach er ruhig: „Ich werde nicht thun, was ihr mir rathet.“ Als sie sahen, daß sie ihn nicht überreden konnten, ergrimmten sie. Mit argen Schimpfreden warfen sie ihn aus dem Wagen, in solcher Heftigkeit, daß sein eines Schienbein verletzt wurde. Ohne sich umzusehen, ging er freudig und gelassen, als ob ihm nichts geschehen wäre,

1) Wie die Christen gegen eine solche Zumuthung gesinnt waren, sieht man aus den Worten Tertullians, apologet. c. 34.: „Der Name Herr, ist auch einer der Namen Gottes. Wohl will ich den Kaiser Herr nennen, aber wenn ich nicht gezwungen werde, ihn in dem Sinne, wie Gott — Herr zu nennen. Sonst bin ich frei von ihm. Ich habe nur Einen Herrn, den allmächtigen und ewigen Gott, welcher auch des Kaisers Herr ist.“ Welcher Gegensatz, zwischen dem freien Sinn dieser Christen und dem knechtischen Sinn eines römischen Senats, seit Augustus. Wohl ist es nur der Sohn Gottes, der frei macht.

weiter. Als er vor dem Pronconsul erschien, drang dieser in ihn: „Schwöre, fluche Christo, so spreche ich dich frei.“ Der Greis antwortete: „Sechs und achtzig Jahre bin ich in seinem Dienste, und er hat mir nur Gutes erwiesen — und wie könnte ich ihm fluchen, meinem Herrn und Heiland!“ Da der Proconsul doch fortfuhr in ihn zu dringen, sprach Polykarpus: „Nun, wenn ihr wissen wollt, wer ich bin, so sage ich es frei heraus: ich bin ein Christ. Wollt ihr wissen, was die Lehre des Christenthums ist, so bestimmt mir eine Stunde und hört mich an.“ Der Proconsul, der hier zeigte, wie wenig es bei ihm Religionssache war, wie gern er den Greis gerettet hätte, wenn er nur das Volk hätte beschwichtigen können, — er sprach: „Ueberrede nur das Volk!“ Polykarp antwortete: „Euch war ich Rechenschaft abzulegen schuldig, denn unsere Religion lehrt uns, den von Gott eingesetzten Obrigkeiten die gebührende Ehre zu erweisen, so weit es unserm Heil nicht zum Nachtheil gereicht. Jene halte ich aber nicht für werth, mich vor ihnen zu vertheidigen.“ Mit Recht! denn es wäre ja gewesen: die Perlen vor die Säue werfen, wenn er es hätte versuchen wollen, zu dieser wild tobenden, fanatischen Menge von dem Evangelium zu reden. Nachdem der Statthalter noch vergebens mit den wilden Thieren und mit dem Scheiterhaufen gedroht hatte, ließ er auf dem Cirkus öffentlich durch den Herold ausrufen: „Polykarpus hat sich selbst für einen Christen erklärt.“ Darin lag das Todesurtheil ausgesprochen. Das heidnische Volk schrie nun wüthend: „Das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter, der so Viele lehrt, die Götter nicht anzubeten, und nicht zu opfern.“ Da der Pro-

consul es dem Volksgeschrei bewilligte, daß Polykarp auf dem Scheiterhaufen sterben sollte, so eilte der Pöbel der Juden und Heiden, aus den Werkstätten und Badeanstalten Holz zusammenzubringen. Als man ihn an den Pfahl des Scheiterhaufens mit Nägeln befestigen wollte, sprach er: „Laßt mich nur so, der, welcher es mir verliehen hat, das Feuer auszuhalten, wird es mir auch geben, fest zu stehen auf dem Scheiterhaufen.“ Ehe das Feuer angezündet wurde, betete er: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß von dir empfangen haben, Gott der Engel und der ganzen Schöpfung, des ganzen Menschengeschlechtes, der Gerechten, welche vor deinem Angesichte leben, ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast dieses Tages und dieser Stunde, Theil zu nehmen an der Zahl deiner Zeugen, an dem Kelche deines Christus.“

Die Gemeinde erkannte in dem Beispiele ihres Bischofs, was das Wesen eines ächt-evangelischen Märtyrerthums sey, „denn — so schrieb sie — er erwartete, daß er überliefert wurde (drängte sich nicht unberufen zum Märtyrertode), wie auch unser Herr, auf daß auch wir ihm darin nachfolgen sollten; so, daß wir nicht bloß auf das, was zu unserm eignen Heil dient, sondern auch auf das, was dem Nächsten förderlich ist, sehen sollen, denn das ist das Wesen der wahren und ächten Liebe, daß wir nicht bloß unser eigenes Heil, sondern das Heil aller Brüder suchen.“

Auch für das irdische Wohl der Gemeinde würkte der Tod des frommen Hirten. Nachdem die fanatische Wuth dieses Opfer erlangt hatte, wurde sie etwas abgekühlt — und der Proconsul, der kein persönlicher Feind der Christen

war, stellte die Nachsuchungen ein, und wollte es nicht wissen, daß noch Christen vorhanden wären.

Die zweite Verfolgung, unter der Regierung dieses Kaisers, von der wir Nachricht haben, traf die Gemeinden zu Lyon (Lugdunum) und Vienne im J. 177 Die fanatische Wuth des Pöbels war in diesen Städten dieselbe, wie zu Smyrna, wenn nicht noch größer; es kam aber noch hinzu, daß hier auch die obrigkeitlichen Behörden von dieser Wuth angesteckt gewesen zu seyn scheinen. Stufenweise waren die Ausbrüche der Volkswuth immer stärker geworden. Die Christen waren, wo sie öffentlich erschienen, beschimpft, gemißhandelt, in ihren Häusern geplündert worden. Endlich wurden die Bekanntesten ergriffen und vor die Stadtbehörden geführt. Da sie erklärten, daß sie Christen seyen, wurden sie in's Gefängniß geworfen, denn wegen der Abwesenheit des Statthalters, des Legaten, konnten sie nicht sogleich gerichtet werden. Dieser fing, als er ankam, die Untersuchung sogleich mit Martern an; nicht allein nur die Christen zur Verleugnung zu zwingen, sondern auch, um das Geständniß der Wahrheit, in Rücksicht der gegen sie verbreiteten, abgeschmackten Beschuldigungen der unnatürlichen Laster, zu erpressen. Zu Smyrna scheint doch der Proconsul zu vernünftig gewesen zu seyn, um auf solche Dinge zu hören. Ein junger Mann von gutem Stande, Vettius Pagatus, der noch nicht als Christ ergriffen worden, fühlte sich gedrungen, da er solche Beschuldigungen gegen seine Brüder vorbringen hörte, vor dem Tribunal des Legaten, als Zeuge für ihre Unschuld aufzutreten. Er bat um Gehör, indem er zeigen wolle, daß in den Versammlungen der Christen nichts Schlechtes began-

gen werde. Aber der Legat wollte ihn nicht anhören, sondern fragte nur, ob auch er ein Christ sey, und da er dies laut bekannte, wurde auch er, als der Advokat der Christen (παρακλητος χριστιανων), in's Gefängniß geworfen. Einige heidnische Sklaven erklärten, aus Furcht vor der Folter, ihre christliche Herren des Verbrechens, dessen sie das blinde Gericht anklagte, schuldig. So wenig eine solche Aussage bedeuten konnte, so nahm sie doch der Fanatismus als Zeugniß der Wahrheit an. Man glaubte jetzt, Rechtfertigung für alle Grausamkeit zu haben. Keine Verwandtschaft, kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont. Es zeigte sich in der Standhaftigkeit und Ruhe mancher Christen, unter den ausgesuchtesten Martern, nach den Worten der Gemeinde in ihrem Berichte: wie sie von der Quelle des Lebenswassers, welches aus dem Herzen Christi ausströmt, bethaut und erkräftigt wurden, daß nichts furchtbar ist, wo die Liebe des Vaters, nichts schmerzhaft, wo die Herrlichkeit Christi ist ꝛc. Der alte neunzigjährige Bischof der Gemeinde zu Lyon, Pothinus, schwach durch das Alter und eine eben überstandene Krankheit, aber mit jugendlicher Kraft erfüllt durch den Eifer für das Glaubenszeugniß, wurde auch vor Gericht geschleppt. Der Legat fragte ihn: „Wer ist der Gott der Christen?" Er antwortete, wie es ein solcher Fragender verdiente: „Ihr werdet ihn erkennen, wenn ihr euch dessen würdig zeugt." Alle, welche das Tribunal umringten, wetteiferten nun, an dem ehrwürdigen Greise ihre Wuth auszulassen. Kaum noch athmend, wurde er in den Kerker geworfen, wo er nach zweien Tagen starb. Selbst denen, welche unterlagen und verleugneten, half es noch nichts; sie wurden nun zwar nicht als Christen, aber

als der den Christen zur Last gelegten Verbrechen schuldig, wozu man vielleicht benutzte, daß sich Manche unter den Qualen der Folter für schuldig erklärt hatten, in den Kerker geworfen. Viele starben in dem finstern Kerker, wo man noch Manches zu ihrer Qual ersann, wo man auch Hunger und Durst, zur Marter der eingeschlossenen Bekenner, anzuwenden pflegte; hingegen, wie sich die Gemeinde ausdrückt: „Manche, welche so schwere Martern erduldet, daß es schien, sie würden auch durch alle Pflege nicht wieder hergestellt werden können, blieben am Leben in dem Kerker, zwar verlassen von menschlicher Fürsorge, aber an Seele und Leib gestärkt und erkräftigt durch den Herrn, so daß sie die Uebrigen anfeuern und trösten konnten." Es geschah „durch die Gnade des Gottes, der nicht den Tod des Sünders will, sondern an dessen Buße seine Freude hat," daß das Zureden jener Glaubenshelden auf Viele derjenigen würkte, welche zur Verleugnung sich hatten bewegen lassen, und „die Mutter-Kirche die große Freude hatte, diejenigen, welche sie als Todte ausgestoßen, als Lebende aus dem Kerker wieder zu gewinnen."

Da die Zahl der Gefangenen groß war, und unter denselben sich auch römische Bürger befanden, welche nicht in der Provinz gerichtet werden konnten, so hielt es der Legat für das Beste, in Rücksicht Aller, nach Rom zu berichten, und mit der Entscheidung ihres Schicksals bis auf die kaiserliche Antwort zu warten. Dies kaiserliche Rescript lautete: daß die Verleugnenden frei gelassen, die Uebrigen enthauptet werden sollten. Man sieht wohl, daß M. Aurel hier wie Trajan dachte, und fern davon war, den Beschuldigungen gegen die Christen Glauben bei-

zumessen. Der Legat ließ nun zuerst Alle, welche bei der ersten Untersuchung zur Verleugnung waren bewogen worden und im Kerker der Entscheidung ihres Schicksals entgegen sahen, vor seinem Tribunal erscheinen. Man erwartete nichts andres, als, daß sie ihre Verleugnung wiederholen, und dadurch die Freiheit erlangen würden; aber Unwillen und Erstaunen verbreitete sich unter der Menge, als Viele unter diesen jetzt ein standhaftes Bekenntniß ablegten, und dadurch sich selbst das Todesurtheil sprachen, so daß, wie die Gemeinde sich ausdrückt, nur Diejenigen ausgeschlossen blieben, welche keine Spur des Glaubens, nie eine Ahnung von dem Hochzeitsgewande des Herrn (der Gesinnung des durch die Liebe thätigen Glaubens, worin sich die Gemeinschaft mit dem Herrn offenbaren muß), keine Ahnung von Gottesfurcht gehabt, und auch schon durch ihren Wandel die Religion verlästert hatten. Diejenigen unter den Gefangenen, welche das römische Bürgerrecht hatten, ließ der Legat mit dem Schwerdt hinrichten, obgleich er auch Einen von diesen, den Attalus, gesetzwidrig, der Volkswuth zu Gefallen, mancherlei Martern, und zuletzt den wilden Thieren preis gab, und ihm dann erst, nachdem er Alles ausgestanden, den Gnadenstoß mit dem Schwerdt versetzen ließ. Die Uebrigen wurden den wilden Thieren vorgeworfen; ein funfzehnjähriger Jüngling, Pontikus, und eine Jungfrau, Blandina, welche man zuerst die Qualen der Uebrigen mit ansehen ließ, um sie zu schrecken, gegen die man sodann alle Martern anwandte, um sie schwankend zu machen, erregten durch das, was die Kraft Gottes in so schwachen zarten Gefäßen vermochte, allgemeines Erstaunen. Es ist freilich nicht immer der Geist

Gottes, welcher solche Würkungen hervorbringt. Die durch den Rausch der Schwärmerei, welcher so manche der zarten, menschlichen Gefühle zu unterdrücken vermag, gesteigerte Willenskraft kann, wie die Geschichte lehrt, außerordentliche Würkungen hervorbringen. Aber mit der Schwärmerei ist Trotz und Hochmuth verbunden, Demuth und Liebe ist das Merkmal dessen, was vom Geiste Gottes kommt. Dies Merkmal machte die Märtyrer zu Lyon als Jünger Christi kenntlich. Sie wiesen die Verehrung, welche die Christen solchen Glaubenshelden zu erweisen wetteiferten, von sich zurück. Wenn sie auch, nachdem sie zu wiederholten Malen ausgesuchte Martern erduldet, in den Kerker zurückgebracht wurden, waren sie doch des Sieges, auf sich selbst hinsehend, noch nicht gewiß. Da sie keine Schwärmer waren, fühlten sie wohl den Widerstand des Fleisches wider den Geist. Sie straften nachdrücklich Diejenigen, welche sie mit dem Namen „Märtyrer" beehrten. „Dieser Name — sagten sie — gebührt im eigentlichen Sinn nur dem treuen und wahrhaften Zeugen [1]), dem Erstgebornen von den Todten, dem Fürsten des Lebens, — oder doch wenigstens nur denjenigen Märtyrern, deren Zeugniß Christus schon durch ihren Ausgang im Bekenntnisse besiegelt hat. Wir sind nur arme, niedrige Bekenner." Mit Thränen baten sie die Brüder, inbrünstig für sie zu beten, daß sie zu der glorreichen Vollendung gelangen möchten. Mit inniger Liebe nahmen sie sich der Gefallenen an, die ihnen in dem Kerker zugesellt wurden, und sie beteten mit vielen Thränen, daß der Herr diese Erstorbenen wieder zum

1) μαρτυς, Offenb. 1, 5.

Leben rufen möge. Auch ihrer Verfolger gedachten sie nicht mit Rachsucht, sondern sie beteten, daß Gott denen vergeben möge, welche die grausamsten Martern ihnen zugefügt hatten. Nicht Streit und Krieg ließen sie den Brüdern zurück, sondern Freude und Friede, Eintracht und Liebe.

Mit der Verstümmelung und der Verbrennung der Leichname hatte endlich die Volkswuth ihr Ziel erreicht. Was in dem Feuer übrig blieb und die Asche, wurde in die vorbeifließende Rhone geworfen, damit ja kein Ueberbleibsel der Götterfeinde die Erde verunreinigen sollte. Durch kein Geld und keine Bitten konnten die Christen erlangen, daß die ihnen so theueren Reste dieser Glaubenszeugen ihnen zur Bestattung übergeben wurden. Die blinden Heiden meinten dadurch auch die Hoffnung der Christen zu Schanden zu machen. „Wir wollen nun sehen — sagten sie —, ob sie auferstehen werden, und ob Gott ihnen helfen, und sie aus unsern Händen retten kann.“ Auch hier wurde man doch zuletzt des Blutvergießens müde, da der Christen so viele waren, und es blieb ein Stamm der Gemeinde mitten unter dieser grausamen Verfolgung.

In Gegenden, wo nur wenige Christen wohnten, konnten sie eben daher leichter verborgen bleiben, und die Volkswuth wurde nicht so leicht auf sie gezogen. Die Statthalter hielten es in solchen Gegenden nicht für nöthig, eine Untersuchung gegen sie zu veranstalten, wenn nicht gerade Einzelne, bei besondern Vorfällen, als Feinde der Staatsreligion erkannt wurden. Das geschah um diese Zeit in einer Stadt ohnweit Lyon, der Stadt Autün [1]). Man

---

1) Augustodunum, Aedua.

dachte dort an keine Verfolgung gegen die in geringer Zahl vorhandenen, wenig bekannten Christen, als zuerst ein Christ die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Es wurde zu Ehren der Cybele, — deren Cultus wahrscheinlich früher auf demselben Wege, wie nachher das Christenthum, aus Kleinasien hierhergekommen, hier in großem Ansehen stand — ein Fest von der lärmenden Menge mit vieler Feierlichkeit begangen. Eine Bildsäule der Cybele, in einem der gewöhnlichen heiligen Wagen, wurde, von einer zahlreichen Volksmenge begleitet, in Prozession herumgetragen. Alle fielen auf die Kniee, aber ein dastehender junger Mann, Symphorianus, aus einer angesehenen Familie, ein Christ, glaubte dies nach seinem Gewissen nicht mitmachen zu können, und er mochte wohl, da er deshalb zur Rede gesetzt wurde, Veranlassung nehmen, von der Nichtigkeit des Götzendienstes zu reden. Als Störer des öffentlichen Cultus, als Aufrührer, wurde er sogleich ergriffen und vor den Statthalter, den Consularis Heraklius, geführt. Der Consular sprach zu ihm: „Ihr seyd ein Christ? Soviel ich sehe, seyd ihr unsrer Aufmerksamkeit entgangen, denn es sind bei uns nur wenige Anhänger dieser Sekte.“ Er antwortete: „Ich bin ein Christ, ich bete den wahren Gott an, der im Himmel herrscht, das Götzenbild kann ich aber nicht anbeten, ja ich will es auch, wenn ihr mir das erlaubt, auf meine eigene Verantwortung zerschmettern.“ Der Statthalter erklärte ihn darauf eines doppelten Verbrechens, eines Verbrechens gegen die Religion und gegen die Staatsgesetze, für schuldig, und da Symphorian sich weder durch Drohungen, noch durch Versprechungen zum Abfall bewegen ließ, verurtheilte er ihn

zur Enthauptung. Seine Mutter rief ihm zu, als er zum Tode geführt wurde: „Mein Sohn, mein Sohn, habe den lebendigen Gott im Herzen. Sey standhaft, wir können den Tod nicht fürchten, der so sicher zum Leben führt. Droben sey dein Herz, mein Sohn, sieh auf den, der im Himmel herrscht. Heute wird dir das Leben nicht genommen, sondern zu einem bessern verklärt. Durch einen seligen Tausch, mein Sohn, gehst du heute zum Leben des Himmels über!“ [1])

Nach einer, seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts unter den Christen verbreiteten Sage, wurde der Kaiser M. Aurel durch eine wunderbare Begebenheit zu einem andern Verfahren gegen die Christen bewogen. In dem Kriege gegen die Markomannen und Quaden, im J. 174, gerieth er mit seinem Heere in große Noth, da die brennende Sonne seinen Soldaten in's Gesicht schien, und der heftigste Durst sie quälte, während daß in dieser ungünstigen Lage ein Ueberfall der feindlichen Macht sie bedrohte. In dieser Noth fiel die zwölfte Legion, die aus lauter Christen bestand, auf die Kniee. Auf ihr Gebet kam ein Regen, der den Durst der römischen Soldaten löschte, und ein Gewitter, das die Barbaren schreckte. Das römische Heer erhielt den Sieg, und der Kaiser gab zum An-

1) Die Erzählung vom Märtyrertode des Symphorian ist im Wesentlichen so einfach, hat so gar nichts von den spätern, gewöhnlichen Uebertreibungen, ist so gemäß den Verhältnissen jener Zeit, daß man durchaus nicht zweifeln kann, hier eine ächtere Grundlage zu haben, wenn gleich diese an einzelnen Stellen rhetorisch überarbeitet ist. Alles aber spricht dafür, die Begebenheit selbst in eine, jener Verfolgung zu Lyon und Vienne sehr nahe Zeit zu setzen.

denken an diese Begebenheit jener Legion den Beinamen der fulminea. Er hörte auf, die Christen zu verfolgen, und obgleich er nicht geradezu das Christenthum in die Klasse der religiones licitae aufnahm, so erließ er doch harte Strafgesetze gegen diejenigen, welche die Christen bloß wegen ihrer Religion anklagen würden [1]). In dieser Erzählung ist Wahres und Falsches mit einander vermischt. Der Kaiser kann erstlich nicht durch eine Begebenheit dieser Zeit veranlaßt worden seyn, die Verfolgung gegen die Christen aufzuheben, denn die blutige Verfolgung zu Lyon ereignete sich ja noch drei Jahre später. Sodann führte die legio fulminea, oder die zwölfte unter den römischen Legionen, schon seit dem Kaiser Augustus diesen Namen [2]). Die zum Grunde liegende Thatsache, daß das römische Heer damals, durch eine solche merkwürdige Fügung, aus der drohenden Gefahr gerettet wurde, ist unleugbar. Auch die Heiden erkannten darin ein Werk des Himmels. Nur schrieben sie es nicht dem Gott der Christen, und nicht dem Gebete derselben zu, sondern ihren Göttern, ihrem Jupiter, und dem Gebet des Kaisers oder des heidnischen Heeres, den blinden Aberglauben nicht zu erwähnen, der das Gewitter

durch

---

1) Tertullian apologet. c. 5. ad Scapulam c. 4. Euseb. L. V. c. 5.

2) Dio Cassius, in dem Verzeichnisse der seit der Zeit dieses Kaisers bestehenden Legionen L. 55. c. 23. το δωδεκατον (στρατοπεδον) το εν Καππαδοκιᾳ, το κεραυνοφορον. Noch im fünften Jahrhundert in der notitia dignitatum imperii Romani Sect. 27. unter dem Dux Armeniae die praefectura legionis duodecimae fulmineae Melitenae die Provinz Melitena an der Grenze von Armenien nach Cappadocien hin.

durch einen ägyptischen Goëten herabzaubern ließ [1]). Man sagt, der Kaiser habe betend seine Hände zum Zeus emporgehoben, indem er gesagt: „diese Hand, die noch keines Menschen Blut vergossen, — das Blut der Götterfeinde wurde wohl nicht gerechnet — hebe ich zu Dir empor.“ Es gab Bilder, worin er betend, und das Heer mit den Helmen Regen auffangend dargestellt war [2]). Der Kaiser selbst spricht diese Ueberzeugung aus auf einer Münze, wo Jupiter seinen Blitz auf die zu Boden gestreckten Barbaren herabschleudernd dargestellt wird [3]), und vielleicht am Schlusse des ersten Buches seiner Monologen, wo er zuletzt unter dem, was er nicht sich selbst, sondern den Göttern und dem Glücke verdanke, das, was unter den Quaden geschehen sey, nennt [4]). Es ist also gewiß, daß diese merkwürdige Begebenheit auf die Gesinnung des Kaisers gegen die Christen keinen Einfluß gehabt haben kann. Aber darum dürfen wir diese keiner Dichtung beschuldigen. Die Sache erklärt sich sehr natürlich: es können in der legio fulminea manche, vielleicht viele Christen gewesen seyn, denn es ist gewiß, daß nur eine Parthei unter denselben den Soldatenstand verdammte, und wenn es auch schwer war, daß

1) Dio Cass. L. 71. p. 8.

2) Themist. orat. 15. τις ἡ βασιλικωτατη των ἀρετων;

3) Bei Eckhel numism. L. III, 64.

4) τα ἐν Κουαδοις προς τῳ γρανουᾳ. Man nimmt zwar an, daß M. Aurel dadurch den Ort bezeichne, wo er dies geschrieben, da aber ein solcher Zusatz sich doch nur noch bei dem dritten Buche findet, so könnten diese Worte vielleicht eher auf Begebenheiten an gewissen Orten hinweisen, deren Erinnerung mit dem vorher Gesagten in Verbindung stand.

Christen überhaupt, und zumal unter einem so gesinnten Kaiser, sich im römischen Heere der Theilnahme an den heidnischen Ceremonieen entzogen, so konnte es ihnen doch unter besondern Umständen gelingen. Die christlichen Soldaten nahmen nun, wie immer, auch in dieser Noth, ihre Zuflucht zum Gebet; die Rettung sahen sie als Erhörung ihres Gebets an, und sie erzählten davon bei der Heimkehr ihren Glaubensgenossen. Diese unterließen natürlich nicht, die Heiden zu erinnern, wie viel sie dem Gebete der von ihnen so verfolgten Christen verdankten. Claudius Apollinaris, Bischof von Hierapolis in Phrygien, mochte es, bald nach der Begebenheit selbst, aus dem Munde von christlichen Soldaten dieser Legion, die in's Winterquartier nach Cappadocien zurückkehrten, vernommen haben, und er benutzte es in einer an diesen Kaiser gerichteten Apologie, oder in seinen andern apologetischen Werken [1]). Wenn Tertullian sich auf einen Brief dieses Kaisers, wahrscheinlich an den römischen Senat, beruft, in welchem der Erstere die Rettung den christlichen Soldaten verdankt, so müßte dies freilich, wenn dies wörtlich darin stand, nach den obigen Bemerkungen ein untergeschobener oder interpolirter Brief gewesen seyn. Aber es frägt sich, ob dies so wörtlich darin stand, ob nicht der Kaiser bloß von

---

1) Freilich, wo Eusebius den Apollinaris sagen läßt, daß die Legion von dieser Begebenheit den Namen fulminea empfangen habe, entsteht der Verdacht, daß er zu flüchtig gelesen haben möge, da ein so grober Irrthum, bei einem Zeitgenossen selbst, welcher in der Nähe der Winterquartiere jener Legion lebte, doch schwer zu denken ist. Vielleicht sagte Apollinaris nur, jetzt könne der Kaiser mit Recht die Legion eine fulminea nennen, oder etwas Aehnliches.

Soldaten sprach, Tertullian aber, nach seiner Ueberzeugung, dies von christlichen Soldaten erklärte. Er drückt sich wenigstens etwas zweifelhaft aus [1]). Wie die Christen aus ihrem eigenen Glauben heraus — und nicht ohne Grund, denn sie wußten ja, wer der unbekannte Gott sey, den die Heiden unter dem Namen eines Zeus verehrten — die religiösen Aeußerungen der Heiden auslegen konnten, das wird uns durch eine andere Erwähnung dieser Begebenheit bei dem Tertullian anschaulich gemacht. Es sind diese Worte: „Mark Aurel erhielt auch auf dem deutschen Feldzuge, durch die Gebete der Christen zu Gott, Regen bei jenem Durst. Wann ist nicht durch unser Kniebeugen und Fasten [2]) Dürre des Landes abgewandt worden? In solchen Fällen gab auch das Volk, wenn es ausrief, dem Gott der Götter, dem allein Mächtigen unter dem Namen des Zeus, unserm Gott die Ehre."

Eine Ursache des Aufhörens der Verfolgungen braucht man um so weniger zu suchen, da es nicht allein in der Natur der Sache liegt, daß die Wuth am Ende austobt, sondern hier auch noch hinzu kommt, daß nur wenige Jahre nach der letzten blutigen Verfolgung in Frankreich, mit dem Regierungswechsel, sich Alles änderte. Die Schlechtheit des nichtswürdigen Commodus, der seinem Vater, im Jahre 180, in der Regierung nachfolgte, mußte zum Besten der Christen dienen, ihnen nach jener Leidenszeit, unter dem Mark Aurel, eine Zeit der Erholung und Ruhe zu verschaffen; so wenig auch gewiß Commodus einen Sinn für

1) Christianorum forte militum.

2) Bet- und Fasttage der Christen gewöhnlich verbunden.

das Christenthum haben konnte. Eine Frau Marcia, welche in einem verbotenen Umgang mit ihm stand, war, (wir wissen nicht woher), eine Freundin der Christen, und sie stimmte auch den Kaiser günstig gegen dieselben. Jenes, oben von Tertullian angeführte, ihnen günstige Gesetz, konnte nun von diesem den Christen wohlwollenden Kaiser erlassen, und fälschlich in die letzten Zeiten seines Vorgängers übertragen worden seyn. Unter diesem Kaiser ereigneten sich würklich Vorfälle, in welchen man die Würkungen eines solchen Gesetzes zu erkennen glaubte. Aber es frägt sich, ob der Schluß aus diesen Vorfällen auf ein solches Gesetz nicht zu voreilig war, ob er nicht aus einem Mißverstande hervorging. Wahrscheinlich sieht es doch immer nicht aus, daß man sollte Anklagen gegen die Christen nach wie vor angenommen, die angeklagten Christen, nach dem Gesetze Trajans, zum Tode verurtheilt, und doch auch ihre Ankläger mit dem Tode bestraft haben! Ein Beispiel setzt vielleicht die ganze Sache in's Licht. Da ein römischer Senator, Apollonius, vor dem Praefectus urbis als Christ angeklagt worden, wurde dessen Ankläger sogleich zum Tode verurtheilt und hingerichtet; aber auch Apollonius, der ein freimüthiges Glaubensbekenntniß vor dem Senat ablegte, nach einem Beschlusse desselben, enthauptet. Nun sagt Hieronymus, der hier schwerlich durch mißverstandene Worte des Eusebius sich verleiten ließ, sondern vielmehr einer richtigen Sachkenntniß folgte: daß dieser Ankläger Sklave des Apollonius war, und auch die schmachvolle Todesstrafe, zu der er verurtheilt wurde, daß ihm die Schenkel zerschmettert werden sollten (das suffringi crura), spricht dafür. So wäre denn der Ankläger

nicht als Ankläger eines Christen, sondern als ein gegen seinen Herrn so treuloser Knecht bestraft worden. Indem man aus solchen Fällen zu viel schloß, konnte die Sage von jenem den Christen vortheilhaften Gesetze entstehen. Da dieser Kaiser, also wahrscheinlich durch kein ausdrückliches Edikt in der Lage der Christen etwas verändert hatte, da die alten Gesetze nicht ausdrücklich zurückgenommen waren, sondern alles nur von der veränderten Stimmung des Kaisers herrührte, so mußte in den Verhältnissen der Christen viel Schwankendes seyn. Sie waren den Verfolgungen durch einzelne, feindselig gesinnte Statthalter immer noch ausgesetzt. So fing der Proconsul von Kleinasien, Arrius Antoninus, an, die Christen zu verfolgen; aber nun erschien eine große Menge von Christen aus der Stadt, wo die Verfolgung begann, vor dem Tribunal, um den Proconsul durch ihre große Anzahl abzuschrecken, was unter einer Regierung, unter welcher die Verfolgung nicht vom Kaiserthrone, sondern nur von Einzelnen ausging, allerdings Erfolg haben konnte. Würklich erschrak der Proconsul, er begnügte sich, nur Wenige aus der Menge zum Tode zu verurtheilen, und sprach zu den Uebrigen: „Ihr Elenden, wenn ihr sterben wollt, habt ihr ja Felsen, von denen ihr euch herabstürzen könntet, oder Stricke" [1]). Irenäus, welcher unter der Regierung

1) Es sind uns im zweiten Jahrhunderte drei Proconsules von Kleinasien unter diesem Namen bekannt, der nachherige Kaiser, Antoninus Pius, dessen Großvater und ein dritter unter dem Kaiser Commodus. Ael. Lamprid. vita Commodi c. 6. et 7. Am natürlichsten denken wir an den, welcher der Zeitgenosse Tertullians war, sonst würde er doch durch irgend ein Merkmal angezeigt haben, daß er von

dieses Kaisers schrieb, sagt, daß sich Christen am kaiserlichen Hofe befanden, daß dieselben der Wohlthaten theilhaft, welche Allen durch das römische Reich zu Theil wurden, in Frieden gehen und schiffen konnten, wohin sie wollten [1]), und doch sagt derselbe Irenäus, daß die Kirche zu allen Zeiten, von welchen er die damalige nicht ausnimmt, viele Märtyrer zum Vater sende [2]). Dieser Gegensatz erklärt sich aus dem Gesagten.

Die politischen Unruhen, welche auf die Ermordung des Commodus, i. J. 192, folgten, die Bürgerkriege zwischen Pescennius Niger im Orient, Clodius Albinus in Gallien, Septimius Severus, der zuletzt die Alleinherrschaft gewann in Rom, konnten, wie alle öffentliche Unglücksfälle, den Christen nicht günstig seyn. Unter diesen politischen Unruhen konnte auch der Volksfanatismus, oder der Haß einzelner Statthalter, manche Veranlassung finden, gegen die Christen zu wüthen. Clemens von Alexandria, der bald nach dem Tode des Commodus schrieb, sagt: „Wir sehen viele Märtyrer täglich vor unsern Augen verbrennen, kreuzigen, enthaupten" [3]). Als Septimius Severus den Sieg erlangt hatte, und sich im sichern Besitz der Herrschaft befand, zeigte er sich zwar den Christen günstig, und es könnte wohl richtig seyn, was Tertullian

---

einem älteren rede. Dieser Proconsul stand, wie wir von dem Lampridius erfahren, in besonderer Gunst bei dem Volke. Vielleicht bewog ihn auch aber die Bewerbung um Volksgunst zur Verfolgung gegen die Christen.

1) L. IV. c. Haeres. c. 30.

2) L. IV. c. 33. p. 9.

3) L. II. stromat. p. 414.

erzählt, daß er durch einen besondern Umstand so gegen die Christen gestimmt worden, weil ihn ein christlicher Sklave, Proculus, von einer Krankheit geheilt, den er daher zu sich in seinen Palast nahm und stets bei sich behielt. Er wußte, daß Männer und Frauen aus den ersten Ständen in Rom, Senatoren und Senatorinnen, Christen waren, und er beschützte sie gegen die Volkswuth. Da aber die alten Gesetze immer nicht aufgehoben waren, konnten doch in einzelnen Gegenden, wie in dem proconsularischen Afrika, was wir aus mehreren in dieser Zeit geschriebenen Werken Tertullians ersehen, heftige Verfolgungen statt finden. Die Festlichkeiten zur Ehre des Kaisers, bei welchen die Christen durch ihre Absonderung auffielen (s. oben), gaben dazu Veranlassung. Dazu kam nun ein Gesetz dieses Kaisers, vom J. 202, wodurch man den Uebertritt zum Christenthum, wie zum Judenthum, bei schweren Strafen verbot, welches Gesetz aber auch voraussetzte, daß die älteren Gesetze gegen das Christenthum im Ganzen wenig beobachtet wurden. Wenn dasselbe nur der weitern Ausbreitung des Christenthums, wie es wohl wahrscheinlich ist, entgegengesetzt war, wenn es nicht alle Christen, als solche, ausdrücklich verurtheilte, so enthielt es ja im Grunde sogar eine Milderung der älteren Gesetze. Doch mußte auf jeden Fall diese bestimmte Erklärung eines Kaisers, der bisher sich den Christen persönlich günstig gezeigt, die Verfolgungen gegen die Christen noch mehr anregen. In manchen Gegenden war die Verfolgung so heftig, daß man ein Vorzeichen der bevorstehenden Erscheinung des Antichrist's darin sah [1]). In Aegypten und im proconsularischen Afrika

1) Euseb. II. 7.

scheint dies besonders der Fall gewesen zu seyn; doch waren auch diese Verfolgungen gewiß keine allgemeinen. Es geschah jetzt in einzelnen Gegenden, daß manche Christen und christliche Gemeinden von den obrigkeitlichen Behörden die Erlaubniß zur sichern Ausübung ihrer Religion und zur Haltung der Gemeindeversammlungen sich erkauften. Nicht alle Christen waren mit dieser Maßregel zufrieden, theils schien es der Ehre des christlichen Namens nachtheilig, theils konnte man dadurch nur die Lüsternheit habsüchtiger Behörden reizen, und diese dadurch zu neuen Verfolgungen, um Geld zu erpressen, veranlassen [1]). Diese Lage der Christen dauerte noch fort unter der Regierung des wahnsinnigen Caracalla, obgleich dieser grausame Kaiser keine besondere Verfolgungen gegen die Christen veranlaßte. Es hing alles von der verschiedenen Gesinnung der Statthalter ab; Manche suchten selbst Auskunftsmittel, um das Leben der vor ihr Tribunal geführten Christen, ohne offenbare Verletzung der Gesetze, zu retten; Andere wütheten aus persönlichem Hasse oder dem Volke schmeichelnd; Andere begnügten sich nach dem Buchstaben des von Trajan erlassenen Gesetzes zu verfahren. Tertullian schreibt an einen Verfolger der Christen, den Proconsul Scapula, er könne seine gesetzliche Amtspflicht erfüllen, ohne doch grausam zu werden, wenn er nach den ursprünglichen Gesetzen nur das Schwerdt gegen die Christen gebrauche, wie es noch jetzt der Präses von Mauretanien und der Präses von Leon in Spanien machten.

Wir wollen nun einige einzelne, charakteristische Züge

---

1) Tertullian. de fuga in persecut.

aus den Verfolgungsgeschichten dieser Zeit hervorheben. Einige Christen aus der Stadt Scillita in Numidien, wurden im J. 200 vor den Richterstuhl des Proconsuls Saturninus geführt. Er sprach zu ihnen: „Ihr könnet von unsern Kaisern (Severus und Caracalla) Gnade erhalten, wenn ihr euch guten Sinnes zu unsern Göttern bekehrt.“ Einer derselben, Speratus, antwortete: „Wir haben Keinem etwas Böses gethan, gegen Keinen etwas Böses gesprochen, für alles Böse, das ihr uns zugefügt, haben wir euch nur gedankt. Wir preisen für alles den wahren Herrn und König.“ Der Proconsul antwortete: „Auch wir sind fromm, und wir schwören bei dem Genius des Kaisers, unsers Herrn, und wir beten für sein Wohl, was auch ihr thun müßt.“ Speratus sprach darauf: „Ich weiß von keinem Genius des Beherrschers dieser Erde, aber ich diene meinem Gott im Himmel, den kein Mensch je gesehen hat, noch sehen kann. Ich habe nie Jemandem etwas entwendet. Ich entrichte meine Abgaben von Allem, was ich kaufe, denn ich erkenne den Kaiser als meinen Herrn; aber anbeten kann ich nur meinen Herrn, den König der Könige, den Herrn aller Völker.“ Der Proconsul ließ die Christen darauf bis zum andern Tage in's Gefängniß zurückführen. Als sie am andern Tage wieder erschienen, redete er ihnen nochmals zu, und sodann bewilligte er ihnen eine dreitägige Bedenkzeit. Aber Speratus antwortete im Namen der Uebrigen: „Ich bin ein Christ und wir alle sind Christen, von dem Glauben unsers Herrn Jesu Christi weichen wir nicht. Thut was euch gefällt!“ Sie wurden, weil sie sich als Christen bekannt, und dem Kaiser die ihm gebührende Ehre nicht erweisen wollten, zur Enthauptung

verurtheilt. Als sie das Urtheil empfingen, dankten sie Gott, und als sie auf dem Richtplatz ankamen, fielen sie wieder auf die Kniee und dankten Gott.

Einige Jahre später wurden zu Carthago die Jünglinge Stevocatus, Saturninus, Securdulus und die jungen Frauen, Perpetua und Felicitas, alle noch Catechumenen, ergriffen. Ihre Gefangenschaft und ihre Leiden geben uns manche schöne Züge einer christlichen Glaubenskraft, die mit christlichem Zartgefühl verbunden war. Die Perpetua, eine zwei und zwanzigjährige Frau, Mutter eines Kindes, das sie an ihrer Brust trug, hatte außer dem Kampfe mit dem Fleische, welches gegen den Tod sich sträubte, bei der Zartheit ihres Geschlechts den schwersten Kampf mit den rein menschlichen Gefühlen zu bestehen, welche das Christenthum in ihren Rechten anerkennt, und welche es, wo es ächt ist, nur lebendiger und zarter empfinden läßt, welche aber doch dem Einen, dem Alles weichen soll, geopfert werden müssen. Die Mutter der Perpetua war eine Christin, aber ihr alter Vater noch Heide. Daneben, daß ihm das Leben seiner Tochter sehr theuer war, fürchtete er auch die Schmach, daß sie als Christin hingerichtet werden sollte. Als sie zuerst in das Polizeihaus gebracht wurden, kam der alte Vater zu ihr, und setzte ihr zu, daß sie verleugnen möge. Sie wies auf ein zur Erde liegendes Gefäß, und sagte: „Kann ich wohl dies Gefäß etwas anders nennen, als was es ist?“ Nein. — Sie: „Nun so kann ich euch nicht anders sagen, als daß ich eine Christin bin.“ In der Zwischenzeit wurden sie getauft, denn gewöhnlich konnten sich die Geistlichen den freien Zutritt bei den gefangenen Christen, zur Verrichtung ihrer

Amtshandlungen bei denselben, wenigstens leicht von den Aufsehern der Gefängnisse erkaufen; hier aber bedurfte es dessen vielleicht nicht einmal, da sie noch nicht in so engem Gewahrsam gehalten wurden. Die Perpetua sagte: „Der Geist sprach zu mir, daß ich bei der Taufe um nichts anders bitten sollte, als um Geduld." Wenige Tage darauf wurden sie in den Kerker geworfen: „Ich erschrak — sagte sie — weil ich nie in solcher Finsterniß gewesen war, o welch ein schwerer Tag! Die starke Hitze durch die Menge der Eingeschlossenen, die harte Behandlung durch die Soldaten, und zuletzt quälte mich die Sorge um mein Kind." Die Diakonen, welche ihnen im Kerker die Communion reichten, verschafften den christlichen Gefangenen für Geld einen bessern Aufenthaltsort, wo sie von andern Verbrechern gesondert waren. Die Perpetua nahm nun ihr Kind zu sich in den Kerker an ihre Brust, sie empfahl es ihrer Mutter, sie tröstete die Ihrigen, und sie fühlte sich erquickt, da sie ihr Kind bei sich hatte. „Der Kerker — sagte sie — wurde mir zum Palast."

Es verbreitete sich das Gerücht, daß sie verhört werden sollten, zu dem alten Vater, und er eilte zu ihr und sprach zu ihr: „Meine Tochter, habe doch Mitleid mit meinen grauen Haaren, habe Mitleid mit deinem Vater, wenn ich noch werth bin, dein Vater zu heißen. Wenn ich dich bis zu dieser Blüthe deines Alters erzogen, wenn ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen habe, so gieb mich nicht solcher Schande unter den Menschen preis. Sieh deine Mutter, sieh deine Tante, sieh deinen Sohn an, der, wenn du stirbst, nicht leben bleiben kann. Laß den hohen Sinn fahren, damit du nicht uns Alle in's Verderben stürzest.

Denn Keiner von uns wird frei zu reden wagen, wenn du so stirbst.“ Indem er dies sprach, küßte er ihr die Hände, warf sich ihr zu Füßen, nannte sie mit Thränen nicht seine Tochter, sondern seine Gebieterin. „Es schmerzten mich — sagte die Tochter — die grauen Haare meines Vaters, daß er allein in meiner Familie sich über meine Leiden nicht freuen sollte.“ Sie sagte zu ihm: „Wenn ich vor dem Tribunal stehe, wird geschehen was Gott will; denn wisse, daß wir nicht in unserer Gewalt, sondern in Gottes Gewalt stehen.“ Als dieser entscheidende Zeitpunkt kam, stellte sich auch der alte Vater ein, um noch zuletzt alles bei der Tochter zu versuchen. Der Statthalter sprach zur Perpetua: „Habe Mitleid mit den grauen Haaren deines Vaters, habe Mitleid mit dem zarten Kinde. Opfre für das Wohlseyn der Kaiser.“ — Sie: „Das thue ich nicht.“ — „Bist du eine Christin?“ — Sie: „Ja ich bin eine Christin.“ Nun war ihr Schicksal entschieden. „Es schmerzt mich — sagte die Perpetua — sein unglückseliges Alter, als wenn ich selbst das erlitten hätte.“ Sie wurden sämmtlich verurtheilt, bei den bevorstehenden Festlichkeiten zur Jahresfeier der Ernennung des jungen Geta zum Cäsar [1]), dem Volke und den Soldaten zur grausamen Lust bei einem Thiergefecht zu dienen. Freudig kehrten sie in den Kerker zurück. Aber die Perpetua unterdrückte auch das zarte Muttergefühl nicht. Das Erste war, daß sie ihren alten Vater um das Kind bitten ließ, dem sie die Brust reichen wollte, aber der Vater wollte es ihr nicht schicken. Da die Felicitas bei ihrer Niederkunft im Kerker heftige Schmerzen empfand,

1) Natales Caesaris.

sagte der Gefangenwärter zu ihr: „Du, die du jetzt solche Schmerzen leidest, was wirst du thun, wenn du den wilden Thieren vorgeworfen wirst, welche du verachtetest, als du nicht opfern wolltest?" Sie antwortete: „Jetzt leide ich, was ich leide, dann aber wird es ein Anderer seyn, der für mich leidet, weil auch ich für ihn leiden werde." Wie man, nach einer aus jenen Zeiten der Menschenopfer in dem blutigen punischen Baalscultus erhaltenen Sitte, damals noch die zu den Thiergefechten verurtheilten Verbrecher in priesterliche Tracht zu kleiden pflegte, so wollte man hier die Männer als Priester des Saturnus, die Weiber als Priesterinnen der Ceres ankleiden. Schön erklärte sich hier ihr freier, christlicher Sinn dagegen: „Freiwillig — sagten sie — sind wir hierhergekommen, um uns unsere Freiheit nicht nehmen zu lassen. Wir haben unser Leben hingegeben, um dergleichen nicht thun zu müssen." Die Heiden selbst erkannten das Billige dieser Forderung und gaben nach.

Ehe sie, von den wilden Thieren zerfleischt, den letzten Gnadenstoß empfangen sollten, ertheilten sie einander gegenseitig zum letzten Male den christlichen Bruderkuß zum Abschied aus diesem Leben.

Mit der Regierung des Heliogabalus, im J. 219, begann eine ruhigere Zeit für die christliche Kirche, wenn gleich die Duldsamkeit gegen die Christen bei diesem Kaiser nicht aus einem guten Grunde herrührte. Er war kein Anhänger der alten Staatsreligion, sondern selbst einem ausländischen Cultus ergeben, einem syrischen Sonnendienst, der mit den abscheulichsten Ausschweifungen verbunden war. Diesen Cultus wünschte er im römischen Reiche zum herr-

schenden zu machen, und alle andere Cultusarten damit zu verschmelzen. In dieser Absicht duldete er das Christenthum, wie andere ausländische Religionen. Hätte er zur Ausführung seines Planes kommen können, so würde er gewiß bei den Christen den heftigsten Widerstand gefunden haben [1]).

Aus einem ganz andern Grunde floß die günstige Gesinnung des von seinem lasterhaften Vorgänger so durchaus verschiedenen, edlen und frommen Alexander Severus (vom J. 222 — 235) gegen das Christenthum und gegen die Christen. Dieser treffliche Fürst hatte Empfänglichkeit für alles Gute und Ehrfurcht vor Allem, was mit Religion in Verbindung stand. Er war in der Religion dem damals herrschenden Eklekticismus zugethan, und er zog in denselben auch das Christenthum mit hinein. Er erkannte in Christo ein göttliches Wesen neben den Göttern, in der Hauskapelle, dem Lararium, wo er seine erste Morgenandacht hielt, stand unter den Büsten der Menschen, welche er für Wesen höherer Art hielt, unter den Büsten des Apollonius von Tyana, des Orpheus — auch die Büste Christi; er soll die Absicht gehabt haben, Christus unter die römischen Götter aufnehmen zu lassen. Er ließ den Ausspruch Christi, den er häufig anwandte, die Worte Luk. 6, 31.: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr,“ in die Wände seines Palastes, in öffentliche Denkmale eingraben. Als die Mutter dieses Kaisers, die bei ihm viel vermögende Julia Mammäa, sich zu Antiochia aufhielt, ließ sie den großen alexandrinischen Kirchenlehrer,

---

1) Ael. Lamprid. vit. c. 3. 6, 7.

Origenes, zu sich kommen, und gewiß benutzte dieser Mann, der es besser als andere verstand, einer fremden Denkart das Christenthum nahe zu bringen, diese Gelegenheit, um dies auch hier zu bewürken, und die Mammäa konnte nun auf das Gemüth ihres Sohnes wieder zurückwürken. Wenn nun aber dieser Kaiser so günstig für das Christenthum gestimmt war, wenn er bei einer neuen Art der Besetzung der Aemter in den Städtebehörden, auf das Beispiel der Einrichtung in den christlichen Gemeinden sich berufend, wenn er ein Grundstück, über das die christliche Kirche in Rom mit der Zunft der Garköche in Streit war, jener zusprechend, dadurch zu erkennen gab, daß er die christliche Gesellschaft als eine gesetzmäßig bestehende Corporation anerkannte; so ist es desto auffallender, wie schwer die römischen Kaiser dazu schritten, neue Gesetze, in Beziehung auf das Religionswesen, zu erlassen, denn er erließ doch, so viel wir wissen, kein Gesetz, wodurch er das Christenthum in die Klasse der religiones licitae aufgenommen hätte. Sogar sammelte der unter der Regierung des Severus so viel geltende Rechtsgelehrte, Domitius Ulpianus, wenigstens wahrscheinlich derselbe, in seinem Werke, de officio proconsulis, die Rescripte der älteren Kaiser gegen die Christen [1]).

Der rohe Thracier Maximinus, der sich, nach der Ermordung des trefflichen Alexander Severus, auf den Kaiserthron erhob, im J. 235, haßte die Christen, wegen des freundschaftlichen Verhältnisses seines Vorgängers zu denselben, und er verfolgte besonders nun diejenigen Bischöfe,

1) Lactant. institut. L. V. c. 11.

welche mit diesem enger verbunden gewesen, Euseb. VI. 28. Dazu kamen in manchen Gegenden, wie in Cappadocien und im Pontus, verheerende Erdbeben, durch welche die Volkswuth gegen die Christen wieder entflammt wurde, und diese hatte, unter einem solchen Kaiser, freien Spielraum; sie wurde auch von manchem feindseligen Statthalter unterstützt. Wiewohl es nur einzelne Gegenden waren, in welchen die Christen verfolgt wurden, und sie sich daher durch die Flucht in andere Gegenden retten konnten, machte doch die Verfolgung, wenn gleich nicht so heftig als in andern Zeiten, desto größern Eindruck auf die des Kampfes durch die lange Zeit des Friedens Entwöhnten [1]).

Eine desto günstigere Zeit für die Christen kam dagegen wieder mit der Regierung des Philippus Arabs, im J. 244. Dieser Kaiser soll selbst Christ gewesen seyn [2]). Es wird ausdrücklich erzählt, daß, als er in der Vigilie des Osterfestes, in der Nacht vom Ostersabbat auf den Sonntag des Auferstehungfestes, an der Gemeindeversammlung Theil nehmen wollte, der Bischof dieser Gemeinde [3]) ihm bei dem Eingange entgegentrat, und ihm erklärte, daß er wegen von ihm begangener Verbrechen [4]), bis er der Kir-

---

1) S. ep. Firmiliani Caesareens. 75. apud Cypr. und Orig. Commentar. in Matth. T. III. de la Rue. 857.

2) Eusebius gebraucht in seiner Kirchengeschichte den Ausdruck: κατεχει λογος, in der Chronik aber nennt er ihn bestimmt als den ersten christlichen Kaiser.

3) Nach späterer Ueberlieferung der Bischof Babylas von Antiochia.

4) Man dachte wohl an die Ermordung seines Vorgängers, Gordianus.

Kirchenbuße sich unterzogen, keinen Zutritt erhalten könne, und der Kaiser habe sich würklich zur Uebernahme derselben verstanden. Diese Erzählung stimmt aber nicht gut überein mit Allem, was wir sonst von diesem Kaiser wissen, da er in seinem ganzen öffentlichen Leben, z. B. in den von ihm herrührenden Münzen, keine Spur vom Christenthum sehen läßt, sondern sich überall als Anhänger der heidnischen Staatsreligion zeigt. Origenes, der mit der kaiserlichen Familie in Verbindung stand [1]), und der unter dessen Regierung sein Werk gegen den Celsus schrieb, giebt zwar zu erkennen, daß sich die Christen damals in einer sehr ruhigen Lage befanden; aber, wir finden bei ihm keine Spur davon, daß der Beherrscher des römischen Reichs ein Christ war, da er doch Veranlassung hatte, das zu erwähnen. Man müßte denn sagen, der Kaiser habe aus politischen Gründen seinen Uebertritt zum Christenthum verborgen gehalten, aber dazu paßt dann wieder nicht, daß er eine christliche Gemeindeversammlung, zumal in einer solchen Zeit, sollte besucht oder gar, daß er sich der Kirchenbuße sollte unterzogen haben. Wir finden wohl die erste Spur der Sage von dem Uebertritt dieses Kaisers zum Christenthum bei einem bewährten Manne, der unter dem zweiten Nachfolger dieses Kaisers, dem Valerianus, schrieb. Dionysius von Alexandria sagt von diesem letzten Kaiser: „Er habe sich so wohlwollend gegen die Christen gezeigt, wie selbst diejenigen nicht, welche offenbar Christen sollten gewesen seyn“ [2]). Unter diesen Kaisern kann

1) Er hatte Briefe an den Kaiser und dessen Gattin, die Severa, geschrieben, welche nicht auf uns gekommen sind.

2) Euseb. VII. c. 10.

man sich keine andern denken, als diesen Philippus und den Alexander Severus. Wahrscheinlich setzte also der wohl unterrichtete Dionysius beide in eine Klasse. Philippus mochte, wie Alexander Severus, das Christenthum in seinen Religionseklekticismus mit hineinziehen, die übertreibende Sage machte ihn zu einem Christen. Die Ermordung seines Vorgängers und manches Andre paßte aber schlecht zu seinem Christenthum. Um diesen Widerspruch zu lösen, setzte die Sage die Dichtung von jenem Vorfall in der Ostervigilie hinzu.

Statt uns an diese übertreibende Sage zu halten, wollen wir, ehe wir zu den neuen Kämpfen der christlichen Kirche übergehen, die merkwürdigen Worte des großen Kirchenlehrers Origenes, der in dieser Zeit schrieb, über die Kämpfe, welche die Kirche bisher bestanden, ihre damalige äußere Lage und seine Aussichten in die Zukunft vernehmen. In Beziehung auf die früheren Verfolgungen sagt er [1]): „Da die Christen, denen geboten worden, gegen ihre Feinde sich nicht mit Gewalt zu vertheidigen, die sanfte und menschenliebende Gesetzgebung beobachteten, so haben sie das, was sie, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, Krieg zu führen, falls sie auch noch so mächtig gewesen wären, nicht erreicht haben würden, das haben sie empfangen von dem Gott, der stets für sie kämpfte, und der zu Zeiten Denjenigen Ruhe gebot, welche sich den Christen entgegenstellten, und sie vertilgen wollten; denn zur Erinnerung für sie, damit sie, wenn sie einige Wenige für die Religion kämpfen sahen, tüchtiger wurden und

---

1) Lib. III. pag. 119.

den Tod verachteten, sind zu Zeiten Wenige, so daß man sie wohl zählen kann, für die christliche Religion gestorben [1]), da Gott einen Vertilgungskrieg gegen das ganze Volk der Christen verhinderte; denn er wollte das Bestehen desselben, er wollte, daß die ganze Erde von dieser heilbringenden und heiligsten Lehre erfüllt werde. Und damit doch von der andern Seite die Schwächeren aus der Todesfurcht aufathmen konnten, sorgte Gott für die Gläubigen, indem er durch seinen bloßen Willen alle Angriffe auf sie zerstreute, so, daß weder Kaiser, noch Statthalter, noch Volksmengen weiter gegen sie wüthen konnten." Er sagt, in Beziehung auf die damalige Zeit: „Die Zahl der Christen hat Gott immer mehr zunehmen lassen, und täglich mehrt sich ihre Anzahl, und schon hat Er ihnen auch freie Ausübung ihrer Religion gegeben [2]), obgleich tausend Hindernisse sich der Verbreitung der Lehre Jesu in der Welt entgegenstellten. Da aber Gott es war, welcher wollte, daß auch den Heiden die Lehre Jesu zum Segen gereichen sollte, so wurden alle Anschläge der Menschen gegen die Christen zu Schanden gemacht. Und je mehr Kaiser, Statthalter und Volksmengen die Christen zu unterdrücken suchten, desto gewaltiger wurden sie" [3]). Er sagt, daß unter der Menge derer, welche Christen würden, sich auch Reiche, auch manche in hohen Würden Stehende, daß reiche und vornehme Weiber sich

---

1) ὀλιγοι κατα καιρους και σφοδρα εὐαριθμητοι υπερ της χριστιανων θεοσεβειας τεθνηκασι.

2) ἠδη δε και παρρησιαν ἐπιδεδωκε.

3) Lib. 7. p. 359.

unter diesen befänden [1]), daß jetzt wohl ein christlicher Gemeindelehrer Ehre erlangen könnte; doch daß die Schmach, welche ihn bei den Uebrigen treffe, größer sey, als die Ehre, welche ihm unter den Glaubensgenossen zu Theil werde [2]). Er sagt, daß jene abgeschmackten Beschuldigungen gegen die Christen doch noch bei Manchen Glauben fänden, welche mit Christen auch nur zu reden sich scheuten [3]). Er schreibt, daß durch Gottes Willen die Verfolgungen gegen die Christen schon seit längerer Zeit aufgehört hätten, aber doch setzt er, in die Zukunft blickend, hinzu, daß diese Ruhe derselben wohl wieder aufhören werde, wenn die Verleumder des Christenthums wieder die Meinung würden verbreitet haben: die Ursache der vielen Empörungen (in der letzten Regierungszeit dieses Kaisers) sey die große Menge der Christen, welche deshalb sich so gemehrt, weil sie nicht mehr verfolgt würden [4]). Er sah also voraus, daß die Verfolgungen ihr Ende noch nicht erreicht hätten, daß die Meinung: das Sinken der Staatsreligion, die unaufhaltsame Ausbreitung des Christenthums bringe Unglück über das römische Reich, über Kurz oder Lang, wieder eine Verfolgung gegen die Christen veranlassen werde. Aber er konnte auch sagen: „Wenn Gott will, genießen wir auf wunderbare Weise Frieden in der uns hassenden Welt, und wir vertrauen auf den, welcher spricht: „„Seyd getrost, ich habe die Welt überwunden.““ Und er

---

1) *τινες των ἐν ἀξιωμασι, και γυναια τα ἀβρα και εὐγενη.*

2) L. III. p. 120.

3) L. VI. p. 302.

4) L. III. p. 123.

hat wahrlich die Welt überwunden. So weit Er daher, der die Welt überwunden hat, will, daß wir die Welt überwinden, da er die Macht, die Welt zu überwinden, vom Vater empfangen hat, vertrauen wir auf seinen Sieg. Wenn er aber will, daß wir wiederum für den Glauben streiten und kämpfen, so mögen die Widersacher kommen — und wir werden zu ihnen sagen: „„Wir vermögen Alles durch den, der uns stark macht, — Jesus Christus, unsern Herrn."" Er war überzeugt, daß einst alle andere Religionen zu Grunde gehen würden, und das Christenthum einst allein siegen werde, wie schon diese Lehre immer mehr Seelen gewinne [1]).

Was der scharfsichtige Origenes verkündigte, traf bald ein; ja es war, als er dies zu Cäsarea in Palästina schrieb, in einer andern Gegend schon eingetroffen. In Alexandria erregte schon damals ein Schwärmer oder Betrüger, der sich auf besondere, von den Göttern empfangene Offenbarungen berief, die Volkswuth gegen die Christen [2]). Wie nun bereits öfter auf eine den Christen günstige Regierung eine feindselig gegen sie gesinnte gefolgt war: auf die Regierung eines Antoninus Pius, die des Mark Aurel, auf die Regierung des Alexander Severus, die des Maximinus Thrax; so geschah es auch jetzt wieder, nachdem Decius Trajanus, i. J. 249, den Philippus Arabs besiegt und sich selbst auf den Kaiserthron erhoben hatte. Es ist an und für sich natürlich, daß, wenn auf eine den Christen günstige Regierung ein der heidnischen Religion

1) Tom. 8. 436. 37.

2) Euseb. 6, 41.

eifrig ergebener Kaiser folgte, dieser gegen das Christenthum, welches unter der vorhergehenden Regierung so viel weiter sich verbreitet, die älteren Gesetze, die außer Uebung gekommen, desto strenger und schärfer glaubte erneuern und in Vollziehung setzen zu müssen. Und man kann hier auch mit dem Origenes eine besondere Leitung Gottes erkennen, daß, wenn in der langen Zeit des Friedens viele Christen, ihres Kämpferberufs uneingedenk, sich hatten einschläfern lassen, wenn so Manche in die christliche Gemeinde sich eingeschlichen, oder, von christlichen Eltern abstammend, in derselben geblieben waren, welche von dem lebendigen Christenthum doch fern waren, durch einen neuen heftigen Kampf die Glaubenskraft und die Glaubenstreue geweckt und erprobt, die Kirche geläutert, das Aechte vom Unächten gesondert werden mußte. In vielen Gegenden hatten die Christen eine ungestörte, dreißigjährige, in manchen Gegenden eine noch längere Zeit der Ruhe genossen. Ein Bischof Cyprian von Carthago klagt darüber (in seinem sermo de lapsis), daß dieser Frieden einen erschlaffenden Einfluß auf einen Theil der Christen gehabt, daß viel irdischer Sinn unter Bürgern und Geistlichen um sich gegriffen. Die Kirche mußte also wieder durch ein Läuterungsfeuer hindurch geführt werden. So ließ Cyprian bald, nachdem der erste Sturm der Verfolgung vorüber war, seine Gemeinde die Sache ansehen: „Wenn die Ursache der Niederlage erkannt wird — spricht er zu den Seinen —, so wird auch die Heilung der Wunde gefunden. Der Herr wollte sein Volk prüfen lassen, weil die uns von Gott gegebene Lebensordnung durch langen Frieden verdorben worden. So richtete den darniederliegenden, und fast so zu sagen schlafenden Glauben ein göttli-

ches Strafgericht wieder auf. Da wir durch unsere Sünden mehr verdienten, machte der gnädige Herr Alles so, daß dies Alles, was geschehen, vielmehr eine Prüfung, als eine Verfolgung zu seyn schien. Indem man vergaß, was die Gläubigen zur Zeit der Apostel gethan hatten, und was sie stets thun sollten, trachteten sie, mit unersättlicher Begierde, nach Vermehrung des irdischen Vermögens. Viele der Bischöfe, welche mit Ermahnung und Beispiel den Uebrigen vorangehen sollten, vernachläßigten ihren göttlichen Beruf und beschäftigten sich mit der Verwaltung weltlicher Dinge." Aus diesem Zustande mancher Gemeinden läßt es sich dann leicht erkennen, daß die ungewohnte und nach dem ersten Anlauf sehr heftig werdende Verfolgung gewaltigen Eindruck machen mußte.

Es war gewiß die Absicht des Kaisers, das Christenthum ganz zu unterdrücken. Eine strenge Untersuchung in Rücksicht aller der Nichtbeobachtung der Staatsreligion Verdächtigen wurde im Jahre 250 von ihm verordnet, die Christen sollten aufgefordert werden, die Ceremonien der römischen Staatsreligion zu verrichten. Weigerten sie sich, so sollten Drohungen und zuletzt Martern angewandt werden, um sie zum Nachgeben zu zwingen. Blieben sie standhaft, so war besonders gegen die Bischöfe, welche der Kaiser am meisten haßte, Todesstrafe bestimmt; aber man wollte zuerst versuchen, wie viel man durch Befehle, Drohungen, Zureden und durch milde Strafen bei den Christen ausrichten könne, stufenweise ging man zu heftigeren Maßregeln über, stufenweise verbreitete sich die Verfolgung von der Hauptstadt des Reichs, wo die Gegenwart des Kaisers, der als Feind der Christen bekannt

war, die Verfolgung zuerst am schärfsten machte, in die Provinzen. Das erste war überall, wo das kaiserliche Edikt vollzogen wurde, daß man einen Termin öffentlich bekannt machte, bis zu welchem alle Christen eines Orts vor dem Magistrat erscheinen, verleugnen und opfern sollten. Denjenigen, welche sich vor diesem Termine aus ihrem Vaterlande flüchteten, geschah weiter nichts, als daß ihr Vermögen eingezogen, und die Rückkehr bei Todesstrafe ihnen verboten wurde. Wollten sie aber nicht das irdische Gut dem himmlischen Kleinode gleich zum Opfer bringen, und erwarteten sie etwa, daß sich doch noch ein Auskunftsmittel, um sich Beides zu erhalten, finden lassen werde, so begann nun, wenn sie nicht freiwillig bis zum bestimmten Termin sich stellten, die von dem Magistrat, mit Zuziehung von Fünfen der angesehensten Bürger, geleitete Untersuchung [1]). Nach wiederholten Martern warf man die standhaft Bleibenden in Kerker, wo man noch Hunger und Durst anwandte, um sie schwankend zu machen. Bis zur Todesstrafe scheint man nicht so häufig geschritten zu seyn. Manche Behörden, welchen es mehr um Geldgewinn, als um Erfüllung der Gesetze zu thun war, oder welche die Christen zu schonen wünschten, fanden sich mit ihnen ab, daß sie, obgleich sie nicht würklich opferten, sich doch einen Schein (libellum) ausstellen ließen, sie hätten den Forderungen des Edikts Genüge geleistet [2]). Andere wußten es durch-

1) Cyprian. ep. 40. Quinque primores illi, qui edicto nuper magistratibus fuerant copulati, ut fidem nostram subruerent. Der Ausdruck edicto macht wohl nicht wahrscheinlich, daß diese Maßregel sich bloß auf Carthago sollte beschränkt haben.

2) Die einen solchen Schein empfingen: libellatici.

zusetzen, daß sie nicht einmal sich einen solchen Schein ausstellen ließen, sondern, ohne auch nur vor den Behörden zu erscheinen, erhielten sie, daß in das Magistratsprotokoll ihr Name unter die Zahl derjenigen, welche dem Edikt gehorsam gewesen, eingetragen wurde (acta facientes) [1]. Manche irrten aus Unkunde, sie meinten, die Glaubenstreue auf solche Weise nicht zu verletzen, da sie doch selbst nichts thäten, was dem Glauben zuwider sey, weder opferten, noch Weihrauch streuten u. s. w., und es nur geschehen ließen, daß Andere Solches von ihnen aussagten. Aber die Kirche verdammte dies immer als stillschweigende Verleugnung.

Wir wollen nun die Würkung, welche das blutige Edikt in großen Städten, wie Alexandrien und Carthago, unter den Christen hervorbrachte, den Bischof Dionysius von Alexandria mit seinen eignen Worten schildern lassen [2]: „Alle wurden durch das schreckliche Edikt in Bestürzung gesetzt, und viele von den angeseheneren Bürgern [3]) stellten sich theils sogleich von selbst aus Furcht, theils wurden sie, nach der an sie ergangenen öffentlichen Aufforderung, vorgeführt [4]), theils wurden sie von ihren Verwandten und Freunden herbeigezogen. Und wenn dann nun Jeder na-

1) Cyprian. ep. 31. Qui acta fecissent, licet praesentes cum fierent, non affuissent — ut sic scriberentur mandando.

2) Euseb. VI, 41.

3) οἱ περιφανεστεροι, die personae insignes, auf welche sich immer zuerst die Aufmerksamkeit der Heiden hinwandte, und die vor allen Andern in Gefahr waren.

4) οἱ δε δημοσιευοντες ὑπο των πραξεων ἠγοντο. Ich meine, daß diese Worte Uebersetzung des lateinischen Curialstils: actis publicis conveniri sind. Dafür spricht auch Rufins Uebersetzung, und der Gegensatz an dieser Stelle.

mentlich aufgerufen wurde, traten sie zu den unheiligen Opfern hinzu, die Einen blaß und zitternd, als wenn sie nicht opfern, sondern selbst den Götzen als Opfer geschlachtet werden sollten, so daß das zahlreiche, umstehende Volk ihrer spottete, und es Allen offenbar war, daß sie zum Opfern, wie zum Sterben feig seyen. Andere aber liefen bereitwilliger zu den Altären, indem sie in ihrer Frechheit so weit gingen, zu versichern, daß sie auch früherhin keine Christen gewesen seyen, — bei welchen der Ausspruch des Herrn sich bewährt zeigte, daß die Reichen schwer in's Himmelreich kommen. Die Uebrigen folgten theils diesen beiden Klassen der Angeseheneren, theils flüchteten sie sich, theils wurden sie verhaftet. Und ein Theil unter diesen Letzteren ließ es zwar bis zu Fesseln und Haft kommen, Einige ließen sich auch mehrere Tage einschließen; aber sie verleugneten dann doch, noch ehe sie vor Gericht erschienen. Andere erduldeten selbst die Martern bis auf einen gewissen Grad, unterlagen aber dann; doch die festen und selig zu preisenden Säulen des Herrn, die durch ihn stark gemacht wurden, und eine Kraft und Standhaftigkeit empfingen, wie sie ihres starken Glaubens würdig war und demselben entsprach, sie wurden wunderbare Zeugen seines Reiches." Unter diesen führt Dionysius einen funfzehnjährigen Knaben, Dioskoros, an, der durch seine treffenden Antworten, wie durch seine Standhaftigkeit unter den Martern, dem Statthalter Bewunderung abnöthigte, so daß er ihn endlich frei ließ, indem er erklärte, des unmündigen Alters wegen wolle er ihm Zeit lassen, sich eines Besseren zu besinnen.

Es erschienen überall manche herrliche Züge christlicher Glaubenskraft und christlicher Ergebung. Zu Carthago

finden wir einen Numidicus, den der Bischof Cyprian, weil er sich in der Verfolgung so sehr ausgezeichnet, unter die Presbyteren aufnahm. Dieser war, nachdem er Viele zum Märtyrertode ermuntert, nachdem er seine Frau auf dem Scheiterhaufen sterben gesehen, selbst halb verbrannt, mit Steinen überschüttet, als todt zurückgelassen worden. Seine Tochter suchte den Leichnam des Vaters aus dem Steinhaufen hervor, um ihn zu bestatten. Wie sehr wurde sie erfreut, als sie noch Zeichen des Lebens bei ihm fand, und als es ihr endlich gelang, durch kindliche Pflege ihn wieder herzustellen. Eine Frau wurde von ihrem Mann zum Altar gezogen, man nöthigte sie, indem man ihre Hand hielt, zu opfern. Aber sie rief: „Ich habe es nicht gethan, ihr habt es gethan," und sie wurde darauf zum Exil verurtheilt [1]). Da finden wir zu Carthago im Kerker Bekenner Christi, welche man seit acht Tagen, durch Hitze, Hunger und Durst, zur Verleugnung zu zwingen suchte, und welche bald dem Hungertode entgegensahen [2]). Bekenner zu Rom, die schon ein Jahr lang eingeschlossen waren, schrieben dem Bischof Cyprian [3]): „Was kann einem Menschen Herrlicheres und Seligeres durch die Gnade Gottes zu Theil werden, als unter den Martern, selbst im Angesichte des Todes, Gott den Herrn zu bekennen, auch mit zerfleischtem Leibe, mit abscheidendem, aber doch freiem Geiste Christus, den Sohn Gottes, zu bekennen, ein Leidensgefährte Christi im Namen Christi geworden zu seyn.

1) Cypr. ep. 18.

2) Ep. 21. Luciani ap. Cyprian.

3) Ep. 26.

Haben wir gleich unser Blut noch nicht vergossen, so sind wir doch bereit, es zu vergießen. Bete also, theuerster Cyprianus, daß der Herr jeden Einzelnen unter uns täglich reichlicher mit den Kräften seiner Macht befestige und stärke, und daß er, als der beste Feldherr, seine Kämpfer, die er bisher in dem Lager des Kerkers geübt und geprüft hat, endlich auf's Schlachtfeld des vorgesetzten Kampfes führe, Er verleihe uns jene göttliche Waffen, die nicht besiegt werden können" [1]).

Besonders verhaßt waren dem Kaiser die Bischöfe, und vielleicht war ausdrücklich nur gegen diese die Todesstrafe bestimmt. Gleich im Anfang der Verfolgung starb der römische Bischof Fabianus den Märtyrertod. Manche Bischöfe zogen sich, bis der erste Sturm der Verfolgung vorüber war, von ihren Gemeinden zurück, nicht aus Feigheit, sondern weil sie es für ihre Pflicht hielten, sowohl zur Erhaltung der Ruhe für ihre Gemeinden durch ihre augenblickliche Abwesenheit beizutragen, da ihre Gegenwart die Wuth der Heiden noch mehr anregte, als auch ihr Leben selbst, so weit es unbeschadet ihrer Glaubenstreue und der Erfüllung ihrer Hirtenpflichten geschehen konnte, ihren Gemeinden und der Kirche für die Zukunft zu erhalten. Zu diesen, die sich eine Zeit lang zurückzogen, gehörte der Bischof Cyprianus. Obgleich es von Manchen als Feigheit ihm ausgelegt wurde, so rechtfertigt ihn doch gegen diesen Vorwurf seine spätere Handlungsweise, und die Offenheit und Gewissensruhe, mit der er davon spricht, ist ein vortheilhaftes Zeugniß für ihn, wie er an die römische Gemeinde

1) Ephes. 6, 11.

schreibt [1]: „Gleich bei dem ersten Anlauf der Unruhen, da das Volk durch heftiges Geschrei häufig meinen Tod verlangt hatte, zog ich mich eine Zeit lang zurück, nicht sowohl aus Sorge für mein Leben, als für die öffentliche Ruhe der Brüder, damit nicht durch meine den Heiden trotzende Gegenwart der angefangene Aufruhr noch mehr angereizt würde.“ Er handelte nach dem Grundsatze, den er auch in Beziehung auf alle Andere aussprach [2]: „Deshalb gebot der Herr, in der Verfolgung zu weichen und zu fliehen, er lehrte dies und er selbst that es so. Denn da die Märtyrerkrone von der Gnade Gottes kommt, und nicht empfangen werden kann, wenn nicht die Stunde des Empfangens gekommen ist, so verleugnet der nicht, wer, treu in Christo verharrend, einstweilen sich zurückzieht, sondern er wartet der Zeit.“ Zwar war es allerdings etwas Anderes mit jedem andern Christen, und etwas Anderes mit Einem, der ein Hirtenamt zu verwalten, und gegen ihm anvertraute Seelen Pflichten zu erfüllen hatte; aber diese verletzte Cyprianus auch nicht, er konnte sich darauf berufen, daß er, obgleich dem Leibe nach abwesend, doch dem Geiste nach bei seiner Gemeinde stets gegenwärtig gewesen, und sie durch Rath und That nach den Vorschriften des Herrn zu leiten gesucht [3]. Die Briefe, welche er aus seiner Zurückgezogenheit schrieb, durch Geistliche, die hin und her reisten, mit seiner Gemeinde verbunden, zeigen, mit welchem Rechte er dies von sich sagen konnte, wie er darüber wachte,

---

1) Ep. 14.

2) De lapsis.

3) Ep. 14.

daß Zucht und Ordnung in der Gemeinde erhalten, daß für die Bedürfnisse der Armen, welche, ihre gewöhnlichen Gewerbe zu treiben, durch die Verfolgung verhindert waren, für die Erquickung der Gefangenen auf alle Weise gesorgt wurde. Dieselben Grundsätze christlicher Besonnenheit, welche ihn bewegten, der augenblicklichen Gefahr auszuweichen, zeigten sich auch in seinen Ermahnungen an seine Gemeinde, wie er zur christlichen Standhaftigkeit auffordernd vor allen schwärmerischen Uebertreibungen zu verwahren suchte. So schrieb er seinen Geistlichen, ep. 4.: „Ich bitte euch, es an eurer Klugheit und Sorgfalt, zur Erhaltung der Ruhe, nicht fehlen zu lassen; denn wenn auch unsere Brüder nach ihrer Liebe begierig sind, die guten Bekenner, welche die göttliche Gnade schon durch glorreichen Anfang verherrlicht hat, zu besuchen, so muß dies doch mit Vorsicht und nicht schaarenweis geschehen, daß dadurch nicht der Argwohn der Heiden erreget, daß uns nicht der Zutritt ganz versagt werde, und wir nicht, weil wir Alles haben wollen, Alles verlieren. Sorgt also dafür, daß hier zur größeren Sicherheit das rechte Maaß gehalten werde, so daß auch die einzelnen Presbyteren, welche unter den Bekennern im Kerker die Communion feiern, nebst den dazu sie begleitenden einzelnen Diakonen mit einander abwechseln mögen, denn die Veränderung der Personen, und die Abwechselung der Besuchenden macht die Sache weniger gehässig, ja in Allem müssen wir sanftmüthig und demüthig, wie es den Knechten Gottes ziemt, in die Zeit uns schicken, für die Erhaltung der Ruhe und für das Beste der Gemeinde sorgen." Er forderte seine Gemeinde auf, diese Verfolgung als eine Mahnung zum Gebete zu betrachten

(ep. 7.): „Jeder von uns bete zu Gott, nicht allein für sich selbst, sondern für alle Brüder, wie der Herr uns beten gelehrt hat, der nicht jeden Einzelnen für sich allein, sondern Alle gemeinschaftlich für Alle beten heißt. Wenn uns der Herr demüthig und ruhig, wenn er uns unter einander verbunden, wenn er uns durch die gegenwärtigen Leiden gebessert sehen wird, so wird er uns von den Verfolgungen des Feindes befreien."

Die Verfolgung war vermuthlich, wie sich aus der Vergleichung der verschiedenen Briefe des Cyprianus aus diesem Zeitraume mit dem Briefe des Dionysius von Alexandria schließen läßt, stufenweise heftiger geworden, ohne daß man deshalb verschiedene Edikte des Kaisers Decius anzunehmen braucht. Da durch die ersten Drohungen so Viele gleich schwankend geworden, hoffte man desto leichter die Christen unterdrücken zu können, ohne bis zum Aeußersten zu schreiten, wenn man nur ihre Bischöfe, die ihren Glaubenseifer stets entflammten, ihnen nahm. Zuerst überließ man die Verhandlungen mit den Christen nur den Stadt- und Ortsbehörden in den Provinzen, welche mit den einzelnen Bürgern am besten bekannt waren, und mit ihnen am besten umzugehen wissen konnten, welche diejenigen Mittel auszufinden verstanden, die gerade auf Jeden, besonders nach seinem besondern Charakter und seinen besondern Verhältnissen, am meisten zu würken geeignet waren; die härtesten Strafen waren zuerst nur Gefangenschaft, Landesverweisung. Da man aber doch die durch den ersten glücklichen Erfolg erregte Hoffnung getäuscht sah, so nahmen sich nun die Proconsules selbst der Sache an, und man verfuhr nun desto härter gegen diejenigen, an deren Stand-

haftigkeit jene Hoffnung gescheitert war, um sie doch zum Nachgeben, wie die Uebrigen, zu zwingen: Hunger und Durst, ausgesuchte, gesteigerte Martern, in einzelnen Fällen Todesstrafe, auch an Solchen, die nicht Geistliche waren. Es war nun aber natürlich, daß man am Ende des Wüthens wieder müde wurde, daß die Leidenschaft sich wieder nach und nach abkühlte. Dazu konnte auch die Veränderung in den Provinzialregierungen, da die alten Proconsules und Präsides mit dem Anfang des neuen Jahres 251 ihr Amt niederlegten, den Christen für's Erste günstig seyn. Decius wurde endlich durch wichtigere, politische Angelegenheiten, die Empörung in Macedonien, den Gothenkrieg, von der Verfolgung gegen die Christen mehr abgezogen. Er selbst verlor das Leben in diesem Kriege gegen Ende dieses Jahres. Die Ruhe, welche den Christen durch diese Veränderung zu Theil wurde, dauerte noch fort unter der Regierung des Gallus und des Volusianus, in einem Theile des folgenden Jahres 252. Aber eine nach und nach im ganzen römischen Reiche sich verbreitende verheerende Pest, die unter der vorigen Regierung schon ausgebrochen war, Dürre und Hungersnoth in manchen Gegenden erregten, wie gewöhnlich, die Volkswuth gegen die Christen [1]). Es erschien ein kaiserliches Edikt, wodurch alle römischen Unterthanen aufgefordert wurden, den Göttern zu opfern, um eine Rettung aus jenem großen öffentlichen Unglücke auszuwürken [2]). Es fiel nun wieder auf, wie Viele, weil sie Chri-

1) S. Cyprianus Vertheidigungsschrift für die Christen, gegen die Vorwürfe des Demetrianus.

2) Cypriani ep. 55. ad Corrul. Sacrificia, quae edicto proposito celebrare populus jubebatur.

Christen waren, von diesen Opfern sich zurückzogen. Daher neue Verfolgungen, um die Zahl der Opferer zu vermehren, der alten Religion wieder überall aufzuhelfen.

Der Bischof Cyprian schrieb bei der Annäherung dieser neuen Verfolgung einen Ermunterungsbrief an die afrikanische Gemeinde der Thibaritaner (ep. 56.), worin er zu ihnen sagt: „Keiner, meine theuersten Brüder, beunruhige sich, wenn er sieht, wie unsere Gemeinde durch die Furcht vor der Verfolgung sich zerstreuet, weil er die Brüder nicht beisammen sieht, und die Bischöfe nicht predigen hört; wir, die wir nicht Blut vergießen dürfen, sondern bereit seyn müssen, unser Blut fließen zu lassen, können dann nicht Alle beisammen seyn. Wo in jenen Tagen einer der Brüder ist, von der Gemeinde einstweilen durch die Noth der Zeit dem Leibe nicht dem Geiste nach getrennt, lasse er sich nicht bewegen durch das Grausenvolle einer solchen Flucht, und auch wenn er sich verbergen muß, lasse er durch die Verlassenheit der Einöde sich nicht schrecken. Der ist nicht allein, dessen Begleiter auf der Flucht Christus ist; der ist nicht allein, wer den Tempel Gottes bewahrend, wo er auch sey, nicht ohne Gott ist. Und wenn den Fliehenden in der Einsamkeit, auf den Gebirgen ein Räuber, ein wildes Thier anfällt, Hunger, Durst oder Kälte ihn tödtet, oder wenn seine Flucht ihn über das Meer führt, und Sturm und Wellen ihn versenken, so sieht doch Christus überall seinen Streiter kämpfen."

Bischöfe der Hauptstadt, unter den Augen des Kaisers, wurden natürlich das erste Ziel der Verfolgung, denn wie konnte man hoffen, die Christen in den Provinzen zu unterdrücken, wenn man ihre Bischöfe in Rom duldete. Cor-

nelius, der mit Lebensgefahr noch unter dem Decius sein Amt angetreten, wurde zuerst verbannt, dann zum Tode verurtheilt. Lucius, der den christlichen Muth hatte, unter so großer Gefahr, sein Nachfolger im Amte zu werden, wurde auch bald sein Nachfolger in der Verbannung, und dann im Märtyrertode.

Doch die Kriege und die Empörungen, mit welchen Gallus beschäftigt wurde, verhinderten ihn, eine allgemeine Verfolgung in den Provinzen kräftig durchzusetzen, und diese Begebenheiten, welche mit dessen Ermordung im Sommer des J. 253 endeten, gaben endlich den Christen überall Ruhe und Frieden wieder.

Der Kaiser Valerianus zeigte sich in den ersten Jahren seiner Regierung, von 254 an, den Christen sehr günstig, aber vom Jahre 257 an änderte er sein Verfahren, und begann die Christen zu verfolgen. Die Verfolgung war jedoch zuerst keine blutige, es sollten den Gemeinden nur ihre Lehrer und Hirten, besonders die Bischöfe, entzogen werden. Schon in den letzten Verfolgungen bemerkten wir ja die Ansicht der heidnischen Staatsbehörden, daß man, wenn man nur erst die Bischöfe aus dem Wege geräumt hätte, leichter das Christenthum werde unterdrücken können; sodann sollten die Gemeindeversammlungen untersagt werden, auf solche Weise wollte man es versuchen, ob ohne Blutvergießen der Zweck erreicht werden könne. Den Hergang bei dieser ersten Verfolgung unter diesem Kaiser erkennen wir anschaulich aus den Protokollen der Verhöre, die mit den Bischöfen Cyprianus und Dionysius angestellt wurden. Der Proconsul Paternus ließ den Cyprian vor seinem Tribunal erscheinen, und sprach zu ihm:

„Die Kaiser Valerianus und Gallienus haben ein Rescript an mich erlassen, wodurch sie gebieten, daß diejenigen, welche die römische Religion nicht beobachten, die römischen Ceremonieen annehmen sollen. Ich frage also, was ihr seyd? Was antwortet ihr?“ Cypr.: „Ich bin ein Christ und Bischof, ich kenne keinen Gott als den Einen und wahren, der Himmel und Erde und Meer und Alles, was darauf ist, geschaffen hat. Diesem Gott dienen wir Christen; zu diesem beten wir Tag und Nacht für uns, für alle Menschen und für das Wohl der Kaiser selbst.“ Der Proconsul: „Bei diesem Vorsatz beharrt ihr also?“ Cypr.: „Ein guter Vorsatz, der aus der Erkenntniß Gottes hervorgeht, kann nicht verändert werden.“ Der Proconsul kündigte ihm darauf, dem kaiserlichen Edikt zufolge, das Exil an, und erklärte ihm zugleich: jenes Rescript beziehe sich nicht allein auf die Bischöfe, sondern auch auf die Presbyteren; „ich verlange also von euch zu wissen, wer die Presbyteren sind, welche in dieser Stadt wohnen.“ Cypr: „Eure Gesetze haben mit Recht die Angeberei verboten, daher darf ich sie nicht angeben; aber in den Ortschaften, denen sie vorstehen, wird man sie finden können.“ Der Proconsul: „Es handelt sich von diesem Orte, heute stelle ich hier an diesem Orte die Untersuchung an.“ Cypr: „Da unsere Lehre es verbietet, daß man sich selbst angebe, und eurer Ordnung das gleichfalls zuwider ist, so können sie sich auch nicht selbst angeben, aber wenn ihr sie sucht, werdet ihr sie finden.“ Der Proconsul entließ ihn mit der Erklärung, daß die Versammlungen der Christen, an welchem Orte es seyn möge, und der Besuch der christlichen Begräbnißplätze (der das Glaubensfeuer der Christen zu

entflammen pflegte) bei Todesstrafe verboten seyen. Es war die Absicht jetzt nur, die Bischöfe ganz von ihrer Gemeinde zu trennen; aber das Band des Geistes ließ sich durch keine irdische Macht zerreißen. Bald finden wir — zwar besonders Bischöfe und Geistliche, aber auch Laien, selbst Weiber und Knaben, nachdem sie mit Schlägen gemißhandelt worden, zur Einkerkerung, zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt; vermuthlich hatte man sie auf den Gräbern, oder bei Versammlungen ergriffen. Der Bischof Cyprianus war von dem Orte seines Exils aus, zu Curubis, thätig für ihre leiblichen und geistigen Bedürfnisse zu sorgen, ihnen durch Worte und Werke der Liebe seine Theilnahme zu beweisen. Indem er ihnen reichliche Summen aus seinem Einkommen, und aus der Kirchenkasse zu ihrem Unterhalt und ihrer leiblichen Erleichterung schickte, schrieb er ihnen (ep. 77.): „In den Bergwerken wird der Leib nicht durch Betten und Kissen, aber durch den Trost und die Wonne Christi erquickt. Auf der Erde liegen die durch Arbeit ermüdeten Glieder; aber es ist keine Strafe, mit Christo da zu liegen. Wenn der äußere Mensch vom Schmutz bedeckt ist, so wird desto mehr der inwendige Mensch durch den Geist Gottes gereinigt. Es ist wenig Brot; aber der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern auch vom Worte Gottes. Es fehlt an Kleidern in der Kälte; aber wer Christus angezogen hat, hat Kleid und Schmuck genug. Auch darin, meine theuersten Brüder, kann euer Glaube keinen Mangel empfinden, wenn ihr jetzt das Abendmahl nicht feiern könnt. Ihr feiert das herrlichste Abendmahl, ihr bringt Gott das köstlichste Opfer dar, da die heilige Schrift sagt: ein zerschlagenes und zerknirschtes Herz

ist das Gott wohlgefällige Opfer. Ihr selbst bringt euch Gott als heilige, reine Opfer dar. Eurem Beispiel — schreibt er den Geistlichen — ist ein großer Theil der Gemeinde gefolgt, die mit euch bekannt haben und gekrönt worden, durch das Band der stärksten Liebe mit euch verbunden, die durch Kerker und Bergwerke von ihrem Hirten nicht getrennt werden konnten; auch Jungfrauen und Knaben sind unter euch. Welche Kraft eines siegreichen Gewissens habt ihr jetzt, welchen Triumph in eurem Herzen, in den Bergwerken zu wandeln, mit gefangenem Leibe, aber mit einem Herzen, das sich der Herrschaft bewußt ist, zu wissen, daß Christus bei euch sey, indem er sich freut des Duldens seiner Knechte, die auf seinen Fußstapfen und seinen Wegen in's Reich der Ewigkeit eingehen?"

Der Kaiser mußte bald erfahren, daß durch diese Maßregeln nichts ausgerichtet werden konnte; die räumliche Trennung konnte die Bischöfe aus der Verbindung mit ihren Gemeinden nicht herausreißen. Durch Briefe, durch hin- und herreisende Geistliche würkten sie unter denselben, als wenn sie mitten unter ihnen wären, und das Exil machte sie ihren Gemeinden nur noch theurer. Wohin sie verbannt wurden, sammelte sich eine kleine Gemeinde um sie her; in manchen Gegenden, wohin noch kein Same des Evangeliums gekommen war, wurde durch solche Verbannte, welche nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit dem Leben ein Zeugniß ihres Glaubens ablegten, das Reich Gottes zuerst aufgebaut. Wie das der Bischof Dionysius von seinem Exil nach einem entlegenen Orte Libyens, Kephar, sagen konnte [1]): „Zuerst wurden wir verfolgt,

1) Euseb. L. 7. c. XI.

gesteinigt, sodann aber verließen nicht Wenige von den Heiden die Götzen, und bekehrten sich zu Gott. Durch uns wurde zuerst ein Same des Wortes dahin gebracht, und als ob uns Gott bloß deshalb dahin geführt hätte, führte er uns wieder hinweg, nachdem wir diesen Beruf erfüllt hatten." Valerianus glaubte daher, zur Unterdrückung des Christenthums durchgreifendere und härtere Maßregeln anwenden zu müssen. Im folgenden J. 258 erschien das Edikt: „Die Bischöfe, Presbyteren und Diakonen sollten sogleich mit dem Schwerdte hingerichtet, Senatoren und Ritter sollten ihre Würden und Güter verlieren, und wenn sie dann noch Christen blieben, sollte sie dieselbe Todesstrafe treffen. Die Frauen vom Stande sollten, nach Einziehung ihrer Güter, exilirt werden, die Christen im kaiserlichen Hofdienste, wohl besonders Sklaven und Freigelassene, die in früherer Zeit ein Bekenntniß des Christenthums abgelegt hätten, oder jetzt ein solches ablegten, sollten als Eigenthum des Kaisers behandelt, gefesselt [1]) zur Arbeit in die verschiedenen kaiserlichen Güter vertheilt werden [2]). Man

1) Vielleicht nach *einer* Leseart auch gebrandmarkt.

2) Das Rescript des Kaisers an den Senat in der Ursprache, in *Cyprian* ep. 82. ad Successum: „ut episcopi et presbyteri et diacones in continenti animadvertantur, senatores vero et egregii viri et (das zweite et ist wohl ein fremdartiger Zusatz, da doch die egregii viri eben die equites sind, wie die senatores clarissimi) dignitate amissa, etiam bonis spolientur, et si, ademptis facultatibus, Christiani esse perseveraverint, capite quoque mulctentur, matronae vero, ademptis bonis, in exsilium relegentur, Caesariani autem quicunque vel prius confessi fuerant, vel nunc confessi fuerint, confiscentur et vincti in Caesarianas possessiones descripti, mittantur. Statt descripti (vertheilt) hat eine andere Lese-

sieht aus diesem Rescript, daß der Kaiser besonders zum Zwecke hatte: den Christen ihre Geistlichen zu nehmen, und die Ausbreitung des Christenthums unter den höheren Ständen zu hemmen. Unnöthige Grausamkeit wollte er nicht; aber freilich blieben das Volk und die Statthalter nicht immer dabei stehen, wie man aus einigen Märtyrergeschichten dieser Verfolgung, gegen deren Aechtheit sich im Ganzen nichts Triftiges einwenden läßt, ersehen kann.

Der römische Bischof Sixtus und vier Diakonen seiner Kirche waren die Ersten, welche, diesem Rescript zufolge, den sechsten August 258, den Märtyrertod starben.

In den Provinzen hatten die neuen Statthalter die unter ihren Vorgängern in's Exil Geschickten einstweilen zurückgerufen, und sie ließen dieselben in der Zurückgezogenheit, in welcher sie unterdessen bleiben mußten, der Entscheidung ihres Schicksal's durch das neue von Rom erwartete Rescript entgegensehen. Cyprianus hielt sich auf einem stillen Landsitze bei Carthago auf, bis er hörte, daß er nach Utika abgeführt werden sollte, um durch den gerade damals dort sich aufhaltenden Proconsul gerichtet zu werden. Er wollte am liebsten als treuer Hirt, im Angesicht seiner

art: scripti, oder inscripti, gebrandmarkt. Daß schon unter den Decianischen Verfolgungen Christen auf der Stirn gebrandmarkt wurden, geht aus einer Stelle in Pontius Lebensbeschreibung Cyprian's hervor: Tot confessores frontium notatorum secunda inscriptione signatos. — Die prima inscriptio, nämlich die inscriptio crucis, χαρακτης, σφραγις του σταυρου bei der Taufe. Die Stellung des Wortes hier könnte doch wohl eher für die gewöhnliche Leseart sprechen.

Gemeinde das letzte Zeugniß durch Worte und Leiden ablegen; deshalb ließ er sich durch seine Freunde bewegen, auf einige Zeit, bis zur Rückkehr des Proconsuls, sich zu entfernen. Und von dem Ort seiner Verborgenheit aus schrieb er seinen letzten Brief an seine Gemeinde (ep. 83.): „Ich ließ mich deshalb überreden, einstweilen mich zurückzuziehen, weil es dem Bischof ziemt, an dem Orte, wo er der Gemeinde des Herrn vorsteht, den Herrn zu bekennen, daß die ganze Gemeinde durch das Bekenntniß ihres Hirten verherrlicht werde. Denn was der bekennende Bischof in diesem Augenblicke des Bekenntnisses spricht, das redet er unter Leitung des göttlichen Geistes aus dem Munde Aller. Laßt mich also in dieser verborgenen Abgeschiedenheit die Rückkehr des Proconsuls nach Carthago erwarten, um von ihm zu vernehmen, was die Kaiser in Beziehung auf die Laien und die Bischöfe unter den Christen verordnet haben, und um zu sprechen, was der Herr in jener Stunde mich sprechen lassen will. Ihr aber, meine theuersten Brüder, haltet Ruhe, der Vorschrift gemäß, welche ihr oft nach der Lehre des Herrn von mir vernommen habt; Keiner von euch bringe die Brüder in Unruhen, oder gebe sich selbst bei den Heiden an. Jeder muß nur dann reden, wenn er ergriffen worden, dann redet in jener Stunde der Herr in uns, der in uns wohnt.“ Als Cyprianus aus dem Munde des zurückgekehrten Proconsuls, am vierzehnten September, das Todesurtheil vernahm, war es sein letztes Wort: „Gott sey gedankt!“ [1])

Diese Verfolgung endigte mit der Regierung dessen,

---

1) Er wurde verurtheilt als inimicus Diis Romanis et sacris legibus.

von dem sie ausgegangen war, da Valerian durch den unglücklichen Ausgang des Krieges in die Gefangenschaft der Perser gerieth, im J. 259, und sein Sohn Gallien, schon früher Mitregent, nun die Alleinherrschaft erhielt. Dieser war, wie in Beziehung auf alle öffentliche Angelegenheiten, so auch in Beziehung auf die Erhaltung der Staatsreligion, gleichgültiger als sein Vater. Er erließ sogleich ein Edikt, wodurch er den Christen freie Ausübung ihrer Religion gestattete, und gebot, daß die ihren Gemeinden zugehörenden Begräbnißplätze und andere Häuser und Grundstücke, welche unter der vorigen Regierung confiscirt worden waren, ihnen zurückgegeben würden. Er erkannte also die christliche Kirche als eine gesetzmäßig bestehende Corporation an, denn nur eine solche konnte, nach der römischen Staatsverfassung, ein gemeinsames Gut besitzen. Da aber Macrianus sich im Orient und in Aegypten zum Kaiser aufgeworfen hatte, so konnte in diesen Gegenden erst nach dessen Niederlage, im J. 261, das Toleranzedikt Galliens in Ausübung treten [1]). Daher konnten, während daß die Christen im Occident schon Ruhe und Frieden genossen, in jenen Gegenden noch die Verfolgungen nach dem Gesetze Valerians fortdauern. Eusebius erzählt uns ein merkwürdiges Beispiel aus Palästina in diesem Zeitpunkte: Ein christlicher Soldat zu Cäsarea Stratonis, Marius, sollte die Stelle eines centurio erhalten. Gerade als ihm der Centurionsstab (die vitis) überreicht werden sollte, trat

1) Eusebius hat 7, 13. nicht das ursprüngliche Edikt dieses Kaisers, sondern das Rescript, wodurch dasselbe nach der Besiegung Macrians auch auf Aegypten angewandt wird, aufbewahrt.

ein anderer Soldat, der nach diesem die nächsten Ansprüche auf eine solche Beförderung hatte, auf und erklärte: Marius könne, nach den alten Gesetzen, keine römische Militairwürde erhalten, weil er ein Christ sey, den Göttern und dem Kaiser nicht opfere. Es wurde darauf dem Marius eine Frist von dreien Stunden gegeben, binnen welcher er sich entschließen sollte, ob er Christ bleiben wolle. Der Bischof Theoteknus führte ihn unterdessen in die Kirche, er wies von der einen Seite auf das Schwerdt, das der Centurio an seiner Seite trug, von der andern Seite auf ein Evangelienbuch, das er ihm vorhielt. „Er solle wählen zwischen beiden, dem Militairrang und dem Evangelium." Marius erhob ohne Bedenken seine Rechte und ergriff das Evangelienbuch. „Nun, sprach darauf der Bischof — so halte fest an Gott, und mögest du erlangen, was du dir gewählt hast. So gehe in Frieden." Nach freimüthigem Bekenntnisse wurde er enthauptet.

Durch das Gesetz des Gallienus mußte nothwendig eine wesentliche und folgenreiche Veränderung in der Lage der Christen hervorgebracht werden. Der wichtige Schritt, welchen mancher, dem Christenthum noch mehr als Gallien, der schwerlich ein besonderes religiöses Interesse hatte, günstige Kaiser nicht zu thun gewagt, war nun geschehen. Das Christenthum war religio licita geworden, die christliche Kirche hatte nun einmal ein gesetzmäßiges Daseyn erhalten — und mancher Regent, der in einer früheren Zeit, nach den bestehenden Gesetzen, die Christen zu verfolgen kein Bedenken getragen haben würde, konnte sich nun doch scheuen, die einmal gesetzmäßig bestehende Corporation anzugreifen. Das zeigt sich gleich bei dem zweiten Nachfol-

ger Galliens, dem Lucius Domitius Aurelianus, im J. 270. Dieser Kaiser, von niedrigem Stande entsprossen, im heidnischen Aberglauben erzogen, war von Anfang an schwerlich anders als feindselig gegen die Christen gesinnt; denn er war nicht allein dem orientalischen Sonnencultus mit besonderem Fanatismus ergeben, womit er wohl noch Duldsamkeit gegen mancherlei fremde sacra hätte verbinden können, sondern er war in jeder Hinsicht blinder Anhänger des alten, heidnischen Cultus. Die Wohlfahrt des Staats schien ihm mit der rechten Verwaltung der alten sacra genau zusammenzuhängen. Als bei der drohenden Gefahr des Krieges mit deutschen Völkerschaften Einige im römischen Senate darauf angetragen hatten, daß, nach alter Weise, die sibyllinischen Bücher aufgeschlagen und um Rath gefragt werden sollten, sagten einige Senatoren: man brauche dazu seine Zuflucht nicht zu nehmen, die Kraft des Kaisers sey so groß, daß man die Götter nicht zu fragen brauche. Die Sache unterblieb diesmal, und wurde erst nachher wieder aufgenommen. Der Kaiser aber, der diese Verhandlungen im römischen Senate wohl erfahren haben mochte, äußerte sein Mißfallen, und schrieb an denselben: „Ich wundre mich, daß ihr so lange Zeit Bedenken getragen habt, die sibyllinischen Bücher aufzuschlagen, als wenn ihr in einer christlichen Kirche, und nicht in dem Tempel aller Götter euch berathetet" [1]). Er forderte sie auf, durch die Religionsceremonieen ihn auf alle Art zu unterstützen, denn es sey keine Schande, mit Hülfe der Götter zu siegen. Er er-

1) In welchen Worten wohl der Verdacht enthalten seyn könnte: es wären etwa unter den Senatoren selbst manche Christen, welche auf die Berathschlagungen Einfluß hätten.

bot sich, alle Kosten zur Darbringung aller Art von Opfern zu bestreiten, auch Gefangene aus allen Völkern dazu herzugeben, also auch Menschenopfer [1]). Man kann demnach wohl denken, daß dieser Kaiser nicht abgeneigt war, das Blut der Christen zur Ehre seiner Götter zu vergießen; er war nach seiner Gemüthsart zu harten und heftigen Maßregeln leicht gestimmt. Doch unternahm er in den ersten Jahren seiner Regierung keine Verfolgung gegen die Christen. Auch noch durch eine Handlung im dritten Jahre derselben zeigte er, daß er die christliche Kirche als gesetzmäßig bestehende Corporation anerkenne; denn als unter den Christen zu Antiochia ein Streit darüber entstanden war, wer dort Bischof seyn solle, und die Gemeinde sich an den Kaiser selbst gewandt und darauf angetragen hatte, daß der Bischof Paulus aus Samosata, der schon früher wegen seiner Lehrmeinungen entsetzt worden, aber bisher in der nun durch Aurelian besiegten Königin Zenobia eine Stütze gefunden, sein Amt endlich niederzulegen genöthigt werde: entschied er, daß der Bischof seyn solle, welchen der Bischof seiner Residenz Rom anerkennen werde. Erst als er im Jahre 275 mit Kriegesunternehmungen in Thracien beschäftigt war, entschloß er sich, vielleicht um den Göttern, welche ihn, nach seiner Meinung, bisher so sehr begünstigt, seine Dankbarkeit zu beweisen und ihre fernere Gunst zu gewinnen, alle Bedenklichkeiten fahren zu lassen, und zur Verfolgung gegen die Christen zu schreiten; aber er wurde in einer Verschwörung ermordet, ehe er seinen Plan ausführen konnte [2]).

1) Flav. Vopisc. c. 20.

2) Eusebius sagt in seiner Kirchengeschichte: Aurelian sey

Ueber vierzig Jahre blieb die christliche Kirche in diesem Zustande des Friedens und der Ruhe. Die Zahl der Christen vermehrte sich unterdessen unter allen Ständen; aber freilich kamen mit der Menge derer, welche, in einer Zeit, wo es keinen Kampf kostete Christ zu seyn und zu bleiben, zum Christenthume übertraten, auch viele Unächte, welche heidnische Laster in die christliche Kirche mitbrachten. Die äußerliche Gestalt der christlichen Kirche veränderte sich durch den größern Wohlstand, an die Stelle der einfachen Versammlungsplätze traten in den großen Städten prächtige Kirchen. Der Kaiser Diocletian, der vom Jahr 284 an, zuerst allein, dann bald seit dem Jahr 286 mit Maximianus Herkulius regierte, zeigte sich, wenigstens dem äußerlichen Anscheine nach, den Christen nicht anders als günstig, denn die Erzählungen von den Verfolgungen in den früheren Regierungsjahren dieses Kaisers sind mit zuverlässigen geschichtlichen Urkunden in Streit und durchaus nicht glaubwürdig. In dem kaiserlichen Hofdienste hatten Christen bedeutende Aemter, es befanden sich Solche unter den kaiserlichen Eunuchen und Kammerherren (cubiculariis), woraus freilich noch nicht auf eine vorzügliche Neigung des Kaisers für die Christen geschlossen werden kann, denn schon frühzeitig befanden sich ja Christen

---

gestorben, als er im Griff gewesen, ein Edikt gegen die Christen zu unterzeichnen. In dem Buche de mortibus persequutorum heißt es: das Edikt sey schon erlassen worden, habe aber noch nicht bis zum Tode des Kaisers zu den entfernteren Provinzen gelangen können. Auch Andere lassen schon eine Verfolgung beginnen. Am wahrscheinlichsten ist es aber immer, daß der Bericht des Eusebius, der das Wenigste sagt, die Wahrheit enthält, und daß das Uebrige durch Uebertreibung hinzugesetzt worden.

unter den Caesarianis, und wenn zuerst nur Einer derselben Christ war, so konnte dieser leicht dazu würken, gleichwie jener Lucius, der sich das Vertrauen seines Kaisers erwarb, und von ihm zum Praepositus cubiculariorum gemacht wurde, das Christenthum am Hofe weiter auszubreiten [1]). Solche Christen in seiner nahen Umgebung konnten auch viel würken, um den Kaiser selbst günstig gegen ihre Glaubensgenossen zu stimmen.

Den römischen Staatsmännern lag immer der Ge-

---

1) Der Bischof Theonas von Alexandria, der diesem Lucius manchen weisen Rath für seine Amtsverwaltung ertheilt hat, fordert ihn auf, sich nicht dessen zu überheben und zu rühmen, daß durch ihn Viele in dem Palaste des Fürsten zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht worden, sondern vielmehr Gott zu danken, daß er ihn zum Werkzeuge für eine gute Sache gebraucht. Mit Gewißheit läßt es sich nicht behaupten, daß dieser Kaiser Diocletian sey. Auf alle Fälle erhellt es, daß der Kaiser, an dessen Hof er sich befand, noch kein Christ war; es erhellt nicht einmal, daß er eine vorherrschende Neigung zum Christenthum hatte, sondern nur, daß man hoffte, ihn durch den Einfluß des Oberkammerherrn für das Christenthum zu gewinnen. Es mußte den christlichen Hofleuten noch besondere Vorsicht empfohlen werden, um den heidnischen Kaiser nicht abzustoßen. Wenn ein Christ zum Bibliothekar ernannt werde, sollte er sich hüten, Verachtung gegen die weltlichen Wissenschaften und die alten Autoren zu zeigen; er solle die alten Dichter, Philosophen, Redner, Geschichtschreiber Alle in ihren Vorzügen von ihrem Standpunkte anerkennen; nur zuweilen solle er eine Gelegenheit benutzen, um die heilige Schrift zu preisen, um Christi zu erwähnen, erst nach und nach, daß er allein wahrer Gott sey, zu erörtern. Insurgere poterit Christi mentio, explicabitur paullatim ejus sola divinitas. Omnia haec cum Christi adjutorio provenire possent. Galland bibl. patr. T. IV.

danke sehr nahe, daß die alte, politische Herrlichkeit des römischen Reichs mit der alten Staatsreligion genau zusammenhänge, und daß jene sich nicht wieder herstellen lasse ohne diese. Da nun Diocletian den alten Glanz des römischen Reichs wieder herstellen wollte, so konnte es ihm dazu nothwendig erscheinen, auch die alte, immer mehr sinkende Religion wieder zu heben, die sich immer mehr ausbreitende, endlich die Alleinherrschaft zu erlangen drohende, unrömische Religion zu vertilgen. In einer spätern Inschrift, worin der Kaiser der Unterdrückung des Christenthums sich rühmt, wird den Christen der Vorwurf gemacht, daß sie den Staat zu Grunde richteten [1]). In dem Edikte, durch welches nachher der Urheber der Verfolgung, Galerius, sie aufhob, erklärte er selbst: es sey die Absicht der Kaiser gewesen, alles nach den alten Gesetzen und der römischen Staatsverfassung zu verbessern [2]). Richtige Ideen von allgemeinen Menschenrechten, von den Grenzen der Staatsgewalt in Dingen des Gewissens, und richtigere Ansichten von dem Wesen der Religion konnten es nicht seyn, welche den Kaiser von einer Verfolgung gegen die Christen, wenn er jene Ueberzeugung hatte, zurückhielten. Das beweisen die Grundsätze, welche er im Jahre 296 in einem Gesetze gegen die manichäische Sekte, die ihm freilich wegen ihres Ursprungs von den feindlichen Persern her besonders verhaßt seyn konnte, ausspricht [3]): „Die unsterblichen Götter haben

---

1) Christiani, qui rem publicam evertebant.

2) Nos quidem volueramus juxta leges veteres et publicam disciplinam Romanorum cuncta corrigere.

3) Dieses schon dem Hilarius, dem Verfasser der Commentare über die paulinischen Briefe, bekannte Edikt trägt alle

durch ihre Vorsehung wohlgeordnet und festgestellt, was wahr und gut ist. Viele gute und weise Männer stimmen darin überein, dies unverändert fest zu halten. Man darf sich solchen nicht entgegenstellen, keine neue Religion sollte es wagen, die alte zu tadeln, denn es ist das größte Verbrechen, das umzustoßen, was einmal von den Vätern festgesetzt, und was im Staate herrschend ist" [1]). Mußten diese hier ausgesprochenen Grundsätze den Diocletian nicht auch zu einem Feinde und Verfolger des Christenthums machen?

Aber solche Gründe, welche, nach dem Berichte des Buchs de mortibus persecutorum, der Kaiser Diocletian nachher seinem Schwiegersohn Galerius, bei der gleich zu erwähnenden Zusammenkunft zu Nikomedien entgegenhielt, mögen ihn, nebst den persönlichen Einflüssen in seiner nächsten Umgebung, von einer Verfolgung gegen die Christen zurückgehalten haben: daß die Christen nun einmal seit längerer Zeit eine gesetzmäßig bestehende Religionsgesellschaft geworden, daß sie so weit verbreitet, daß man so viel Blut würde vergießen müssen, so leicht die öffentliche Ruhe würde stören können, und alles frühere Blutvergießen habe doch eher die Verbreitung des Christenthums befördern, als sie un-

innere Merkmale der Aechtheit, und es läßt sich weder bei einem Heiden, noch bei einem Christen ein Grund, ein solches Edikt zu erdichten, denken. Die durch dasselbe vorausgesetzte Verbreitung schon zu dieser Zeit in Afrika ist keinesweges etwas Unmögliches.

1) Neque reprehendi a nova vetus religio deberet. Maximi enim criminis est retractare quae semel ab antiquis tractata et definita sunt, statum et cursum tenent et possident.

unterdrücken können. Obgleich Diocletian die altrömische Religion wieder zu heben wünschte, würde er doch wohl nie über jene Bedenklichkeiten hinweggekommen seyn, wenn nicht ein mächtiger Einfluß ihn fortgerissen hätte.

Die Heiden mußten den Zeitpunkt der Unterdrückung ihrer alten Heiligthümer, der Herrschaft des ihnen verhaßten Christenthums schon immer näher drohen sehen, sie mußten alle ihre Kräfte aufbieten, um dieser letzten Entscheidung noch zuvorzukommen. Dieser letzte Kampf des Heidenthums mit dem Christenthume mußte, nach der Natur der Sache, der heftigste und leidenschaftlichste werden. Die heidnische Parthei, zu der Staatsmänner, Priester, Männer, welche Philosophen seyn wollten, wie ein Hierokles [1]), gehörten, bedurfte nur eines mächtigen Organs, um ihre Absichten durchzusetzen. Ein solches fand sie in dem Schwiegersohn des Diocletianus, dem Cäsar Cajus Galerius Maximianus. Dieser Fürst hatte sich von niedrigem Stande durch seine Kriegertalente emporgehoben, er war im blinden heidnischen Aberglauben erzogen und demselben ergeben, er hielt auch viel auf Opfer und Haruspicien. Wenn er nun im Kriege solche anstellen ließ, und christliche Officiere zugegen waren, pflegten diese in der Ueberzeugung, daß die Heiden in ihren Götzen böse Geister, welche die Menschen von Gott abzuführen suchten, verehrten, sich mit dem Kreuz zu bezeichnen, um durch die vermeinte, übernatürliche Kraft dieses Zeichens des Sieges Christi über das ganze Reich des Bösen die Einwürkung der bösen Geister abzuwehren. Die heidnischen Priester

1) Nicht der Verfasser des Commentars über das goldene Gedicht.

gingen in diese Vorstellung der Christen ein, obgleich von einem andern Gesichtspunkte her; sie sagten nämlich: die Götter sind bei dem Opfer nicht mehr gegenwärtig, nicht weil das Kreuzeszeichen ihnen furchtbar, sondern weil dies feindselige, unheilige Zeichen ihnen verhaßt ist, mochten sie nun selbst glauben, was sie sagten, oder dies Vorgeben nur als Mittel gebrauchen, um fehlgeschlagene Wahrsagerei zu entschuldigen, und den Kaiser gegen die Christen zu erbittern. Durch diese — hieß es — werde der glückliche Fortgang aller heidnischen Sacra gehindert [1]).

Es waren bisher viele Christen in hohen und niedern Militairwürden, und sie waren nicht genöthigt worden, etwas wider ihr Gewissen zu thun. Dies erhellt, außer aus dem, was Eusebius berichtet, auch aus einem einzelnen merkwürdigen Beispiele, das, wie wir nach der Angabe des Consuls in dem von Augenzeugen aufgesetzten Berichte mit Sicherheit bestimmen können, im J. 295 sich ereignet hatte, eines von jenen Beispielen der Abneigung einer Parthei der Christen gegen den Soldatendienst, als einem an und für sich mit ihrer Religion unvereinbaren; welcherlei Beispiele, obgleich durch viele Andre vom Gegentheil entkräftet, freilich auch von den Feinden des Christenthums gebraucht werden konnten, um jene laufende Beschuldigung, daß das Christenthum nicht für die Staaten tauge, zu unterstützen. Zu Sevesta in Numidien wird ein Jüngling, Maximilian, als dienstpflichtig vor den Proconsul geführt; er erklärt, wie er hereintritt und gemessen werden soll, ob er das zum Soldatendienst erforderliche Maaß

1) De mortib. persecutor. c. 10. vergl. mit Lactant. Institut. IV. c. 27. Constantin. bei Euseb. vit. Const. L. II. c. 50.

habe, gleich von Anfang an: „Ich kann kein Soldat seyn, ich kann nichts Böses thun, ich bin ein Christ.“ Der Proconsul nimmt auf seine Vorstellungen gar keine Rücksicht, sondern gebietet ganz kalt, daß er gemessen werde; und da er das rechte Maaß hat, spricht der Proconsul zu ihm: „Laß dir die Insignien des Militairdienstes um den Hals hängen und werde Soldat,“ ohne daß er auf sein Bekenntniß des Christenthums weiter Rücksicht nahm. Der Jüngling spricht: „Ich nehme kein solches Zeichen an, ich trage schon das Zeichen Christi, meines Gottes.“ Der Proconsul, ein Heide, sarkastisch drohend: „Ich werde dich gleich zu deinem Christus schicken.“ Der Jüngling: „Möchtet ihr das thun, das wäre mir die rechte Ehre.“ Ohne sich weiter einzulassen, gebietet der Proconsul, daß man ihm das bleierne Soldatenzeichen um den Hals hänge. Der Jüngling sträubt sich dagegen, und spricht nun freilich in seinem jugendlichen Glaubensfeuer, der rechten Demuth und Besonnenheit ermangelnd: „Ich nehme das Zeichen des Weltdienstes nicht an, und wenn es mir umgehängt wird, zerbreche ich es, weil es nichts gelten kann. Ich kann dies Blei nicht um den Hals tragen, nachdem ich einmal das heilbringende Zeichen meines Herrn Jesu Christi, von dem ihr nichts wiss't, der für unser Heil gelitten hat, angenommen habe.“ Der Proconsul, obgleich kalter, heidnischer Staatsmann, zeigt doch Menschenliebe, indem er dem Jüngling wohlwollend zuredet; er selbst sucht ihm vorzustellen, daß er ohne Schaden seines Christenthums Soldat seyn könne, daß ja doch in der Leibwache aller vier Kaiser, des Diocletian, des Maximianus Herkulius, des Constantius Chlorus und des Galerius, sich Chri-

sten befänden, welche ohne Bedenken den Kriegsdienst verrichteten. Da aber der ein und zwanzigjährige Jüngling seine eigene Ueberzeugung dem Beispiele Anderer nicht unterordnen will, wird er zum Tode verurtheilt; doch wird in dem Todesurtheil von seinem Christenthum nichts erwähnt, nur sein Ungehorsam gegen die Militairverpflichtung als Grund angeführt [1]). Hier also ein deutlicher Beweis, daß auch die Soldaten ihr Christenthum noch unverholen bekennen konnten, und daß, wenn sie ihre übrigen Dienstpflichten nur erfüllten, ihnen nicht zugemuthet wurde, heidnische Ceremonicen mitzumachen.

Aber wenige Jahre nach diesem Ereignisse wurde es schon anders. Religiöse und politische Gründe bestimmten den Galerius, aus dem Heere zuerst Diejenigen zu entfernen, welche nicht opfern wollten. Er konnte leicht einen Befehl an das Heer auswürken, daß alle Soldaten an den Opfern Theil nehmen sollten. Vielleicht wurde die Feier des funfzehnten Jahres, die Ernennung des Augustus Maximianus Herkulius zum Cäsar, dies natalis Caesaris im Jahr 298, dazu ausersehen, einen solchen Befehl im Heere zu erlassen; denn dieser Zeitpunkt war auch dazu besonders angemessen, da zur Feier des Festes Opfer und Opfermahlzeiten gehalten wurden, an denen nun alle Soldaten Theil nehmen sollten. Viele gaben, wie Eusebius Lib. VIII. c. 4. erzählt, ihre Militairwürden hin, Hohe und Niedere verließen den Kriegsdienst, um ihrem Glauben treu zu bleiben. Nur Wenige wurden zum Tode verurtheilt, vermuthlich nur, wenn noch mehr besondere Umstände hin-

1) Eo quod indevoto animo sacramentum militiae recusaverit, gladio animadverti placuit.

zukamen, so daß man wenigstens eine scheinbare Veranlassung finden konnte, sie nicht bloß als Christen aus dem Dienste zu entlassen, sondern sie auch als Majestätsverbrecher zu strafen. Leicht konnte man bei Solchen, welche in dem frommen Unwillen über die ihnen gethane Zumuthung ihre Worte und Handlungsweise nicht zu mäßigen wußten, solche Veranlassungen finden, sie nach den Militairgesetzen als strafbare Aufrührer darzustellen. Ein solches Beispiel giebt uns der Centurio Marcellus zu Tingis in Afrika (jetzt Tanger).

Als jenes Fest zu Ehren des Kaisers von der Legion auf heidnische Weise mit Opfern und Schmausereien begangen wurde, stand von der Soldatentafel der Centurio Marcellus auf, und erklärte, indem er den Centurionsstab, Gürtel und Waffen hinwarf: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf, als Soldat euren Imperatoren zu dienen. Ich verachte es, eure hölzernen und steinernen Götter, welche taube und stumme Götzen sind, anzubeten. Wenn das der Soldatenstand mit sich bringt, daß man den Göttern und den Kaisern opfern solle, so werfe ich Stab und Gürtel hin, so entsage ich den Fahnen, und ich bin kein Soldat mehr.“ Es wurde nun alles zusammengenommen, daß Marcellus die Militairinsignieen öffentlich weggeworfen, und daß er gegen die Götter und gegen den Kaiser vor dem ganzen Volke vieles Lästerliche gesprochen, und er wurde zum Tode verurtheilt.

Das waren die ersten Vorzeichen der Verfolgung. Diocletian konnte mehrere Jahre hindurch nicht dazu bewogen werden, mehr als dies zu thun. Da aber Galerius mit seinem alten, kranken Schwiegervater, der schon mit dem

Plane umging, die Regierung bald niederzulegen, im Winter des Jahres 303 zu Nikomedien in Bithynien zusammenkam, wandte er, unterstützt von manchen eifrigen Heiden unter den angesehenen Staatsbeamten, alle seine Beredsamkeit an, um eine Verfolgung gegen die Christen überhaupt zu veranlassen. Diocletian gab endlich nach, und ein Hauptfest der Heiden, die Permiralia am drei und zwanzigsten Februar, wurde zum Anfangspunkt auserſehen. Mit dem ersten Tageslicht wurde in die prächtige Kirche dieser Stadt eingebrochen, die darin vorgefundenen Exemplare der Bibel wurden verbrannt, die ganze Kirche wurde der Plünderung preis gegeben und darauf zerstört. Am folgenden Tage wurde ein Edikt des Inhaltes angeschlagen: „Die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen sollten verboten seyn, die christlichen Kirchen sollten niedergerissen, alle Handschriften der Bibel verbrannt werden, diejenigen, welche Ehrenstellen und Würden besäßen, sollten dieselben verlieren, wenn sie nicht verleugnen wollten, gegen alle Christen, von welchem Stande sie auch seyen, sollte bei gerichtlichen Untersuchungen die Folter angewandt werden können, die Christen von niedrigerem Privatstande sollten des Genusses ihrer Rechte als Bürger und als freie Männer beraubt seyn, die christlichen Sklaven sollten, so lange sie Christen blieben, nie frei gelassen werden können.“ In wie weit die Christen von niedrigerem Stande den Genuß ihrer Rechte als Freigeborne verlieren sollten, war hier wohl nicht genau bestimmt, sondern hier der Anwendung auf einzelne Fälle freier Spielraum gelassen. Es ist aus dem Edikt, durch welches nachher der Kaiser Constantinus alle Folgen jener Verfolgung im Orient aufhob, gewiß, daß

zuweilen freigeborne Christen zu Sklaven gemacht, und zu den niedrigsten, schimpflichsten, ihnen nach ihrer früheren Lebensweise ungewohntesten Sklavenarbeiten verurtheilt wurden. S. Euseb. vit. Constant. L. II. c. 32. u. d. f. [1]).

Ein Christ von ansehnlichem Stande ließ sich von einem nicht wohl überlegten Eifer fortreißen, die durch das Evangelium vorgeschriebene Achtung vor der Obrigkeit zu verletzen; er riß das Edikt öffentlich ab und zerriß es, indem er spöttisch sagte: „Da seyen wieder Siege über die

1) Man muß, um den Inhalt des Edikts so viel als möglich kennen zu lernen, die beiden unvollständigen und ungenauen Angaben bei Euseb. hist. eccl. L. VIII. c. 2., und in dem Buche de mortib., so wie auch die Uebersetzung des Rufinus vergleichen. Das Verbot der gottesdienstlichen Zusammenkünfte wird zwar an keiner dieser Stellen namentlich ausgesprochen, aber es wird dies, der Natur der Sache nach, schon stillschweigend durch dies Edikt vorausgesetzt; es erhellt aber auch aus den glaubwürdigen, officiellen Urkunden von dieser ersten Zeit der Verfolgung im proconsularischen Afrika, daß würklich ein solches Verbot ausdrücklich erlassen war. Am dunkelsten sind die Worte des Eusebius, über deren Erklärung viel gestritten worden: τους ἐν οἰκετιαις εἰ ἐτι ἐπιμενοιεν τῃ του χριστιανισμου προθεσει, ἐλευθεριας στερισκεσθαι. Unter den ἐν οἰκετιαις kann nach dem Sprachgebrauche sicher nichts anders verstanden werden, als Menschen aus der dienenden Klasse, Sklaven. Man muß also, um einen Sinn in die Worte hinein zu bringen, bei dem Worte ἐλευθερια eine andere Auslegung als die sich zuerst darbietende versuchen. Man könnte „der Freiheit beraubt werden“ hier verstehen „in Fesseln gelegt und eingekerkert werden;“ vergl. oben das Edikt des Valerianus gegen die Caesarianos. Aber am sichersten folgt man doch dem Rufinus, der das Original des Edikts gesehen haben konnte: „Si quis servorum permansisset Christianus, libertatem consequi non posset.“ Die Uebersetzung des Eusebius wäre freilich dann sehr mangelhaft.

Gothen und Sarmaten angeschlagen, der Kaiser behandle die Christen, seine eigenen Unterthanen, nicht anders, als wie wenn es die besiegten Gothen und Sarmaten wären." Willkommner war dieser Grund, ihn nicht als Christen, sondern als Beleidiger der kaiserlichen Majestät zum Tode zu verurtheilen.

Dies Edikt mußte desto schrecklicheren Eindruck machen, da es in vielen Provinzen gerade in der Nähe des Osterfestes, in manchen Gegenden gerade am Osterfeste selbst bekannt gemacht wurde [1]). Wenn man, durch Verbrennung aller Handschriften der Bibel, das Christenthum für immer mit seiner Quelle vernichten wollte, so war dies allerdings ein Mittel, das mehr würken konnte, als die Vertilgung

1) Eusebius und Rufinus setzen die Bekanntmachung in den Monat März, was recht gut paßt zu dem Datum der ersten Bekanntmachung in der damaligen kaiserlichen Residenz. In Aegypten, was auch gut zusammenstimmt, nach koptischen Erzählungen, am ersten Pharmuthi, d. i. nach Idelers Tabelle den 27. März, s. Zoëga Catalog. codd. Copt., Romae 1810. Fol. 25., oder die von Georgi herausgegebenen Fragmente der koptischen Acta Martyrum, Romae 1793. Praefat. 109., wo Georgi eine unnöthige Verbesserung vorschlägt, und an andern Stellen. Wenn übrigens diese koptischen, viel Fabelhaftes enthaltenden Erzählungen die Verfolgung gleich auf die Besiegung der Perser folgen lassen, als Diocletians Ausdruck des Danks an die Götter für den erhaltenen Sieg; so ist dies ein Anachronismus, wenn nicht die erste Verfolgung unter den Soldaten mit dieser zweiten verwechselt worden. Was dieselben vielfach erzählen von der Ursache der Verfolgung, daß ein christlicher Metropolit den ihm zur Verwahrung übergebenen Sohn des persischen Königs Sapores freigelassen, läßt sich auch schwerlich irgendwie mit der uns bekannten Geschichte zusammenreimen.

der lebendigen Glaubenszeugen unter den Menschen, deren Beispiel nur desto mehrere Nachfolger erweckte. Gelang es hingegen, alle Exemplare der Bibel zu vernichten, so hatte man dadurch die Quelle selbst unterdrückt, aus der das wahre Christenthum und das Leben der Kirche unversieglich immer von Neuem wieder hervorging. Mochte man noch so viele Verkündiger des Evangeliums, Bischöfe und Geistliche hinrichten, so half es doch nichts, so lange den Christen dieses Buch blieb, das immer neue Lehrer bilden konnte. Zwar war die Ueberlieferung des Christenthums nicht an und für sich nothwendig an einen Buchstaben der Schrift gebunden. Eingeschrieben nicht den Tafeln von Stein, sondern den lebendigen Tafeln des Herzens, konnte die göttliche Lehre, einmal in den Gemüthern vorhanden, durch ihre eigene göttliche Kraft sich erhalten und fortpflanzen. Aber wie die menschliche Natur jetzt ist, würde nach dem Zeugnisse der Geschichte das Christenthum ohne die Quelle der Schrift, aus der es stets wieder in seiner Reinheit hergestellt werden konnte, durch Verfälschung und Verderbniß bald unterdrückt und unkenntlich geworden seyn. Nach menschlicher Berechnung war also in der That das Mittel gut gewählt; wenn nur menschliche Willkür der göttlichen Allmacht, welche den Schatz des göttlichen Worts als das höchste Gut der Menschheit erhalten wollte, hätte trotzen und ihre fein ersonnenen Pläne hätte durchsetzen können! Aber wie ließ es sich auch nach gewöhnlicher, menschlicher Berechnung für thunlich halten, daß durch menschliche Gewalt, die nicht allein in den Kirchen niedergelegten, sondern auch in so vielen Privathäusern vorhandenen Exemplare der Schrift alle sollten aufgefunden und vernichtet werden kön-

nen. Gleich bleibt sich hier stets die verblendete Politik des Reichs der Lüge, indem sie meint, daß ihren Nachforschungen nichts entgehen, daß sie durch Feuer und Schwerdt vernichten könne, was durch eine höhere Macht geschützt wird. Der blinde Eifer für die Erhaltung der alten Religion ging bei Manchen so weit, daß sie mit den heiligen Schriften der Christen gern auch manche der herrlichsten Denkmäler ihrer eigenen alten Literatur verbrannt gesehen hätten, in welchen Zeugnisse gegen den Aberglauben der Volksreligion vorkamen, die von den Christen bei der Bekämpfung des Heidenthums häufig benutzt wurden; gern hätten sie einen ganzen index librorum prohibitorum und expurgandorum entwerfen lassen [1]). Es läßt sich leicht denken, daß, wo sich Leute von solcher Sinnesart, oder Solche, welche, um sich die kaiserliche Gnade zu erwerben, lieber zu viel, als zu wenig thaten, unter den Statthaltern und Provinzial-Behörden befanden, schon durch die Vollziehung jenes ersteren Ediktes, welches Auslieferung der heiligen Schriften und Einstellung der Gemeindeversammlungen gebot, mancherlei Gewaltthaten und Grausamkeiten gegen die Christen veranlaßt werden konnten, zumal, da durch dasselbe

---

1) Arnobius, der gerade in dieser Zeit schrieb, sagt L. III. c. 4.: Nicht Wenige verabscheueten Cicero's Werk, de natura deorum, und könnten sich nicht überwinden, ein Buch zu lesen, das ihre alten Vorurtheile widerlege, Andere sagten voll Unwillen, es müsse ein Senatusconsult erlassen werden, daß diejenigen Schriften vertilgt würden, durch welche das Christenthum bestätigt, und das Ansehn des Alterthums unterdrückt werde. Aboleantur ut haec scripta, quibus Christiana religio comprobetur et vetustatis opprimatur auctoritas.

Edikt Christen von allen Ständen der Folter bei gerichtlichen Untersuchungen preis gegeben waren.

Aber manche Beamte, welche von diesem Fanatismus und diesem Geiste niedriger, alle höhere Rücksichten aufopfernder Schmeichelei frei waren, welche mehr menschliches Gefühl hatten, suchten diese Maßregeln so viel als nur möglich zu mildern, und verfuhren dabei so lau, als sie nur ohne offenbare Verletzung des kaiserlichen Edikts verfahren konnten. Sie ließen sich gern durch die Christen täuschen, oder gaben ihnen selbst Mittel an die Hand, wie sie nur zum Schein die Forderung des Edikts erfüllen könnten. Der Bischof Mensurius von Carthago gebrauchte die Vorsicht, alle Handschriften der Bibel aus den Kirchen zu Carthago nach seinem Hause zu bringen, um sie dort zu verwahren, in den Kirchen ließ er nur Schriften der Häretiker zurück. Als die Nachsuchenden kamen, nahmen sie diese Schriften, und verlangten nichts weiter. Es waren ja auch Religionsschriften der Christen, — und in dem Edikt war nicht gesagt, welche heilige Schriften, und von welcher Parthei unter den Christen. Aber einige Senatoren zu Carthago entdeckten dem Proconsul Annulinus die Täuschung, und forderten ihn auf, in dem Hause des Bischofs nachsuchen zu lassen, da werde er alles finden. Der Proconsul aber, der also gern getäuscht seyn wollte, ging nicht darauf ein [1]). Da ein numidischer Bischof Secundus sich weigerte, die heiligen Schriften auszuliefern, sagten die Nachsuchenden zu ihm, ob er ihnen denn nicht einige sonst nicht brauchbare Stücke, oder sonst etwas ge-

1) Augustin. brevicul. collat. c. Donatist. Lib. III. c. 13. Optat. Milev. ed. du Pin p. 174.

ben könne [1]). Eine solche Absicht mochte auch wohl der Bevollmächtigte (legatus) des Proconsuls haben, der dem numidischen Bischof Felix mehrere Mal die Frage vorlegte: „Warum übergebt ihr denn nicht die überflüssigen Schriften?“ [2]) So auch die Frage des Praefectus praetorio an den afrikanischen Bischof Felix: „Warum überlieferst du die heiligen Schriften nicht? Oder vielleicht hast du keine!“ Man sieht wohl, er wollte ihm das letzte zu sagen in den Mund legen [3]).

Was das Verfahren der Christen in diesem kritischen Zeitpunkte betrifft, so finden wir hier die Gegensätze, die sich in solchen Fällen nach den verschiedenen Richtungen und Gebrechen der menschlichen Natur gewöhnlich zu zeigen pflegen: die Einen ließen sich durch die Furcht vor Martern und Tod schrecken, und lieferten die Handschriften der Bibel, die sie besaßen, aus, welche man sodann auf dem öffentlichen Markt verbrannte. Solche wurden unter dem Namen der traditores von der Kirchengesellschaft ausgeschlossen; Andere — wovon wir besonders in dem nördlichen Afrika, wo eine gewisse schwärmerische Richtung einheimisch war, Beispiele finden, — erklärten, sich selbst in einem blinden Eifer, in welchen sich irdisches Feuer mit einmischte, dem Tode preis gebend, unaufgefordert, sie seyen Christen, sie hätten allerdings Exemplare der heiligen Schrif-

1) Aliquae ἐκβολα aut quodcunque.

2) Quare scripturas non tradis supervacuas, wohl absichtlich zweideutig, so daß man die Worte auch so verstehen konnte, die heiligen Schriften der Christen überhaupt seyen etwas Unnützes.

3) S. acta Felicis bei Ruinart.

ten, aber auf keinen Fall würden sie dieselben ausliefern, oder sie wiesen auch die ihnen von menschlich fühlenden Statthaltern dargebotenen Auskunftsmittel mit Verachtung von sich zurück, wobei jedoch die zarte Gewissenhaftigkeit derjenigen hoch zu achten ist, welche nicht aus Schwärmerei, um durchaus Märtyrer zu werden, solches thaten, sondern weil sie es für etwas Unchristliches hielten, auf diese Art zu täuschen, oder weil es ihnen schon als eine stillschweigende Verleugnung erschien, wenn sie den Heiden solche Schriften auslieferten, welche wenigstens von diesen für die heiligen Schriften der Christen gehalten wurden. Andere hielten es für ihre Pflicht, mit Taubeneinfalt dem Glauben treu zu bleiben, und mit christlicher Klugheit sich in die Zeit zu schicken. Sie wandten alle mit dem Bekenntniß des Christenthums nicht streitende Vorsichtsmittel an, um ihr Leben und zugleich die Exemplare der Bibel aus der Gefahr zu retten, und den Argwohn der Heiden abzuwenden, sie suchten die Hitze ihrer Brüder deshalb zu mäßigen. Leicht konnten diese von jenen als Solche, bei denen Menschenfurcht und menschliche Rücksichten zu viel vermochten, als feige Verräther des Glaubens verdammt werden —, die Ursache späterer, zerrüttender Streitigkeiten in der nordafrikanischen Kirche. Gewiß brachte aber die Besonnenheit der Letzteren der Kirche den wesentlichen Nutzen, daß viele Exemplare der Bibel, die sonst ein Raub der Flammen würden geworden seyn, der fanatischen Wuth entzogen wurden.

Wir wollen nun, wie bisher, einige einzelne Züge aus glaubwürdigen Erzählungen von christlicher Glaubenskraft und christlichem Heldenmuth betrachten. In einer

numidischen Landstadt war eine Schaar von Christen — unter ihnen ein Knabe von noch ganz zartem Alter — in dem Hause eines Kirchenvorlesers, wo sie sich unter der Leitung eines Presbyters zur Erbauung aus der Schrift, und zur Feier der Communion versammelt hatten, ergriffen worden. Sie wurden nach Carthago zu dem Tribunal des Proconsuls abgeführt, während sie unterweges Loblieder zur Ehre Gottes sangen. Gegen Mehrere derselben wurde die Folter angewandt, um ein Geständniß von Allen zu erpressen. Mitten unter den Martern rief Einer derselben aus: „Ihr sündigt, ihr Unglückliche, ihr zerfleischt Unschuldige, wir sind keine Mörder, wir haben Keinen betrogen, Gott erbarme dich. Ich danke dir Gott, gieb Kraft für deinen Namen zu leiden. Befreie deine Knechte aus der Gefangenschaft dieser Welt, ich danke dir, und vermag dir nicht zu danken. — Zur Herrlichkeit. Ich danke dem Gott des Reiches. Es erscheint das ewige Reich, das unvergängliche Reich. Herr Christus, wir sind Christen, wir dienen dir, du bist unsre Hoffnung!" Als der Proconsul zu ihm, da er so betete, sagte: „Du hättest das kaiserliche Gesetz beobachten sollen," antwortete er mit kraftvollem Muthe, obgleich bei schwachem, mattem Leibe: „Ich achte nur das Gesetz Gottes, das ich gelernt habe. Für dies Gesetz will ich sterben, in diesem Gesetze werde ich vollendet, es giebt kein anderes." Ein Anderer betete unter den Martern: „Hilf o Christus, ich bitte dich, habe Erbarmen, erhalte meine Seele, bewahre meinen Geist, daß ich nicht zu Schanden werde. O gieb mir Kraft zu leiden!" Zu dem Kirchenvorleser, in dessen Hause die Versammlungen gehalten worden, sagte der Proconsul: „Du hättest sie nicht auf-

nehmen sollen." Er antwortete unter den Martern: „Ich konnte nicht anders, als meine Brüder aufnehmen." Der Proconsul: „Aber der kaiserliche Befehl mußte dir doch mehr seyn." Der Vorleser: „Gott ist mehr als der Kaiser." Der Proconsul: „Hast du denn heilige Schriften in deinem Hause?" Der Leidende: „Ich habe solche, aber in meinem Herzen." Es war unter den Gefangenen eine junge Christin, Victoria, deren Vater und Bruder noch Heiden waren. Der Bruder, Fortunatianus, war herbeigekommen, um sie zur Verleugnung zu bewegen, und ihr die Freiheit zu verschaffen. Da sie standhaft erklärte, sie sey eine Christin, gab der Bruder vor, sie sey ihrer Sinne nicht mächtig. Aber sie sprach: „Das ist mein Sinn, und den habe ich nie verändert." Als der Proconsul sie fragte: „Willst du mit deinem Bruder gehen?" antwortete sie: „Nein, denn ich bin eine Christin und die sind meine Brüder, welche Gottes Gebote beobachten." Den Knaben Hilarianus meinte der Proconsul durch seine Drohungen leicht schrecken zu können, aber auch in dem Kinde zeigte sich die Kraft Gottes mächtig. Er antwortete: „Thut was ihr thun wollt, ich bin ein Christ" [1]).

Auf halbem Wege konnte man bei der angefangenen Verfolgung nicht stehen bleiben. Da jene Maßregeln ihren Zweck nicht erreichten, mußte man weiter gehen. Der erste

1) Die Quelle die Acta Saturnini, Dativi et aliorum in Africa. Bei Baluz. Miscell. T. II. Ruinart, in der angeführten Sammlung von Du Pin. Diese Schrift zwar nicht mehr ganz in ihrer einfachen, ursprünglichen Gestalt erhalten, sondern mit Einleitung, durchgehenden Bemerkungen und Schlußrede von einem Donatisten, aber offenbar die zum Grunde liegenden Acta proconsularia noch zu erkennen.

Schritt zum Angriffe auf die Christen war der schwerste, der zweite folgte bald nach. Dazu kamen nun noch manche besondere Umstände, welche ein nachtheiligeres Licht auf die Christen warfen, oder wenigstens benutzt werden konnten, um ein solches auf sie zu werfen. Es brach in dem kaiserlichen Palast zu Nikomedien eine Feuersbrunst aus, es war sehr natürlich, daß man der Rachsucht der Christen die Anstiftung derselben Schuld gab, und es könnte die Anklage gegründet gewesen seyn, ohne daß dies der christlichen Kirche dieser Zeit überhaupt zur Schmach gereichen würde. Unter einer so großen Zahl der Christen konnten wohl Manche seyn, welche von einer durch den Schein der Religion beschönigten Leidenschaft sich fortreißen ließen, so weit zu vergessen, weß Geistes Kinder sie als Jünger Christi seyn sollten. Indeß ist es gewiß, daß man die Beschuldigung gegen die Christen durch nichts erweisen konnte. Der leidenschaftliche Geschichtschreiber der Strafgerichte über die Verfolger sagt: daß Galerius selbst die Feuersbrunst angelegt habe, um nur die Christen anklagen zu können, was aber eine solche Auctorität noch nicht glaublich macht. Constantinus leitet das Feuer von einem Blitze ab, und sieht darin ein Strafgericht Gottes. Sicher ist nun, daß man die wahre Ursache nicht kennt, was Eusebius mit Recht gesteht; genug die Christen wurden einer Verschwörung gegen die Kaiser beschuldigt, und ohne zu unterscheiden, wen ein Verdacht treffen könne, wen nicht, verhaftete man eine Menge Christen. Grausame Foltern wurden angewandt, um ein Geständniß zu erpressen, und man konnte doch nichts erfahren. Mehrere wurden mit Feuer oder Schwerdt hingerichtet oder ersäuft. Ist es wahr, daß vierzehn

zehn Tage darauf eine zweite Feuersbrunst entstand, die aber früh genug unterdrückt wurde, so wird allerdings eine absichtliche Anstiftung wahrscheinlicher [1]).

Empörungen, welche bald nachher in Armenien und Syrien ausbrachen, gaben von Neuem Veranlassung, politischen Argwohn auf die Christen zu werfen; die Geistlichen sollten, als Häupter der Parthei, besonders verdächtig seyn, und unter diesem Vorwand erging dies kaiserliche Edikt: daß alle Geistliche verhaftet und in Fesseln gelegt werden sollten, so daß bald alle Gefängnisse voll Geistlichen waren. Es zeigt sich bei manchen Gelegenheiten, wie geneigt man war, politische Beschuldigungen den Christen aufzubürden, und diese wandten wohl nicht immer alle Vorsicht an, um dem Anlasse zu solchen Beschuldigungen, die man suchte, auszuweichen. Ein christlicher Jüngling aus Aegypten antwortete dem römischen Proconsul zu Cäsarea in Palästina, wo er ergriffen worden, auf die Frage: was sein Vaterland sey? Das Jerusalem, welches da liege, wo die Sonne aufgehe, die Stadt der Frommen. Der Römer, welcher vielleicht unwissend nicht einmal das irdische Jerusalem, das ihm nur unter dem römischen Namen Aelia Capitolina bekannt seyn mochte, und noch weniger das himmlische Jerusalem kannte, dachte gleich nicht anders, als daß die Christen irgendwo im Osten eine Stadt ange-

1) Lactantius de mortib. erzählt dies, kein Anderer sagt etwas davon. Aber Laktanz, der sich wahrscheinlich damals selbst zu Nikomedien aufhielt, konnte mehr Umständliches als ein Anderer von diesen Vorfällen wissen. Es ist freilich auch möglich, daß er sich durch ein damals in der Stadt verbreitetes Gerücht hatte täuschen lassen.

legt hätten, von der aus sie eine Empörung anzetteln wollten. Die Sache schien ihm sehr wichtig, er ließ viele Nachforschungen anstellen, die Folter anwenden [1]). Ein Presbyter Prokopius, aus Palästina, erklärte, da er aufgefordert wurde zu opfern, er kenne nur Einen Gott, dem man solche Opfer, wie Er sie haben wolle, darbringen müsse. Als er darauf aufgefordert wurde, den vier Regenten des römischen Reichs, den beiden Augusten und den beiden Cäsaren seine Libation darzubringen, antwortete er, wohl um anzuzeigen, daß man nur den Einen Gott als Herrn anerkennen müsse, mit dem homerischen Verse: *οὐκ ἀγαθον πολυκοιρανια*, u. s. w. Man scheint aber daraus ein politisches Verbrechen gemacht zu haben, als ob er die damalige Tetrarchie getadelt [2]).

Da nun alle Gefängnisse mit christlichen Geistlichen erfüllt waren, erschien ein neues Edikt, daß Diejenigen unter den Gefangenen, welche opferten, frei gelassen, die Uebrigen auf alle Weise zum opfern gezwungen werden sollten. Und endlich erschien das vierte schärfste Edikt, im J. 304, welches dasselbe in Beziehung auf alle Christen gebot [3]). In den Städten, wo man das Edikt mit aller Strenge vollzog, wurde durch alle Straßen ausgerufen, daß alle Männer, Weiber und Kinder in den Tempeln sich einfinden sollten. Nach gemachten Tabellen wurden Alle namentlich aufgerufen, an den Stadtthoren wurden Alle sorgfältig ausgefragt, und Solche, die man als Christen erkannte,

1) Euseb. de martyrib. Palaestinae c. 11.

2) Euseb. de martyrib. Palaest. c. 1.

3) Euseb. de martyrib. Palaest. c. 3.

gleich festgenommen. Zu Alexandria verbargen selbst Heiden die verfolgten Christen in ihren Häusern, und Manche opferten lieber ihre Güter und ihre Freiheit auf, als Diejenigen, die zu ihnen ihre Zuflucht genommen, zu verrathen [1]). Das Todesurtheil war zwar nicht ausdrücklich gegen Christen ausgesprochen, aber es läßt sich denken, daß ein Edikt, welches gebot, daß die Christen auf jede Weise zum Opfern gezwungen werden sollten, sie noch mehr, als ein unbedingt ausgesprochenes Todesurtheil gegen die Bekenner, aller Grausamkeit fanatischer oder die Kaisergunst erschmeichelnder Statthalter preis geben mußte. Es wußte doch Jeder, daß er für das, was er zuviel gegen die Christen gethan haben könnte, gewiß nicht verantwortlich seyn würde. Schon glaubten die Verfolger in ihrer Verblendung über das unterdrückte Christenthum triumphiren zu können, schon wurde in Inschriften zu den Ehrentiteln der Augusti auch die Vertilgung des christlichen Aberglaubens, die Wiederherstellung der Götterverehrung gesetzt: „amplificato per orientem et occidentem imperio Romano et nomine Christianorum deleto, qui rempublicam evertebant. Superstitione Christiana ubique deleta et cultu Deorum propagato.“ Doch während sie so triumphirten, wurden schon durch die Vorsehung die Umstände vorbereitet, von welchen eine gänzliche Veränderung in der Lage der Christen ausgehen sollte.

Einer der vier Regenten, Constantius Chlorus, der als Cäsar über Gallien, Britannien und Spanien herrschte, war von natürlich sanftem, menschenfreundlichem

---

1) Athanas. Hist. Arianor. ad Monachos §. 64.

Charakter, zu Verfolgungen seiner Gemüthsart nach nicht geneigt. Dabei war er offenbar, obgleich kein entschiedener Christ, doch ein Freund des Christenthums und der Christen. Sey es, daß er, wie Eusebius sagt, würklich die Nichtigkeit des Heidenthums anerkannte, und aufrichtiger Monotheist war, ohne Christ zu seyn, — oder, wohl wahrscheinlicher, daß er in der Religion Eklektiker war, ähnlich wie Alexander Severus. Er erwies Denjenigen seiner Umgebung, welche sich ihrem Glauben als Christen treu erwiesen, besondere Achtung und besonderes Vertrauen, indem er zu sagen pflegte: daß, wer seinem Gott nicht treu sey, noch weniger seinem Fürsten treu seyn werde, wenn auch gerade die Anekdote des Eusebius über die Art, wie er ihre Glaubenstreue auf die Probe gestellt, nicht wahrscheinlich aussieht. Da er als Cäsar sich nicht gegen das von den Augusten erlassene Edikt geradezu ungehorsam zeigen konnte, ließ er nur zum Schein Kirchen niederreißen. In Gallien, wo er selbst gewöhnlich residirte, hatten die Christen mitten unter den Verfolgungen in den übrigen Provinzen alle Freiheit und Ruhe [1]). In Spanien mochte er nicht so viel würken können, doch war gewiß in keiner seiner Provinzen die Verfolgung von der Art, wie in andern Gegenden. Noch mehr konnte dieser den Christen günstige Kaiser würken, da Diocletian und Herkulius im J. 305 die Regierung niederlegten, und er mit dem Galerius zum Augustus erhoben wurde.

---

1) Das sagt de mortib. Persecutor. c. 16., und ein Brief der Donatisten an den Kaiser Constantinus, in welchem sie eben deshalb gallische Bischöfe zu Richtern verlangten. Optat. Milev. de schismate Donatistar. Lib. I. c. 22.

Dagegen trat aber freilich nun in die Reihe der Cäsaren ein Mann ein, der in Rücksicht seines blinden, heidnischen Aberglaubens und seiner Grausamkeit mit dem Galerius, der ihn zum Cäsar ernannte, ganz übereinstimmte — Cajus Galerius Valerius Maximinus. Natürlich, daß in den Provinzen, welche ihm übergeben wurden, in Syrien und den angrenzenden Gegenden des römischen Reichs und in Aegypten die Verfolgungen heftiger erneuert werden mußten. Zu Zeiten wurde man zwar des Wüthens müde, da man doch nichts ausrichten konnte, die Vollziehung der kaiserlichen Edikte wurde von selbst schlaffer, die Verfolgung schläferte sich ein, und die Christen fingen an Ruhe zu erhalten; aber wenn dann ihre Feinde bemerkten, daß sie wieder aufathmeten, erwachte von Neuem ihre Wuth darüber, daß sie das Christenthum nicht hatten vertilgen, das Heidenthum nicht wieder zu neuem Glanz erheben können, und es begann ein neuer heftiger Sturm. So war endlich, nach vielem, seit dem Anfang der Regierung des Maximinus, in dessen Staaten vergossenem Blute, ein Zeitpunkt der Ruhe gegen das achte Jahr der Verfolgung, das Jahr 308, eingetreten. Die zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilten Christen fingen an milder behandelt und mehr geschont zu werden.

Aber auf einmal wurden die Christen dieser Provinzen durch einen gewaltigen Sturm aus dieser vorübergehenden Ruhe aufgeschreckt. Es erschien ein neuer, strenger kaiserlicher Befehl an alle Behörden, von den ersten bis zu den niedrigsten im bürgerlichen und im Militair-Dienste: die verfallenen Götzentempel sollten wieder aufgebaut werden, alle freie Männer, Weiber, alle Sklaven und selbst kleine Kinder sollten opfern und von den Opferspeisen essen.

Alle Eßwaaren auf dem Markte sollten mit dem Wasser oder Wein, welchen man bei den Opfern gebraucht hatte, begossen werden, um die Christen mit Gewalt in die Berührung mit Opferspeisen zu setzen. So weit ging der Fanatismus und der Despotismus! Es erfolgten neue Martern und neues Blutvergießen.

So war bis zum Anfang des Jahres 310 wieder ein Stillstand eingetreten. Die Christen in den Bergwerken in Palästina konnten sich zum Gottesdienst versammeln; aber der Statthalter der Provinz, der dies bemerkte, als er einmal dahin kam, berichtete es dem Kaiser. Die Gefangenen wurden nun von einander getrennt und zu schwererer Arbeit angehalten. Neun und dreißig Bekenner, die, nachdem sie schon vieles ausgestanden, Ruhe erhielten, wurden mit einem Male enthauptet. Es war das letzte Blut, das in dieser Verfolgung floß, während in dem Abendlande schon früher Ruhe für die Christen eingetreten war.

Der Urheber der Verfolgung selbst, der Augustus Galerius, war, durch eine schwere schmerzhafte Krankheit, Folge seiner Ausschweifungen, erweicht, vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß doch der Gott der Christen ein mächtiges Wesen seyn könnte, dessen Zorn ihn gestraft habe, den er zu versöhnen suchen müsse. Es konnte ihm doch auffallen, daß er durch alle blutige Maßregeln dem Christenthum durchaus keinen Abbruch hatte thun können. So erschien im J. 311 das merkwürdige Edikt, wodurch dieser etzte blutige Kampf der christlichen Kirche im römischen Reiche beendigt wurde.

Es wurde erklärt: es sey die Absicht der Kaiser gewesen, die Christen wieder zur Religion ihrer Väter zurück

zu führen, denn indem sie sich von der Religion derselben entfernt, hätten sie sich nach Willkür eigene Gesetze gemacht und verschiedene Sekten gestiftet. Der Vorwurf, der häufig den Christen gemacht wurde: Seht, indem ihr euch von der Einheit der alten Ueberlieferung, von der Autorität der Väter entfernt, verfallt ihr daher in lauter Willkür, eine Neuerung nach der andern, daher so viele verschiedene Sekten unter euch [1]). Da nun aber doch die meisten Christen in ihrer Denkart verharrt wären, und man wahrgenommen, daß sie nun ihren Gott nicht verehren könnten, und doch auch den Göttern die schuldige Verehrung nicht bewiesen, so wollten die Kaiser gleichfalls auf sie ihre gewohnte Gnade ausdehnen, sie sollten wieder Christen seyn und ihre Versammlungen halten dürfen, nur unter der Bedingung, daß sie gegen die Ordnung des römischen Staats nichts vornähmen (ita ut ne quid contra disciplinam agant) [2]): „Sie müssen also nun nach dieser ihnen von uns erwiesenen Gnade zu ihrem Gott beten für unser Wohl, das Wohl des Staats und ihr eigenes, daß der Staat in jeder Hinsicht wohl erhalten bleibe, und sie ruhig in ihren Wohnsitzen leben können."

1) Die lateinischen Worte: Siquidem quadam ratione tanta eosdem Christianos voluntas (solche Willkür ἐθελοθρησκεία) invasisset et tanta stultitia occupasset, ut non illa veterum instituta sequerentur, quae forsitan primi parentes eorundem constituerant; sed pro arbitrio suo atque ut hisdem erat libitum, ita sibimet leges facerent, quas observarent et per diversa varios populos congregarent. Vergl. denselben Vorwurf Clemens Alex. Strom. Lib. VII. 753.

2) Der Kaiser hatte sich über diesen Punkt in einem nicht auf uns gekommenen Rescript an die Richter wahrscheinlich bestimmter erklärt.

Nachdem wir die Angriffe der blos äußerlichen Gewalt auf die christliche Kirche betrachtet haben, wollen wir noch einen Blick werfen auf die schriftlichen Widersacher des Christenthums, welche, oft zur selben Zeit mit der Gewalt von außen, durch die Waffen des spottenden Witzes und des sophistisirenden Scharfsinnes, durch Scheingründe, welche den natürlichen Menschen blenden konnten, das Christenthum bekämpften.

---

2. Bekämpfung des Christenthums durch Schriften der Heiden.

Die feindseligen Urtheile der Heiden über das Christenthum waren verschieden nach der Verschiedenheit ihrer übrigen philosophischen und religiösen Denkart. Schon damals traten, von entgegengesetzten Standpunkten, die beiden Menschenarten feindselig gegen das Christenthum auf, welche das reine Evangelium zu bekämpfen nie aufgehört haben. Die Abergläubigen, denen die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit ein Stein des Anstoßes war — und die in leichtfertigem Sinn Ungläubigen, welche, unbekannt mit jedem tieferen religiösen Bedürfnisse, über alles, was aus einem solchen, sey es verstandenen oder mißverstandenen, hervorgegangen war, oder ein solches voraussetzte und befriedigen sollte, zu spotten und zu lachen gewohnt waren. Ein solcher war Lucian. Ihm erschien das Christenthum nur als Gegenstand seines spottenden Witzes, gleichwie alle auffallenden, religiösen Erscheinungen. Ohne zu prüfen und zu unterscheiden, warf er Christenthum, Aberglauben und Schwärmerei in Eine Klasse. Es ist frei-

lich das Leichteste, eine dem Spotte antastbare Seite an irgend einer Erscheinung, die gewaltig in die menschliche Natur eingreift, aufzufinden, wenn man nur die äußere Seite der Erscheinung, abgesehen von ihrer inneren Seele und Bedeutung, und, ohne diese zu verstehen und verstehen zu wollen, hervorhebt. Wie sollte auch der herrlichste Wein nicht einen Beigeschmack von dem unreinen Gefäße, in das er gegossen wird, annehmen? Wie sollte dem Göttlichen, welches die menschliche Natur umzubilden strebt, ehe es diese Umbildung durchgeführt, nicht diese oder jene der menschlichen Verkehrtheiten sich beimischen, und durch diese Beimischung diese oder jene fremdartigen Auswüchse erzeugen? Zumal da das Christenthum als das neue, die menschliche Natur mit magnetischer Kraft anziehende, und in Bewegung und Gährung setzende Lebensprincip in dieselbe eintrat, mußte es, ehe es Alles zur rechten Harmonie umgebildet hatte, die bisherige Ruhe störend, Disharmonie hervorbringen.

Wer daher mit einer kalten Nüchternheit, mit einer profanen Alltagsklugheit das Leben der Christen betrachtete, konnte wohl hin und wieder manchen Gegenstand des spottenden Witzes finden. Die Christen hätten solchen Spott nur benutzen können, um von den Kindern der Finsterniß die Verbindung der Schlangenklugheit mit der Taubeneinfalt zu lernen. Der Spötter verhöhnt am Ende sich selbst, indem er über die Erscheinungen einer Welt, von der er noch nicht einmal eine Ahnung hat, die seinem in Schlamm der Erde noch ganz vergrabenen Auge noch ganz verschlossen ist, abzuurtheilen wagt.

Ein solcher war Lucian. Er suchte das Auffallende, Aeußerlichste im Leben der Christen hervor, was ihm als

Gegenstand seines Spottes bequem war, ohne tiefer nachzuforschen, was die Religion der Christen sey, da doch selbst in dem, was er verspottete, Manches war, was ihn auf eine höhere Gewalt in den Gemüthern der Menschen hätte aufmerksam machen können, wenn er für solche ernstere Eindrücke empfänglich gewesen wäre. Ihre feste Hoffnung auf ein ewiges Leben, mit welcher sie dem Tode ruhig entgegen gingen, ihre innige Bruderliebe unter einander hätte ihn wohl etwas Höheres, das diese Menschen beseele, ahnen lassen können; aber statt dessen erscheint ihm Alles als Schwärmerei, weil Manche mit einem etwas schwärmerischen Enthusiasmus sich selbst (s. oben) dem Tode preis gaben. Er spottet darüber, daß sie der Gekreuzigte habe überreden können, einander für Brüder zu halten, sobald sie einmal die hellenischen Götter verleugnet hätten; als ob es nicht gerade das Auffallende wäre, daß ein unansehnlicher Mann in Jerusalem, der von Allen verlassen, als ein Verbrecher hingerichtet worden, noch über ein Jahrhundert nach seinem Tode eine solche Würkung, die doch Lucian zu seiner Zeit unter allen Verfolgungen immer weiter durchdringen sah, hervorbringen konnte. Wie verblendet mußte er seyn, um über eine solche Erscheinung so wegzugehen! Aber freilich Menschen von diesem Standpunkte können mit Allem bald fertig werden, wie sie mit sich selbst fertig geworden sind. Sie können aus dem Nichts Alles erklären, mit ihrem armseligen nil admirari können sie sich gegen alle höhere Eindrücke verschließen. Wir wollen den bei allem seinen Witz und Scharfsinn, und seiner, in so weit nicht von dem Tieferen des innern Menschen die Rede ist, unleugbaren feinen Beobachtungsgabe, — doch sehr klein

uns erscheinenden Mann jetzt selbst reden hören [1]): „Die Elenden haben sich überredet, daß sie ganz unsterblich seyn [2]) und ewig leben werden; deshalb verachten sie auch den Tod, und Viele von ihnen gaben sich von selbst dem Tode preis. Denn ihr erster Gesetzgeber [3]) hat sie auch überredet, daß sie Alle sich wie Brüder zu einander verhalten, wenn sie einmal übergetreten, die hellenischen Götter verleugnet haben, und jenen ihren gekreuzigten Lehrer verehren und nach dessen Gesetzen leben. Sie verachten nun Alles (alles Heidnische) auf gleiche Weise, und halten alles Andere für profan, indem sie ohne hinlänglich begründeten Glauben solche Dinge angenommen haben." Er kann ihnen sonst weiter nichts vorwerfen, als daß sie ihre Wohlthätigkeit gegen Glaubensgenossen so leicht durch Betrüger mißbrauchen ließen, wobei wohl manches Wahre zum Grunde liegen kann (s. unten im dritten Abschnitt), aber auch Uebertreibung nicht fehlt.

Die selbstgerechten Stoiker, die Freunde einer kalten Ruhe, einer auf philosophische Ueberzeugung gegründeten Apathie, sie sahen, wie wir es oben bei dem Kaiser Mark

---

1) De morte Peregrini.

2) Er spielt auf die schon zu Athen, als sie Paulus vortrug, verspottete Auferstehungslehre an.

3) Worunter hier nach dem Zusammenhange Christus, nicht Paulus zu verstehen ist, denn man sieht ja nirgends den Lucian zwei verschiedene Stifter des Christenthums von einander unterscheiden, und wie hätte er, zumal bei seiner oberflächlichen Betrachtung des Ganzen, zu einer solchen Unterscheidung kommen sollen. Auch scheint er ja gerade an die Aufforderungen zur Bruderliebe in den Reden Christi, von dem er wohl gehört haben konnte, zu denken.

Aurel bemerkten, in der Religion des Pöbels, welche eine nicht auf philosophische Demonstration gegründete, nicht durch solche mitzutheilende Begeisterung gab, nichts als blinde Schwärmerei. Arian frägt in seinen Diatriben L. IV c. 7.: ob man nicht durch die Einsicht der Vernunft in die Gesetze der Weltordnung die Furchtlosigkeit sollte erhalten können, welche die Galiläer durch rasende Schwärmerei und Gewohnheit erhielten?

Die Platoniker standen unter allen Philosophisch-Gebildeten dem Christenthum am nächsten; sie konnten in ihren religiösen Ideen und in ihrer Psychologie manche Anschließungspunkte für das Christenthum finden. Daher so manche Kirchenlehrer, welche als Heiden durch den platonischen religiösen Idealismus für das Christenthum, als Religion des Geistes, vorbereitet und empfänglich gemacht worden, und welche ihre philosophische Bildung nachher zum Dienste des Christenthums gebrauchten. Aber es war auch in der menschlichen Natur gegründet, daß Viele, in ihrer einmal abgeschlossenen, philosophisch-religiösen Denkart fest gewurzelt, sich gegen das Neuere, was das Christenthum gab, desto heftiger sträubten, weil sie in dem, was sie einmal besaßen, allerdings mehr als Andere unter den Heiden hatten. Der große Schritt der Selbstverleugnung und der Demuth, den sie hätten thun müssen, um durch eine geschichtlich gegebene Offenbarung ihre Denkart umbilden zu lassen, mußte ihnen natürlich der sauerste werden. Es fanden sich aber auch bedeutende Differenzen zwischen ihrer Denkart und derjenigen, welche das Evangelium verlangte. Sie sollten auf ihre philosphische Vornehmheit in der Religion Verzicht thun, und mit der verachteten

Menge [1]) zu Einem Glauben sich vereinigen; sie sollten ihrer Spekulation durch gegebene Thatsachen einer Offenbarung Grenzen setzen lassen. Sie sollten die reine Wahrheit in Einer Religion allein finden, sie sollten ihr prunkvolles, mit Spekulation, Mysticismus, Poesie und Rhetorik so schön aufgeputztes Heidenthum aufgeben, einen phantasiereichen Polytheismus mit einem öden und leeren Monotheismus vertäuschen. Ungebildete Juden sollten ihnen mehr seyn, als der göttliche Platon. Statt ihres Begriffsgottes, ihres ὄν, aus dem sich nach einer vernunftmäßigen Nothwendigkeit alles Daseyn, von der höchsten Geisteswelt an bis zu der die Lebensentwickelung als Grenze zwischen Seyn und Nichtseyn hemmenden und begrenzenden ὕλη, von Ewigkeit her entwickelt, — statt dieses spekulativen Begriffsgottes, sollten sie einen persönlichen, durch freien Akt seines Willens aus dem Nichts schaffenden, mit freier Vorsehung, die auf jeden Einzelnen hinblickt, Alles selbstständig leitenden Gott anerkennen. Mochte das Volk, das nicht zur höchsten Betrachtung sich erheben kann, einen so menschlichen Gott haben, aber daß auch die Philosophen den Gott des Pöbels sich sollten gefallen lassen! — So erklärt es sich, daß gerade diese Platoniker, je mehr sie von mancher Seite zu dem Christenthum sich hingezogen fühlten, doch desto heftigere Feinde der Religion wurden, welche ihnen solche, ihrer ganzen Denkart so hart widerstreitende Zumuthungen machte.

Der Erste, welcher sich ein eigenes Geschäft daraus machte, gegen das Christenthum zu schreiben, war Celsus,

---

1) Den πολλοις, dem ὄχλος.

höchst wahrscheinlich in derselben Zeit, als unter Mark Aurel mit Feuer und Schwerdt das Christenthum verfolgt wurde. Er gab seinem Werke den anmaßenden Titel „Die Darlegung der Wahrheit“ (Λογος ἀληθης). Es ist um desto nothwendiger, daß wir den Charakter, die Ansichten und die Argumentationsweise dieses Mannes etwas näher betrachten, da wir ihn in vielfacher Hinsicht als den Vorläufer vieler späteren Gegner des ganzen Christenthums, oder der eigenthümlichen Grundlehren desselben ansehen können, da sein Geist und Sinn sich nachher oft wieder findet, und es sich bei ihm oft recht anschaulich zeigt, wie evangelische Wahrheiten dem natürlichen Menschen von dessen Standpunkte aus erscheinen müssen, wie er in seinem Urtheil darüber seine eigene Verblendung und Armseligkeit zur Schau trägt.

Es ist zuerst über die Person dieses Celsus manches Dunkel verbreitet. Origenes, der wider ihn geschrieben hat, ist mit der Vermuthung vorangegangen, daß er der Epikuräer Celsus seyn möchte, welcher unter der Regierung der Antoninen lebte, und als ein Freund des Lucian bekannt ist. Aber Origenes hatte offenbar keinen andern Grund zu dieser Vermuthung, als die Identität des Namens, was, wenn gleich alles darauf hinwiese, daß das Buch würklich in der Zeit jenes Celsus geschrieben worden, doch immer ein sehr schwankendes Argument bleibt, wenn nicht Beweise aus der Uebereinstimmung der Denkart zwischen diesem Buche und jenem Celsus hinzukämen. Es ist also das Wichtigste, diese aufzusuchen.

Lucian widmete jenem Celsus seine Lebensgeschichte jenes Goëten Alexander, welche er nach dessen Auffor-

derung verfaßt hatte. Dies paßt wohl zu dem Charakter des Celsus, der gegen das Christenthum geschrieben hat; denn dieser war besonders aufmerksam auf die Erscheinung der Goëten dieser Zeit, um dann, wie stets die Art solcher Menschen ist, was Würkung eines höheren Geistes und was Schwärmerei ist, ohne Geistesprüfung in Eine Klasse zu werfen [1]). So konnte er auch, um Stoff zu solchen Parallelen zu gewinnen, und dies für seinen Zelotismus in der Verbreitung seiner sogenannten Aufklärung zu benutzen, von dem Alexander mehr zu wissen wünschen. Der erste Celsus hatte ein Buch gegen die Magie geschrieben, welches Lucian l. c. §. 21. sehr lobt, und welches auch Origenes kannte. Der andere Celsus äußert sich verschieden über die Magie. In der Stelle L. I. p. 54. sagt er, nachdem er einige Wunder Christi angeführt hat: „Nun, so mögen wir denn glauben, daß du diese Dinge verrichtet habest.“ Dann aber vergleicht er diese Wunder mit den Werken der Goëten, welche noch größere Wunder verrichten zu können versprächen, den hohen Künsten, von welchen die Schüler der Aegypter für wenige Obolen, mitten auf den Märkten, Proben gäben, wenn sie böse Geister von den Menschen austrieben, Krankheiten weghauchten, Seelen der Heroën citirten, kostbare Mahlzeiten herzauberten, das Todteste wie etwas Lebendes in Bewegung setzten. „Sollen wir sie deshalb für Söhne Gottes halten, oder sollen wir sagen, daß das Künste schlechter und elender Menschen seyen?“ In dieser Stelle liegt schwerlich, wie Origenes meinte, eine

1) Man siehe die lange Stelle L. 7, 348. ed. Hoeschel, wo er die Propheten des alten Testaments, wie an andern Stellen sogar Christus in dieselbe Klasse zu setzen wagt.

Anerkennung der Magie, offenbar redet hier Celsus nicht im Ernst, sondern, wie öfters, sarkastisch. Er betrachtet wohl alles dies nur als Gaukelei, wodurch das leichtgläubige Volk sich täuschen lasse. Denn vorher hat er ja die Wahrheiten der Wunder Jesu überhaupt in Zweifel gezogen, ohne freilich einen Grund dafür anzuführen. Wenn er sarkastisch die Vorzüge der Thiere mit denen der Menschen vergleicht, und unter anderem sagt: „Wenn Menschen sich aber auf Magie etwas einbilden, so sind ja auch darin Schlangen und Adler geschickter, sie verstehen sich auf viele Wunderkuren u. s. w." L. 3. p. 226.; so sieht dies so aus, wie auch Origenes bemerkte, als ob Celsus über das ganze Wesen der Magie nur spotten wollte. Wenn er aber, L. 6. p. 311., die Meinung eines ägyptischen Musikers Dionysius, wie es scheint, mit Beifall vorträgt, daß die Magie nicht über Philosophen, sondern nur über ungebildete und verderbte Menschen Gewalt habe, so scheint er doch im Ernst zu reden: „Es ist die Ansicht der Platoniker dieser Zeit, daß die durch höhere Naturgewalten oder dämonische Kräfte, welche nach ihrer Lehre auch in das Gebiet der blinden Natur, das Reich der ὕλη, gehörten, getriebene Magie, nur auf Diejenigen einwürken könne, welche diesem Reiche noch angehörten, nicht auf Diejenigen, welche sich zu dem über alle Naturgewalt erhabenen Göttlichen [1]) erhoben hätten." Lucian lobt an dem Celsus die Sanftmuth und Mäßigung; von dieser finden wir in jener Schrift keine Spur, vielmehr erscheint darin ein sehr heftiger, leidenschaftlicher Mensch. Aber es frägt sich, ob Lucians Urtheil über

1) Dem ἀγοητευτον.

über seinen Freund das richtige ist, und sodann konnten solche Leute, welche sich sonst in ihrer Ruhe nicht leicht durch etwas stören und afficiren lassen, in heftiges Feuer gerathen, wenn ihnen etwas entgegentrat, das sich nicht in das alltägliche Maaß wollte hineinbringen lassen, das eine ihnen unfaßliche Bewegung in den Gemüthern hervorbrachte.

Nicht allein Origenes kannte jenen ersteren Celsus als einen Epikuräer, sondern auch Lucian nennt ihn als einen eifrigen Verehrer Epikurs. Nun findet sich aber in dem Werke gegen das Christenthum sehr Weniges, worin die Denkart eines Epikuräers hervorzuleuchten scheinen könnte, und auch dieser Schein verliert sich bei genauer Erwägung. Hingegen findet sich Vieles, was mit einer epikuräischen Denkart durchaus unvereinbar ist. Schon Origenes bemerkt dies, und wurde dadurch, wie aus mehreren seiner Aeußerungen hervorgeht, in seiner Meinung, daß dieser Celsus der Verfasser des Werkes sey, schwankend. Er stellt Lib. III. p. 206. die drei Annahmen auf, zwischen denen man sich entscheiden müsse, entweder daß derselbe seine eigentliche Denkart verborgen habe, um mit mehrerem Schein die Christen bekämpfen zu können, da er als Epikuräer alle Religionsvertheidiger auf gleiche Weise, wie die Christen, gegen sich hatte, oder daß der Epikuräer Celsus seine Denkart später geändert, oder daß es ein anderer Celsus sey. Die erste dieser Annahmen aber ist nicht sehr natürlich, die zweite ganz willkürlich.

Obgleich es schwer ist, aus der Polemik des Celsus ein consequentes System abzuleiten, da sich manche Widersprüche in seiner dargelegten Denkart finden, da er über-

haupt nicht als ein ernster und tiefer Denker erscheint, da er in dem Gegensatze der Polemik wohl Manches sagte, was er selbst so ernst nicht meinte, da er auch in ernsten Gegenständen sich zuweilen sarkastisch ausdrückte, da sich bei ihm, wie bei Manchen dieser Zeit, der Gegensatz zu finden scheint, daß sie einerseits gern die philosophisch Aufgeklärten spielten, andrerseits doch gern die alte Religion aufrecht erhalten wollten; so ist es doch unverkennbar, daß er die meisten Ideen aus der damals herrschenden platonischen Philosophie sich angeeignet hatte; freilich ist er mit den tieferen Platonikern nicht zu vergleichen. Wir rechnen darunter seine Ideen von dem Gottverwandten der Seele (p. 8.), womit die im Gegensatze recht schroff ausgedrückten Vorstellungen von den schlummernden, durchstrahlenden, höheren Kräften in den Seelen der Thiere (223) nicht im Widerspruch stehen; denn die Platoniker sagten ja von manchen der alten Theosophen, wie von einem Pythagoras, daß sie die Sprachen der Thiere verstanden hätten; von dem höchsten ὀν, zu dem sich nur die Betrachtung des Philosophen erheben könne; (371. 374.) von der Welt, als dem Sohn des höchsten Gottes, dem θεος δευτερος, dem θεος γενητος, wobei er das Christenthum so wenig verstehen kann, daß er sagt, die Christen hätten ihre Idee vom Sohn Gottes aus dieser Idee hergenommen und sie auf Christus angewandt (317.). An andern Stellen freilich mischt er Gott und Welt zusammen (p. 18. p. 240.), wenn nicht immer dabei die Unterscheidung zwischen dem θεος πρωτος und δευτερος vorschwebt, von den Sternen als göttlichen Wesen, ζωα, θεοι φανεροι (240.), von den

untergeordneten Gottheiten in den einzelnen Theilen der Erde und der Natur, den Volksgöttern, denen man, so lange man dieser Welt angehöre, unterworfen sey, und denen man so lange auch die gebührende Verehrung erweisen müsse (405. 432.); die Idee, daß unmittelbar von Gott nur das Unvergängliche in der menschlichen Natur herstamme, der Geist (205.); die Idee von der ὕλη, die dem göttlichen bildenden Princip widerstehe, Quelle des Bösen, in dieser Welt daher das Böse nothwendig (426.); von den bösen Geistern, die das Göttliche bekämpfen, als aus der ὕλη entsprossen, (313.). — Die Volksreligion, aufgestutzt mit einigen oben abgeschöpften, und mit vornehm thuender Anmaßung vorgetragenen platonischen Ideen, das war es, was Celsus dem, was die Christen bis im Angesichte des Todes begeisterte, entgegenstellen wollte.

Er macht den Christen manche einander widersprechende Beschuldigungen, von einer Seite wirft er ihnen den blinden, alle Untersuchung verschmähenden Glauben [1]) vor, daß sie stets die Losung im Munde führten [2]): Glaube, so wirst du selig werden; daß sie auf alle entgegengehaltenen Schwierigkeiten antworteten: Gott ist Alles möglich; denn die Idee eines von Volksmythologie, wie von einer in Philosophemen bestehenden Religion verschiedenen, von der Spe-

1) Die πιστις ἀλογος.

2) Aehnlich wie der berühmte Arzt Galenus, der zu dieser Zeit und später lebte, und der, obgleich ein edler und tieferer Mensch als Celsus, doch auch von dem, was die Geburt aus dem Geiste ist, keine Ahnung hatte, die λογους ἀναποδεικτους den Christen zum Vorwurf machte.

kulation unabhängigen, selbstständigen Glaubens war dem Heiden fremd, zwischen Glauben und Aberglauben wußte er nicht zu unterscheiden. Von der andern Seite wirft er ihnen im Gegentheil die Menge der Sekten vor: „Wenn alle Menschen Christen seyn wollten, würden sie es nicht mehr wollen; denn Anfangs, als ihrer Wenige waren, stimmten sie überein. Da ihrer aber nun Viele geworden sind, trennen sie sich von einander, und Jeder will eine eigene Sekte stiften, sie stimmen nur etwa noch im Namen überein" [1]). Doch paßte es ja nicht zu dem Charakter einer Religion, welche nur blinden Glauben verlangt, daß sie so viele verschiedenartige Geistesrichtungen anregen, und daher so viele verschiedenartige Sekten veranlassen sollte. Blinder Autoritätsglauben befördert Einförmigkeit des Denkens und des ganzen geistigen Lebens. Woher diese Mannigfaltigkeit und diese Gegensätze der geistigen Entwickelung? Wäre Celsus nicht ein so oberflächlicher Beobachter gewesen, so hätte ihm dieser Widerspruch auffallen müssen, und der Versuch, ihn sich zu lösen, hätte ihn auf das aufmerksam machen können, wodurch sich das Christenthum von allen bisherigen Erscheinungen der geistigen Welt so charakteristisch unterschied.

Celsus wußte, daß sich verschiedenartige Sekten unter den Christen befänden, aber er gab sich nicht die Mühe, welche der aufrichtige Forscher nach Wahrheit sich geben mußte, sie von einander zu unterscheiden. Er hatte manches von den heiligen Schriften der Christen gelesen, aber mit einem solchen Sinne, der den Menschen für das Ver-

---

1) L. III, 120.

ständniß des Göttlichen nothwendig unempfänglich macht, indem er nur Gegenstand zur Verspottung und zur Verlästerung suchte. Wie die verschiedenen Partheien der Christen, warf er auch die apokryphischen und die ächten biblischen Schriften in Eine Klasse. Was er nur von den so entgegengesetzten Partheien der schwärmendsten Gnostiker und der fleischlich anthropomorphischen Chiliasten aufgreifen konnte, um das Christenthum von recht gehässigen Seiten darzustellen, war ihm willkommen.

Bald wirft er ihnen vor, daß sie nichts von allem dem hätten, was man in andern Religionen finde, keine Tempel, keine Bilder und Altäre; bald nennt er sie ein elendes, am Sinnlichen klebendes, nur das Sinnliche liebendes Geschlecht [1]), die nichts erkennen wollten, was sich nicht mit den Sinnen ergreifen lasse. Er deklamirt ihnen vor, daß man die Sinne verschließen, von der Sinnlichkeit sich abwenden müsse, um mit dem Auge des Geistes Gott zu schauen. Und doch hätte ihm die Frage auffallen sollen: Wie kamen diese, noch an sinnlichen Vorstellungen klebenden Menschen zu einer so geistigen Gottesverehrung? So würde er, der Beantwortung dieser Frage nachgehend, der Kraft des Sauerteigs auf die Spur gekommen seyn, der von innen heraus die menschliche Natur zu durchsäuern beginnt; er würde in der sinnlichen Hülle, in welche das Christenthum zuerst eingehen konnte, den höhern Geist, der diese Hülle nach und nach verklären sollte, erkannt haben; er würde inne geworden seyn, daß jene von ihm verachteten, in ihren Vorstellungen so sinnlich scheinenden Chri-

---

1) δειλον και φιλοσωματον γενος. L. VII, 366.

sten doch etwas Höheres im Leben hatten, als ihnen seine vornehm klingenden Phrasen geben konnten. Wie niedrig, wie an der Erde klebend erscheint doch bei allen seinen Reden vom Geist, der Sinn dieses Celsus, wenn man ihn mit dem hochherzigen Sinn christlicher Glaubenszeugen dieser Zeit vergleicht.

Wohl treffend bezeichnet Celsus, was das Wesen des Evangeliums ist, als welches nur für Diejenigen, die in ihr Inneres sehen und sich als Sünder erkennen wollen, eine Quelle der Heiligkeit, nur für Diejenigen, die arm im Geiste werden wollen, eine Quelle des wahren Reichthums werden kann; treffend, ohne es selbst in seiner Verblendung zu ahnen, bezeichnet er, was ihn selbst hinderte, dies in dem Evangelium zu finden, wenn er sagt: „Diejenigen, welche zu andern Religionsmysterien rufen, sagen voraus: „„Es komme herzu, wer rein ist von allen Flecken, wer sich keines Bösen bewußt ist, wer gut und recht gelebt hat."" Laßt uns aber hören, wenn diese hier rufen: „„Wer ein Sünder ist, sagen sie, wer thöricht, wer ein Unmündiger ist, und mit Einem Worte, wer elend ist, den wird das Reich Gottes aufnehmen."" Ist also Christus nicht gesandt für Diejenigen, die frei von allen Sünden sind?" [1]) Ja wohl für solche nicht, die ihre Sündhaftigkeit und Gottes Heiligkeit so wenig kennen, daß sie das zu seyn meinen! aber Celsus war auch ein Solcher, obgleich an Unbefangenheit mit einem Nikodemus nicht zu vergleichen, zu dem der Seelenarzt sagen konnte: „Bist du Einer, der sich weise dünkt, und weißt das nicht?" Von

---

1) L. III. 152, 3. τι δε τοις αναμαρτητοις ουκ ἐπεμφθη?

einer Kraft des Geistes, die das Fleisch besiegen und umwandeln könne, konnte er nichts ahnen. Hätte er nur ein Auge gehabt für die Erfahrung, auf deren Zeugniß sich zu eben dieser Zeit ein Justinus Martyr berufen konnte! aber der Mensch kann leider in einem gewissen Zustande seines Geistes und Herzens mit sehenden Augen blind seyn. Das Geheimniß, wie aus einem Sünder ein Geheiligter werden könne, war dem Celsus fremd, wenn gleich er der Wahrheit die Ehre darin gab, daß kein Gesetz und keine Strafen dies, das größte aller Wunder, bewürken könne [1]): „Es ist doch Jedem offenbar, daß Denjenigen, dem einmal das Sündigen zur Natur und Gewohnheit geworden, Keiner auch durch Strafen ganz umwandeln könne, geschweige denn durch Erbarmen; denn die Natur ganz zu verändern ist das Allerschwerste." Ja wohl; aber wenn ihm ein Licht darüber aufgegangen wäre, daß die Allmacht der Liebe und Gnade würken könne, was durch keine Gewalt der Strafen gewürkt werden kann?

Es kann uns dann auch nicht wundern, wenn Celsus bei dieser Denkart das ausgezeichnete Merkmal des ganzen christlichen Lebens — die Demuth — nicht zu verstehen vermochte. Als Platoniker bekannte er zwar, was sonst den Alten, welche dem Gefühl der eigenen Kraft, dem Selbstvertrauen, den höchsten Platz einräumen, das Wort von der Niedrigkeit nur im schlechten Sinne zu gebrauchen pflegten, fremd war, — daß es nach Plato L. IV de legg. eine ταπεινοτης auch in gutem Sinne geben könne, aber von dem wahren Begriffe derselben blieb er fern. Thöricht klagte

1) L. III, 156.

er das Christenthum an, daß die ganze Lehre von der Demuth in demselben nur aus einem Mißverstande jener platonischen Stelle entstanden sey. Einzelne Auswüchse des Unächten, die sich überall dem Wahrhaften anschließen, benutzte er, um die ganze christliche Demuth als etwas Krankhaftes darzustellen, als ob nach der Lehre der Christen der Demüthige ein Solcher sey, „der immer auf den Knieen liege, auf der Erde sich herumwälze, armselige Kleidung anziehe, sich mit Asche bestreue" [1]).

Wie ihm der Begriff der wahren Demuth fremd war, war ihm auch der Begriff der wahren Hoheit des Menschen, das Gefühl der wahren Herzenserhebung in Gott, das von der Demuth, wie die Demuth von diesem unzertrennlich ist, fremd. Nur das Christenthum kann die beiden Gegensätze, Selbsterniedrigung und Erhebung, Niedrigkeit und Hoheit, Nichts seyn und Alles werden, mit einander ausgleichen. Dem Celsus war dies ein verschlossenes Geheimniß — und daher kommt es denn, daß, wenn er von der einen Seite die Christen einer widrigen, unästhetischen Selbsterniedrigung beschuldigt, er sie von der andern Seite eines unmäßigen Hochmuthes anklagt: daß sie sich, daß sie dem Menschen eine solche Wichtigkeit, eine solche Würde in den Augen Gottes beizulegen wagten. Ihm erscheint, nach der herrschenden Ansicht des Alterthums, das Universum als Ganzes, der einige Selbstzweck der Gottheit, der Mensch nur als Theil des Universums, nicht als Selbstzweck. Was die Christen von einer auf das Einzelne sich beziehenden Vorsehung, von den Sorgen Gottes für das Heil

---

1) L. V, 293.

jedes Einzelnen lehrten, erscheint ihm daher als eitle Anmaßung. „Nicht für den Menschen, eben so wenig als für den Löwen oder den Adler, ist Alles in der Welt geschaffen; sondern dazu, daß die Welt, als Werk Gottes, ein vollständiges Ganze abgeben sollte. Gott sorgt nur für das Ganze, und dies verläßt seine Vorsehung nie. Und diese Welt wird nie schlechter, Gott wendet sich nicht erst nach langer Zeit zu ihr hin. Er zürnt so wenig der Menschen, als der Affen und Fliegen wegen" [1]). Mit einem solchen Götzen der menschlichen Vernunft sollten sich die Christen begnügen! Als consequenter Platoniker verwarf Celsus alles Teleologische in Beziehung auf Gott; von einer Erlösung kann nach seiner Lehre überhaupt nicht die Rede seyn, denn das Böse ist in dieser Welt nothwendig, es hat keinen Ursprung und wird kein Ende nehmen, es bleibt stets, wie es ist, wie die Natur des Ganzen überhaupt ewig dieselbe bleibt [2]). Es ist ein steter Kreislauf. Von diesem Standpunkte aus macht nun Celsus den seichten Einwurf gegen die Erlösungslehre, der nach ihm oft von Deisten und Pelagianisch-Gesinnten, die nur nicht so unbefangen heraussagten, was sie wollten, oder nicht so consequent waren wie Celsus, gemacht worden ist [3]): „Daß Gott ein- für allemal seine Werke vollkommen gemacht, und sie nicht, wie ein Mensch, hinterher zu verbessern brauche." Freilich consequent nach dem Standpunkte des Celsus, da er die Welt nur als Ganzes und als selbstgenugsames Ganzes betrach-

---

1) L. IV, 236.

2) L. III, 211.

3) L. IV, p. 215.

tete, da er die moralische Freiheit läugnen mußte; aber in einer verkehrten Ansicht von dem Verhältnisse der Welt, und insbesondere der vernünftigen Geschöpfe zu Gott lag eben sein Grundirrthum.

Ein edlerer und tieferer Geist, als in dem Celsus, war in einem andern Gegner des Christenthums in den späteren Zeiten des dritten Jahrhunderts, der vielleicht unter dem Kaiser Diocletian oder etwas früher schrieb, — Porphyrius, ein geborner Phönizier, welcher einen orientalischen Geist in griechische Bildung umschmolz. Was der Kirchengeschichtschreiber Sokrates erzählt, daß Porphyrius ursprünglich Christ gewesen, und nur durch die Mißhandlung, die er von einigen Christen erfahren, gegen das Christenthum eingenommen worden, das sieht einem der gewöhnlichen Mährchen, wodurch man Feindschaft gegen die Wahrheit von außen her zu erklären suchte, gar zu ähnlich, als daß es irgend einen Glauben verdienen könnte, und nirgends zeigt sich auch in dem, was wir von dem Porphyrius wissen, eine Spur früheren Christenthums. Denn manche dem Christenthum verwandte, oder, was oft der Fall ist, mehr verwandt scheinende Ideen des Porphyrius können gewiß nicht dafür angeführt werden. Theils gingen diese Ideen von selbst aus dem, was der Platonismus mit dem Christenthum Verwandtes hatte, hervor, und wurden durch das Streben, das Heidenthum zu verfeinern, und im Gegensatze gegen das Christenthum es aufrecht zu halten, noch mehr hervorgerufen, theils offenbarte sich darin die Macht, welche das Christenthum auch schon über Geister, die sich demselben entgegenstellten, ausübte. Wäre Porphyrius nicht Schüler des Plotinus

geworden, so hätte er in die Versuchung kommen können, seine theosophische Richtung an das Christenthum anzuschließen, und er hätte so eine Art von Gnostiker werden können. Die dem orientalischen Gnosticismus entgegengesetzte, spekulative Richtung, die er durch den Plotinus erhielt, die Anschließung seiner Theosophie an das hellenische Heidenthum, machte ihn nun zu einem heftigen Feinde des nur Eine Wahrheit anerkennenden, zu dem Eklekticismus sich nicht bequemenden Christenthums.

Porphyrius nennt es in seinem Briefe an seine Frau Marcella die größte Frucht der Frömmigkeit, die Gottheit zu verehren auf vaterländische Weise [1]). Das Christenthum mußte ihm also schon als unvaterländische, im Kampf gegen den vaterländischen Cultus auftretende Religion verhaßt seyn. Da Porphyrius einen Cultus aufrecht erhalten wollte, der mit den Grundideen seiner philosophischen Religion eigentlich in Widerstreit war, so mußte er natürlich in manchen Widerspruch mit sich selbst gerathen. Er war eifriger Vertheidiger des Bildercultus, er beförderte, indem er die alte Volksreligion durchaus aufrecht erhalten wollte, zugleich den alten Aberglauben, da seine vergeistigenden Auslegungen des ersteren dem Volke ganz unverständlich waren — und doch schrieb er seiner Frau Marcella: „Ein Gottloser ist nicht so wohl, wer die Bildnisse der Götter nicht verehrt, als wer die Meinungen der Menge auf Gott überträgt."

Dieser Porphyrius hat ein Werk gegen das Christenthum geschrieben, in welchem er Widersprüche in der heili-

---

1) Ep. ad Marcellam ed. Maj., wo es wohl heißen soll: τιμᾳν το θειον κατα τα πατρια.

gen Schrift, Widersprüche zwischen den Aposteln, wie insbesondere zwischen dem Apostel Petrus und dem Apostel Paulus [1]) nachzuweisen suchte. Er benutzte die Blößen, welche ihm die willkürliche, allegorisirende Auslegungsweise einer theologischen Schule unter den Christen gab, um sie zu beschuldigen, daß sie solche Künsteleien anwenden müßten, um einen würdigen Sinn in das alte Testament hineinzulegen [2]), obgleich diese Platoniker am wenigsten zu einer solchen Anklage berechtigt waren, da sie sich so viele willkürliche Deutungen der alten heidnischen Mythen und Symbole erlaubten.

Genauer, als dies Werk des Porphyrius, ist uns ein anderes Werk desselben bekannt geworden, in welchem er auch vom Christenthum gesprochen hat, und welches wenigstens mittelbar die Absicht haben konnte, der Ausbreitung desselben entgegenzuwürken: Ein System der Theologie, wie dasselbe aus den alten vorgeblichen Orakelsprüchen abzuleiten sey [3]). Er wollte dadurch, wie wir schon oben bemerkten, dem Bedürfnisse nach einem durch zuverlässige, göttliche Autorität beglaubigten Religionsunterrichte, welches die Menschen aber dem Christenthum zuführte, zu Hülfe kom-

1) Wozu er den Scheingrund aus dem bekannten antiochenischen Vorfall, Gal. 2., mißbrauchte.

2) Euseb. VI, 19.

3) περι της εκ λογιων φιλοσοφιας, von welchem, in mannichfacher Hinsicht interessanten Werke in den zwölf sermonib. curat. affect. des Theodoret, in Augustin's Werke de civitate Dei, nach einer lateinischen Uebersetzung, in der es Augustin gelesen hatte, und besonders in dem großen literarischen Schatze der praeparat. evang. und der demonstrat. evang. des Eusebius uns bedeutende Bruchstücke erhalten sind.

men. Unter den Orakelsprüchen befinden sich nun auch einige, welche Christus und das Christenthum betreffen. Die Orakel lauteten in dieser Hinsicht verschieden, nach der verschiedenen Denkart der Priester, die sie gaben. Wie es sich in den ersten Jahrhunderten häufig findet, daß die Frauen eifrige Christinnen geworden, während die Männer noch ganz dem Heidenthum ergeben waren, so geschah es, daß ein Mann den Apollo befragte, welchen Gott er versöhnen müsse, um seine Frau von dem Christenthum wieder abzubringen [1]). Der vorgebliche Apollo, der die Glaubensfestigkeit der Christen wohl kannte, antwortete dem Fragenden, er werde leichter auf fließendes Wasser schreiben, oder durch die Lüfte fliegen, als den Sinn seiner einmal verunreinigten, gottlosen Frau verändern können. Möge sie fortfahren ihren gestorbenen Gott zu betrauern. Apollo scheint sodann die Richter, welche Jesus als einen Empörer gegen das Judenthum zum Tode verurtheilt hätten, zu rechtfertigen, „denn die Juden erkannten doch Gott noch mehr als die Christen an" (das gewöhnliche Urtheil der Heiden) (s. oben) [2]).

Manche Heiden kamen durch das, was sie von Christo gehört hatten, auf den Gedanken, daß er auch neben den übrigen Göttern als Gott zu verehren seyn könnte, und sie fragten deshalb ein Orakel. Merkwürdig, daß die Priester,

1) Majus schließt durchaus mit Unrecht aus dieser Stelle, daß Porphyr's Marcella eine Christin gewesen. Porphyrius führt ja die Frage eines Andern, wie häufig in diesem Buche, an. Der Brief an die Marcella enthält auch gar keine Spur davon, daß sie Christin gewesen, beweiset vielmehr das Gegentheil.

2) Augustin. de civitate Dei L. XIX. c. 23.

welche den Orakelspruch aufsetzten, sich doch scheuten, etwas Schlechtes von Christo selbst zu sagen. Es wurde die Antwort gegeben: „Der Weise weiß, daß die Seele sich unsterblich aus dem Körper erhebt, aber die Seele jenes Mannes ist durch Frömmigkeit besonders ausgezeichnet" [1]). Als sie denn weiter fragten, warum denn Christus den Tod erlitten, war die Antwort: „Schwachen Martern unterworfen zu seyn, ist überhaupt das Loos des Körpers; aber die Seele der Frommen hat dies voraus, daß sie sich zu den Gefilden des Himmels erhebt" [2]). Porphyrius selbst erklärt darauf, Christus müsse man daher nicht lästern, sondern nur Diejenigen bedauern, die ihn als Gott verehrten. „Jene fromme,

1) Euseb. Demonstrat. Evang. L. III. p. 134. ὀττι μεν ἀθανατη ψυχη μετα σωμα προβαινει, γιγνωσκει σοφιη τετιμημενος, ἀλλαγε ψυχη ἀνερος εὐσεβιη προφερεστατη ἐστιν ἐκεινου.

2) Σωμα μεν ἀδρανεσιν βασανοις αἰει προβεβληται, ψυχη δ' εὐσεβεων εἰς οὐρανιον πεδον ἵζει. Es mag seyn, daß Porphyrius durch Orakel, die von alexandrinischen Juden oder anderen, älteren heidnischen Platonikern untergeschoben worden, zuweilen sich hat täuschen lassen. Es könnte immer auch seyn, daß solche Orakel, wie diese, von irgend einem andern, billiger denkenden Heiden unter dem Namen des Gottes oder der Göttin untergeschoben worden, obgleich es sich auch recht gut, und wohl noch natürlicher, annehmen läßt, daß diese Orakel würklich bei dieser Veranlassung entstanden waren; aber sicher ist der Verdacht ganz unstatthaft, daß sie von einem Christen ersonnen seyen, denn Christen würden sich gewiß nicht dazu haben verstehen können, von Christus so wenig zu sagen. Wohl mag dann das Beispiel solcher heidnischer Orakelsprüche Christen veranlaßt haben, andre zu erdichten. In dem Orakelspruche, den Laktanz anführt, Institut. L. IV, c. 26., gaben die Worte von Christo: θνητος ἐην κατα σαρκα, σοφος τερατωδεσιν ἐργοις, und manches andere den Christen zu erkennen.

zum Himmel erhobene Seele sey nach einem gewissen Verhängnisse für diejenigen Seelen, denen nach einem Fatum die Gaben der Götter und die Erkenntniß des ewigen Zeus nicht zugekommen, Veranlassung zum Irrwahn geworden."

Die Reihe der schriftlichen Widersacher des Christenthums schließt Hierokles, Statthalter von Bithynien, nachher von Alexandria, der einen solchen Zeitpunkt wählte, gegen das Christenthum zu schreiben, in welchem ein Mann von Edelsinn und Zartgefühl am wenigsten hätte dazu geneigt seyn müssen, den Zeitpunkt, da die Gewalt von Außen gegen die Christen wüthete; und Hierokles war am wenigsten geeignet, sich zum Lehrer der Christen aufzuwerfen, da er selbst einer der Anstifter der Verfolgung war, und er an derselben einen Hauptantheil hatte. Doch wollte er sich das Ansehen unpartheiischer Wahrheitsliebe und liebevoller Gesinnung gegen die Christen geben, indem er sein Werk „Worte der Wahrheitsliebe an die Christen" 1) betitelt. Er trug hier vieles von Neuem vor, was schon Celsus und Porphyrius gesagt hatten; er erlaubte sich, die unverschämtesten Lügen von der Geschichte Christi zu erzählen, — und, um den Christen den Beweis aus den Wundern Christi zu nehmen, führte er die Vergleichung zwischen Ihm und jenem Apollonius von Tyana durch, von dem alles glaubwürdig seyn sollte, was der rhetorische Philostrat nach mehreren Jahrhunderten Mährchenhaftes aus unzuverlässigen Quellen und eigener Phantasie geschrieben hatte, wie z. B., daß er die Sprache der Thiere verstanden, während daß die Apostel, als ungebildete, lügenhafte

---

1) λογοι φιλαληθεις προς τους χριστιανους.

Menschen, Gaukler, wie Hierokles schimpfte, ohne zu beweisen, nur lauter Falsches erzählt haben sollten. „Ihr haltet Christus für Gott, — sagte er — weil er einige Blinde sehend gemacht, und einige ähnliche Dinge gethan haben soll, und die Hellenen halten doch einen Apollonius, der so viele Wunder gethan hat, darum nicht für einen Gott, sondern nur für einen den Göttern besonders beliebten Menschen." Das war die eigenthümliche Argumentation des Hierokles [1]).

Man hat auch schon in der Lebensbeschreibung jenes Apollonius durch den Rhetor Philostrat, einen der Günstlinge der Julia Domna, der Frau des Kaisers Septimius Severus, eine polemische Beziehung gegen das Christenthum finden wollen. Aber eine solche läßt sich aus keiner Stelle dieses Buchs beweisen, da doch die Veranlassung nicht fehlte, irgendwie feindselige Bemerkungen gegen das Christenthum einfließen zu lassen, z. B., wo er von den Juden redet. Aber er spricht vielmehr von dem Zorn Gottes über die Gräuel, welche zu Jerusalem vorgefallen waren, L. IV c. 29., was Christen günstig für ihre Sache deuten konnten. Man kann nur etwa sagen, daß Philostrat, wie andre Heiden dieser Zeit, indem er das Bild eines Heroën der alten Religion, wie Andere das Bild eines Pythagoras, recht in's Uebertriebene ausmalte, dadurch der sinkenden Religion einen neuen Schwung zu geben suchte; und ein solches Streben konnte nun freilich durch das Umsichgreifen des Christenthums mit veranlaßt werden, und es

---

1) Siehe von ihm: Lactant. L. V. c. 2. de mortib. persecutor. c. 16. Euseb. adv. Hierocl.

es kann seyn, daß er die Absicht hatte, den Apollonius als Heroën der alten Religion Christo entgegenzustellen, es kann seyn, daß er durch das, was er von den Wundern Christi gehört hatte, zu manchen einzelnen Zügen seiner Dichtung veranlaßt wurde, obgleich doch keine so hervorstehende Beziehung der Art sich findet, daß sich dies würklich beweisen ließe.

Den durch das Wort und die Gewalt von den Heiden unternommenen Angriffen auf das Christenthum traten, von der Zeit des Kaisers Hadrian an, Vertheidiger des Christenthums und der Christen durch das Wort entgegen. (Wir werden ausführlicher von diesen Apologeten und ihren Schriften in dem Abschnitt von den Kirchenlehrern reden.) Wir erwähnen hier nur, daß diese Apologieen von zwiefacher Form und zwiefacher Absicht waren. Die einen waren Lehrentwickelungen, für die ganze gebildete Heidenwelt bestimmt, die andern waren von mehr offizieller Art; die Verfasser derselben traten als Sachwalter der Christen vor den Kaisern oder vor den Proconsules und Präsides der Provinzen auf. Da sie persönlich kein Gehör finden konnten, so mußten sie es versuchen, durch die Schrift zu reden. Die Annahme, daß die Anrede an die Kaiser, an den Senat und die Statthalter bloß Einkleidungsform dieser Schriften seyen, nach Art der Uebungsstücke (declamationes) heidnischer Rhetoren, paßt gewiß nicht zur Lage und Stimmung der Christen dieser Zeit; vielmehr war es so natürlich, daß die Christen, indem sie solche Schriften übergaben, das Urtheil der Staatsbehörden über das Christenthum und die Christen zu berichtigen suchten. Man kann sich aber auch nicht wundern, wenn diese Schriften

von ihrem Zweck, in Beziehung auf die heidnischen Staatsbehörden, Wenig oder Nichts erreichten; denn diese ließen sich schwerlich die Zeit, und waren schwerlich in der Gemüthsverfassung, das in diesen Apologieen Gesagte ruhig zu prüfen. Auch Meisterwerke apologetischer Kunst, was diese aus der Fülle der Ueberzeugung geschriebenen Apologieen doch nicht waren, hätten hier nichts würken können, denn sie konnten auf keine Weise das Christenthum dem politisch-religiösen Gesichtspunkt römischer Staatsmänner empfehlen; nie konnten sie aus dem Christenthum eine religio Romana machen, mochten sie sich auf diesem Gesichtspunkte unbekannte, allgemeine Menschenrechte in Kraft der Wahrheit berufen, mochten sie die erst durch das Christenthum recht an's Licht gebrachte, dem menschlichen Geist und Herzen so nahe zu liegen scheinende Idee geltend machen, daß die Religion nur Sache der freien Ueberzeugung und Gesinnung sey, daß sich Glauben nicht erzwingen lasse, daß einem Gott mit erzwungener Verehrung nicht gedient seyn könne; „Es ist in dem Menschenrechte und in der natürlichen Gewalt eines Jeden gegründet, sagt Tertullian ad Scapul. c. 2., den Gott zu verehren, an den er glaubt, es ist nicht Sache der Religion, die Religion zu erzwingen, denn sie muß freiwillig angenommen, nicht mit Gewalt aufgedrungen werden"; dem römischen Staatsmann aber kam es nur auf die äußerliche Gesetzerfüllung an, nichts konnte ihn den Menschen vom Bürger unterscheiden lehren. Mochten sich die Apologeten auf das vorwurfsfreie Leben der Christen berufen, nur darauf antragen, daß man mit aller Strenge gerichtlich untersuche, und das sittlich Strafbare strafe; auch dies konnte nichts

helfen. Die Verständigeren glaubten längst jenen abentheuerlichen Volksgerüchten nicht mehr. Sie fanden an den Christen im Ganzen, wie Plinius, keine moralische Schuld. Aber doch erschien ihnen das christliche Leben unvereinbar mit den moribus Romanis und der disciplina Romana, das Christenthum als ein der römischen Staatsordnung gefährliches Fieber der Schwärmerei.

Zweiter Abschnitt.

Die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen.

I. Die Geschichte der Kirchenverfassung.

1) Die Geschichte der Gemeindeverfassung im Allgemeinen.

Wir müssen in der Bildungsgeschichte der christlichen Kirchenverfassung zwei Momente sorgfältig von einander unterscheiden: die erste Bildungsepoche derselben, wie sie in dem apostolischen Zeitalter, aus dem eigenthümlichen Wesen des Christenthums, ohne Beimischung fremdartiger Einflüsse, hervorging; — und was aus der ersten einfachen Gemeindeverfassung, unter manchen fremdartigen Einflüssen, bis an das Ende dieser Periode wurde. Wir reden also zuerst von der Grundlage der christlichen Gemeindeverfassung im apostolischen Zeitalter.

A. Die erste Grundlage der christlichen Gemeindeverfassung in dem apostolischen Zeitalter.

Die Verfassung der christlichen Gemeinde mußte sich, wie sie sich aus dem Eigenthümlichen des Christenthums

entwickelte, wesentlich von der Verfassung aller andern religiösen Vereine unterscheiden. Eine solche Priesterzunft, welche die übrigen Menschen als in der Religion Unmündige zu leiten, welche ausschließlich für die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse derselben zu sorgen, welche die Verbindung aller Uebrigen mit Gott und den göttlichen Dingen erst zu vermitteln hatte, — eine solche Priesterkaste konnte innerhalb des Christenthums nicht statt finden. Indem das Evangelium hinwegräumte, was die Menschen von Gott trennte, indem es Alle zu derselben Gemeinschaft mit Gott durch Christus führte, hob es auch jede Scheidewand auf, welche Menschen von einander, in Beziehung auf die höheren Angelegenheiten, trennte. Derselbe Hohepriester und Mittler für Alle, durch den Alle mit Gott versöhnt und verbunden, selbst ein priesterliches und geistliches Geschlecht geworden; Ein himmlischer König, Führer und Lehrer, durch den Alle von Gott Gelehrte geworden sind, Ein Glaube, Eine Hoffnung, Ein Geist, der Alle beseelen sollte, Ein Orakel in den Herzen Aller, die Stimme des Geistes, die vom Vater ausgeht, Alle Bürger Eines Himmelreichs, mit dessen Himmelskräften sie schon als Fremdlinge in der Welt ausgerüstet worden. Wenn die Apostel die Priesteridee des alten Testaments auf das Christenthum anwandten, so geschah es stets nur in der Absicht, um zu zeigen, daß es kein solches sichtbares, besonderes Priesterthum, wie in der alttestamentlichen Oekonomie, in der neutestamentlichen geben könne, daß, indem den Gläubigen durch Einen Hohenpriester, Christus, der freie Zugang zu Gott und zum Himmel ein- für allemal eröffnet sey, sie durch die Verbindung mit Ihm selbst ein gottgeweihtes, geistliches Volk geworden seyen,

ihr Beruf kein anderer als der, ihr ganzes Leben als Dankopfer für die Gnade der Erlösung Gott zu weihen, zu verkünden die Kraft und Gnade deß, der sie aus dem Reiche der Finsterniß berufen zu seinem wunderbaren Licht, ihr ganzes Leben ein fortgehendes Priesterthum, ein geistiger, aus der Gesinnung des in der Liebe thätigen Glaubens hervorgehender Gottesdienst, ein fortlaufendes Zeugniß von ihrem Erlöser. (Vergl. 1 Petr. 2, 9. Röm. 12, 1. und den Geist und Ideenzusammenhang in dem ganzen Briefe an die Ebräer.) So sollte nun auch die Förderung des Gottesreichs im Ganzen und Einzelnen, die Förderung der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden, und das Bessere jeder einzelnen Gemeinde nicht allein die Angelegenheit einer gewissen auserwählten Klasse von Christen, sondern die eigenste Sache jedes einzelnen Christen seyn. Jeder sollte von seinem ihm durch das unsichtbare Haupt der Gemeinde angewiesenen Standpunkte aus, durch die von Gott ihm verliehenen, in seiner eigenthümlichen, jetzt aber durch den heiligen Geist wiedergeborenen und verklärten Natur gegründeten, besonderen Gaben dazu mitwürken. Es gab hier nicht Geistliche und Weltliche, sondern Alle sollten als Christen ihrem innern Leben, ihrer Gesinnung nach, dem Ungöttlichen der Welt abgestorbene, insofern aus der Welt ausgeschiedene, vom Geiste Gottes, nicht vom Geiste der Welt beseelte Menschen seyn. Die einzelnen, vorherrschenden Fähigkeiten der Christen sollten, insofern sie von diesem Geiste geheiligt, vergöttlicht, als Organe seiner Würksamkeit, von ihm angeeignet werden, zu Charismaten, Gnadengaben, werden. So begann daher der Apostel Paulus seine an die corinthische Gemeinde gerichtete Ab-

handlung von den Gnadengaben, 1 Corinth. 12.: „Einst, da ihr Heiden wart, ließt ihr euch von euren Priestern blindlings zu den stummen Götzen hinführen, ihr wart todt und stumm, wie sie. Jetzt, da ihr durch Christum dem lebendigen Gott dient, habt ihr keine solche Führer mehr, die euch blindlings am Gängelband ziehen. Ihr selbst habt zum Führer den Geist Gottes, der euch erleuchtet. Ihr folgt nicht mehr stumm, Er redet aus euch, es sind mancherlei Gaben; aber es ist Ein Geist." Wer sollte sich das anmaaßen, was der erleuchtete Apostel nicht wagte, Herr zu seyn über den Glauben der Christen?

Der Zustand jener corinthischen Gemeinde, wie sie uns in den paulinischen Briefen erscheint, zeigt uns, so mangelhaft derselbe auch in mancher Hinsicht war, wie eine christliche Gemeinde beschaffen seyn sollte, wie hier Alle mit ihren gegenseitigen Gaben, als Glieder des Einen Leibes, von gleicher Würde einander ergänzend, in einander würken sollten. Das Lehramt war hier nicht ausschließlich Einem oder Mehreren zugetheilt, sondern Jeder, der dazu Beruf fühlte, konnte in der Gemeindeversammlung ein Wort zur allgemeinen Erbauung reden. Nach der Verschiedenheit der eigenthümlichen Naturen unter den Christen, welche der Würksamkeit des heiligen Geistes zum Organ dienten, und wodurch die Verschiedenheit unter den Offenbarungsformen desselben bestimmt wurde, trat dessen Würkung bald mehr als etwas Schöpferisches hervor [1]), bald mehr als etwas Receptives oder Kritisches [2]). Daher finden wir auch eine

---

1) In der Gabe der Prophetie.

2) In der Gabe der Geisterprüfung oder der Auslegung.

große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in den Abstufungen der Begeisterung, in dem Verhältnisse des Menschlichen zum Göttlichen bei denselben: die besonnene, reflektirende, rein menschliche Geistesthätigkeit, entweder mehr vorherrschend, oder diese mehr zurücktretend, und das Göttliche in seiner Allgewalt mehr überwiegend, die mannigfachen Abstufungen von der Gabe der Zungen bis zu der gewöhnlichen, regelmäßigen Lehrgabe [1]).

Da das Christenthum die eigenthümliche, in den Gesetzen der ursprünglichen Schöpfung gegründete Naturbestimmung nicht vernichtete, sondern sie heiligte und verklärte [2]); so ließ es daher, wenn gleich die Scheidewand zwischen Mann und Weib, in Beziehung auf das höhere Leben, durch Christus aufgehoben, in Ihm Mann und Weib Eines geworden, doch das weibliche Geschlecht aus der eigenthümlichen, von der Natur demselben angewiesenen Art und Bestimmung nicht heraustreten. Dem weiblichen Geschlechte allein untersagt deshalb der Apostel Paulus, 1 Cor. 14, 34., das Reden in der Gemeindeversammlung, eben auch ein Beweis, daß sonst keine Ausnahme von diesem allgemeineren Rechte aller Christen statt fand. Diese letztere Ausnahme aber wurde auf gleiche Weise in den folgenden Zeiten stets festgehalten; selbst die schwärmerischen Montanisten erkannten dieselbe an, sie behaupteten nur, daß die außerordentlichen Würkungen des göttlichen Geistes in der Gemeinde dieser Regel nicht folgten, und sie beriefen sich auf die weissagenden Frauen, 1 Cor. 11., jedoch mit Unrecht, denn

1) Dem χαρισμα διδασκαλιας.

2) Auch in dieser Hinsicht ist es ein wahres Wort, daß Christus nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.

der Apostel redet hier nur von dem, was in der corinthischen Gemeinde einmal herrschend war, ohne es gut zu heißen, in der Absicht, es eben nachher gleich zu berichtigen, wie aus der Vergleichung mit jener oben angeführten, nachfolgenden Stelle hervorgeht [1]).

Indeß, obgleich alle Christen denselben Priesterberuf und dieselben Priesterrechte hatten, und obgleich es keinen besonderen Priesterstand in der ersten christlichen Kirche geben konnte, so mußte doch jede Gemeinde, als ein Verein zur Darstellung und Fortpflanzung des Gottesreiches, ein Verein zum Bekenntnisse desselben Glaubens in Wort und Wandel, zu gegenseitiger Befestigung und Belebung dieses Glaubens, zur Gemeinschaft und zur gegenseitigen Förderung des aus diesem Glauben fließenden höheren Lebens, ein Verein zu diesen höchsten Zwecken mußte eine denselben angemessene Form und Gestalt gewinnen, denn ohne eine solche kann ja nichts unter den Menschen fort bestehen. Die christlichen Gemeinden mußten um so mehr eine solche feste Ordnung annehmen, da sie in einer ihnen so fremdartigen Welt, unter so mannigfachen, ihnen drohenden, zerstörenden, oder doch trübenden Einflüssen sich entwickeln und fortpflanzen sollten. Wie bei jedem Vereine, mußte eine gewisse

1) Der Hilarius, welcher Commentare über die paulinischen Briefe geschrieben hat, zeichnet sich durch seine unbefangene Betrachtungsweise des christlichen Alterthums besonders aus. Auch von dieser Seite weiß er das Urchristliche von dem Späteren gut zu unterscheiden, wenn er sagt: primum omnes docebant et omnes baptizabant, ut cresceret plebs et multiplicaretur, omnibus inter initia concessum est, et evangelizare et baptizare et scripturas explorare. Hilar. in epist. Ephes. c. 4. v. 12.

Regierung und Führung der allgemeinen Angelegenheiten vorhanden seyn. Diejenige Regierungsform mußte dem Geiste des Christenthums und den Zwecken, zu denen Gemeinden sich bildeten, am meisten entsprechen, welche, die freieste Entwickelung derselben von innen heraus, das freieste Zusammen- und Ineinanderwürken aller einzelnen Kräfte und Gaben am meisten zu befördern, geeignet war. Die monarchische Regierungsform konnte gar zu leicht auf die freie Entwickelung der verschiedenen Eigenthümlichkeiten hemmend und unterdrückend einwürken, gar zu leicht dahin führen, daß Eine bestimmte, menschliche Form Allem aufgeprägt wurde, statt daß der Geist frei waltend in mannigfachen, menschlichen Formen sich entwickeln, und diese in einander greifen sollten. Sie konnte gar zu leicht dahin führen, daß das Menschliche überschätzt wurde, daß Ein Mensch zu viel galt, daß Er der Mittelpunkt wurde, um den sich Alles sammelte, statt daß nur der Eine unsichtbare Hirt Aller für Alle der Mittelpunkt seyn sollte. Wie sehr suchen doch immer die Apostel eine solche Gefahr abzuwehren! Wie dringt doch der Apostel Paulus in dem ersten Briefe an die Corinther auf das freie Zusammenwürken Aller, daß keine Kraft oder Richtung, alles Uebrige unterdrückend, vorherrsche! Die Apostel selbst, welche eines nur ihnen, für ihren Beruf als Gründer der ersten Kirche und Lehrer des reinen Christenthums für alle Zeiten nothwendigen höheren Maaßes der Erleuchtung, einer von dem göttlichen Stifter der Kirche selbst ihnen, wie keinen andern Menschen, übertragenen, höheren Autorität und Gewalt sich bewußt waren, sie treten doch so wenig als möglich gebieterisch auf, sie suchen so viel als möglich, mit freier Mit-

würkung der Gemeinden, in allen dieselben betreffenden Angelegenheiten zu handeln, wovon wir nachher noch besonders reden wollen. Petrus und Johannes setzten sich in ihren Briefen mit andern Gemeindevorstehern in Eine Klasse, statt sich als allgemeine Regierer der Kirche über sie zu stellen. Wie schwer konnte es seyn, in den Gemeinden den Einen zu finden, der alle Eigenschaften zur Leitung der Gemeindeangelegenheiten in sich vereinigte, und der allein das Vertrauen Aller besaß! Weit leichter, in jeder Gemeinde mehrere Hausväter zu finden, deren Eigenthümlichkeiten bei einer solchen Amtsverwaltung einander auf eine heilsame Weise ergänzen konnten, von denen der Eine bei Diesen, der Andere bei Jenen mehr Vertrauen besaß. Das Monarchische in geistlichen Dingen stimmt nicht gut zu dem Geist des Christenthums; auf das Gefühl gegenseitiger Hülfsbedürftigkeit, die Nothwendigkeit und das Segensreiche gemeinschaftlicher Berathung wie gemeinschaftlichen Gebetes weiset es überall hin. Wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind, verheißt Er, Er wolle mitten unter ihnen seyn.

Dazu kam, daß das Christenthum, wo schon vorhandene Formen zu dessen Geiste und Wesen gut paßten, dieselben sich gern aneignete. Und nun war schon in den jüdischen Synagogen, und in allen aus dem Judenthum hervorgegangenen Sekten eine Regierungsform vorhanden und diese keine monarchische, sondern eine aristokratische: ein Rath der Gemeindeältesten, זְקֵנִים, πρεσβυτεροι, der alle gemeinschaftliche Angelegenheiten leitete. An diese Form sich anzuschließen, lag dem aus dem Judenthum heraus sich entwickelnden Christenthum natürlich am nächsten. Diese

Verfassungsform mußte auch, wo sich im römischen Reiche unter den Heiden Gemeinden bildeten, als die natürlichste erscheinen, denn man war ja von Alters her gewohnt, die Städteangelegenheiten durch einen Senat, die Versammlung der decuriones, verwaltet zu sehen. Daß die Vergleichung der kirchlichen Verwaltung mit der politischen sich hier würklich anschloß, zeigt sich darin, wenn nachher die Geistlichen ordo genannt wurden, der leitende Senat der Gemeinde, denn ordo hieß vorzugsweise der ordo senatorum.

So wurde demnach der Leitung der Gemeinden überall ein Rath der Aeltesten vorgesetzt, es brauchten nicht gerade die den Jahren nach Aeltesten zu seyn, wenn gleich man auch auf das Alter wohl besondere Rücksicht nahm, sondern das Alter war hier Bezeichnung der Würde, wie in dem lateinischen: „senatus," im griechischen „γερουσια." Neben dem gewöhnlichen Namen dieser Gemeindevorsteher, dem Namen der πρεςβυτεροι, gab es noch manche andere, ihren eigenthümlichen Würkungskreis bezeichnende Benennungen, wie ποιμενες, Hirten, פַּרְנָסִין, ἡγουμενοι, προεςωτες των ἀδελφων, — und einer dieser Namen war auch der Name ἐπισκοποι, als Aufseher, Leiter über das Ganze der Gemeinde.

Daß auch der Name der Episkopen mit dem der Presbyteren ganz gleichbedeutend war, das geht deutlich hervor aus den Stellen des neuen Testaments, wo beide Benennungen mit einander verwechselt werden, Apostelgesch. 20, vergl. V. 17. mit V. 28., Br. an Tit. Cap. 1, V. 5. mit V. 7., und aus denjenigen, wo gleich nach dem Amt der Episkopen das Amt der Diakonen genannt wird, so daß also zwischen diesen beiden Kirchenämtern nicht noch ein drittes in der

Mitte liegen konnte, Br. an Philipp. 1, 1. 1 Timoth. 3, 1. und 8. Diese Verwechselung beider Benennungen ist Beweis gänzlicher Einerleiheit. Wäre der Name Bischof auch ursprünglich nur der auszeichnende Namen eines Vorstehers dieses Kirchensenats, eines Primus inter Pares gewesen, so hätte eine solche Verwechselung schon nicht statt finden können. Auch in dem Briefe, den Clemens, der Schüler des Paulus, im Namen der römischen Gemeinde schreibt, werden gleich nach den Bischöfen, als Gemeindenvorstehern, die Diakonen genannt, s. Cap. 42.

Diese Presbyteren oder Episkopen hatten die Aufsicht über das Ganze der Gemeinde, die Leitung aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten, aber das Lehramt war ihnen nicht ausschließlich übergeben, denn, wie wir oben bemerkten, hatten ja ursprünglich alle Christen das Recht, in den Gemeindeversammlungen ihr Herz vor ihren Brüdern zu ergießen, und zu deren Erbauung zu reden. Indeß geht daraus noch nicht hervor, daß alle Gemeindeglieder zu den gewöhnlichen Lehrvorträgen geschickt waren; es ist wohl zu unterscheiden zwischen einer regelmäßigen, dem, der sie besaß, stets zu Gebote stehenden Lehrfähigkeit, und den von einer augenblicklichen Begeisterung ausgehenden Ergüssen [1]), welche mit einzelnen vorübergehenden, erhöhten Gemüthszuständen verbunden waren, wie diese insbesondere in der ersten Zeit der außerordentlichen Geistesanregung von oben her, als das göttliche Leben zuerst in die Schranken der irdischen Welt eintrat, bei allen lebendigen Christen vorkommen mochten. Von solchen vorübergehenden Erweckungen

1) Wie die Prophetie, das in Zungen reden.

und Anregungen einzelner Gemüthszustände konnte die Sorge für die Erhaltung, Fortpflanzung und Förderung der klaren Religionserkenntniß, die Vertheidigung der ächten, reinen, apostolischen Lehre gegen die mannigfachen, schon frühzeitig drohenden, verfälschenden Richtungen jüdischer oder heidnischer Denkart nicht allein abhängig gemacht werden. Wenn gleich alle Christen nur von dem Einen himmlischen Meister lernen sollten, so macht es doch die Rücksicht auf die Schwäche der menschlichen Natur, welche den göttlichen Schatz zu bewahren hat in irdenem Gefäße, nothwendig, daß es in der Gemeinde nie an Solchen fehlte, welche die besondere Fähigkeit hatten, ihren Brüdern ihr Verhältniß zu dem gemeinschaftlichen Meister und Erlöser stets anschaulich zu entwickeln, und eindringlich an's Herz zu legen, ihnen zu zeigen, wie Alles in Beziehung auf dies Eine Verhältniß betrachtet werden sollte, sie zu warnen vor Demjenigen, was von dieser Einen Grundrichtung des christlichen Lebens abzuziehen drohte. Eine solche Fähigkeit der Lehrentwickelung, welche dem, der sie hatte, stets zu Gebote stand, setzte eine gewisse schon früher vorhandene Verstandesbildung, Klarheit und Schärfe des Denkens, eine gewisse Mittheilungsgabe voraus, die, wo sie einmal vorhanden war, von der Kraft des Geistes Gottes durchdrungen und beseelt, zum χαρισμα διδασκαλιας wurde. Solche, welche dieses Charisma hatten, waren deshalb geeignet, für die fortwährende Erhaltung der reinen Lehre in der Gemeinde, die Befestigung und Förderung der christlichen Erkenntniß zu sorgen, ohne die Mitwürkung der Uebrigen, eines Jeden von seinem Standpunkte, nach der gerade ihm verliehenen Gabe auszuschließen. Es wird daher in dem apostolischen

Zeitalter das χαρισμα διδασκαλιας und der Stand der Gemeindelehrer, διδασκαλοι, der durch dasselbe ausgezeichnet war, als etwas ganz Besonderes dargestellt, 1 Corinth. 12, 28. — 14, 6. Ephes. 4, 11. Alle Mitglieder einer Gemeinde konnten in einzelnen Momenten die Versammlung der Brüder anzureden, oder vor ihnen ihren Gott anzurufen oder zu preisen, sich getrieben fühlen; aber nur Wenige hatten jenes χαρισμα διδασκαλιας und waren διδασκαλοι.

Es erhellt aber auch leicht von selbst, daß dieses Lehrtalent etwas ganz anderes ist, als das Talent zur Gemeindeverwaltung, das χαρισμα κυβερνησεως, welches besonders zu dem Amte eines Beisitzers in jenem Gemeinderath, eines Presbyters oder Bischofs erfordert wurde. Es konnte Einer die Gewandtheit in äußerlichen Geschäften, die christliche Klugheit, diejenigen mehr praktischen Fähigkeiten überhaupt, die zur rechten Verwaltung eines solchen Kirchenamts besonders nothwendig waren, in besonderem Maaße besitzen, ohne doch die für das Lehramt erforderliche Geistesrichtung und Verstandesentwickelung damit zu verbinden. In jener ersten apostolischen Kirche, der alle willkürliche und müßige Rangordnung so fern lag, in der alle Aemter nur auf den Zweck, zu dessen Erreichung sie dienen sollten, berechnet, nach einer innern Nothwendigkeit abgegränzt waren, waren daher auch Lehramt und Kirchenverwaltungsamt, das Amt eines διδασκαλος und das Amt eines ποιμην, wie die für beide erforderlichen Gaben [1]), von einander gesondert [2]).

---

1) Das χαρισμα διδασκαλιας und das χαρισμα κυβερνησεως.

2) Vergleiche Röm. 12, 7, 8. nämlich für den Unterschied

Die Bemerkung dieser so deutlich hervorgehobenen Unterscheidung könnte uns zu der Annahme hinführen, daß ursprünglich jene vorzugsweise so genannten Gemeindelehrer gar nicht zu der Klasse der Gemeindevorsteher gehört hätten, und allerdings läßt es sich nicht beweisen, daß jene Ersteren immer auch zu den Presbyteren gehört hätten. Nur das ist gewiß: man sah es gern, wenn unter den Gemeindevorstehern auch Solche waren, welche zur Verwaltung jenes Lehramtes die Tüchtigkeit hatten. Wenn den Presbyteren im Allgemeinen, wie in der Abschiedsrede des Apostels Paulus an die Presbyteren der Gemeinde zu Ephesus, Apostelgesch. Cap. 20., die Wache für Erhaltung der reinen Lehre anvertraut wird, so geht daraus noch nicht hervor, daß sie auch das Lehramt im engeren Sinne des Wortes zu verwalten hatten, denn hier könnte bloß von einer der allgemeinen Sorgen der Kirchenregierung die Rede seyn. Aber wenn in dem Briefe an Titus von einem Bischof nicht allein gewünscht wird, daß er für sich selbst an der ächten, reinen Lehre des Evangeliums fest halte, sondern auch daß er fähig sey, Andere in derselben zu befestigen, und die Gegner derselben zu widerlegen, so liegt doch darin, daß der Bischof auch jene Lehrgabe besitzen sollte. Dies konnte freilich gerade unter manchen Verhältnissen der Gemeinden, wie eben bei denjenigen, von welchen in jenem Briefe die Rede ist, besonders wünschenswerth seyn, wegen der durch Verbreitung der Irrlehren drohenden Gefahr, denen die väterliche Autorität der Gemeindeältesten, durch ihren Lehr-

---

des διδασκων und des προεστως, und die oben angeführten Stellen.

Lehrvortrag unterstützt, entgegentreten sollte. So werden auch in dem ersten Brief an Timotheus, 5, 17. diejenigen unter den Presbyteren, welche mit der κυβερνησις auch die διδασκαλια verbinden konnten, besonders geehrt; dieses Hervorheben derselben gleichfalls ein Beweis, daß Beides keinesweges nothwendig und immer verbunden war.

Außerdem finden wir nur noch Ein Kirchenamt in dem apostolischen Zeitalter: das Amt der Diakonen. Die Geschäfte dieses Amtes waren von Anfang an nur äußerliche, wie es zuerst nach Apostelgesch. 6. zum Behuf der Almosenverwaltung entstanden war; die Sorge für die Armen, Kranken der Gemeinde, woran sich nachher noch manche andere, äußerliche Geschäfte anschlossen, lagen besonders diesem Amte ob. Neben den Diakonen wurden für den weiblichen Theil der Gemeinden auch Diakonissinnen angestellt, wo der freie Zutritt der Männer zu dem weiblichen Geschlechte, besonders bei der scharfen Trennung der Geschlechter im Orient, Verdacht erregen und Anstoß geben konnte. Wenn die Weiber, ihrer natürlichen Bestimmung gemäß, von dem Lehramt und dem Kirchenregierungsamte ausgeschlossen waren, so wurden nun auf diese Weise die eigenthümlichen weiblichen Fähigkeiten als besondere Charismen für den Dienst der Gemeinde in Anspruch genommen. Durch solche Diakonissinnen konnte das Evangelium in das Innerste der Familien gebracht werden, wohin nach den Verhältnissen des Orients keinem Mann der Zugang offen stand [1]). Sie sollten, als erfahrene und in allen

1) Ein Beleg dazu die Worte Clemens von Alexandria, St. L. III. p. 448. über die christlichen Frauen: δι' ὧν και εἰς την γυναικονιτιν ἀδιαβλητως παρεισεδυετο ἡ του κυριου διδασκαλια.

weiblichen Verhältnissen erprobte christliche Hausfrauen und Mütter, die übrigen jüngeren Weiber der Gemeinde mit ihrem Rath und Zuspruch unterstützen [1]).

Was die Wahl zu diesen Kirchenämtern betrifft, so fehlt es uns an vollständigen Nachrichten darüber, wie es mit derselben in der ersten apostolischen Zeit gehalten wurde; auch mag man wohl, nach der Verschiedenheit der Umstände, nicht überall gleich in dieser Hinsicht verfahren haben. Da die Apostel bei der Einsetzung der Diakonen die Gemeinde selbst wählen ließen, und da dies auch, wo Abgeordnete der Gemeinden im Namen derselben die Apostel begleiten sollten, der Fall war (2 Cor. 8, 19.); so könnten wir folgern, daß bei der Besetzung anderer Kirchenämter ein ähnliches Verfahren statt gefunden. Doch kann es seyn, daß die Apostel selbst in vielen Fällen, wo sie dem Geist der ersten, neuen Gemeinden noch nicht genug vertrauen konnten, das wichtige Amt der Presbyteren Solchen übergaben, welche ihnen unter dem Lichte des göttlichen Geistes als die Tüchtigsten erschienen; ihre Wahl konnte ja auch das Vertrauen der Gemeinden am meisten verdienen, vergl. Apostelgesch. 14, 23. Tit. 1, 5., obgleich wenn Paulus den Titus zur Anstellung von Gemeindevorstehern, welche die erforderlichen Eigenschaften hätten, bevollmächtigt, über die Art der Wahl dadurch noch nichts nothwendig bestimmt, die Wahl durch die Gemeinde selbst nicht nothwendig dadurch ausgeschlossen ist. Es scheint in der Ordnung

---

1) Tertull. de virginib. velandis c. 9. ut experimentis omnium affectuum structae, facile norint caeteras et consilio et solatio juvare et ut nihilominus ea decucurrerint, per quae femina probari potest.

gewesen zu seyn, daß die Kirchenämter vorzugsweise den zuerst Bekehrten der Gemeinden, wenn sie sonst die nothwendigen Erfordernisse hatten, anvertraut wurden, 1 Cor. 6, 16. [1]). Der römische Clemens führt die, als von den Aposteln überlieferte Regel bei der Anstellung zu den Kirchenämtern an, daß dieselben besetzt werden sollten nach dem Urtheile der bewährten Männer, mit Beistimmung der ganzen Gemeinde. Es mochte der gewöhnliche Gebrauch seyn, daß die Presbyteren selbst bei Erledigung einer solchen Stelle, der Gemeinde einen Andern zum Nachfolger des Verstorbenen vorschlugen, und es der Gemeinde überlassen blieb, die Wahl gut zu heißen, oder aus bestimmten Gründen abzulehnen [2]). Wo das Fragen der Gemeinden um ihre Zustimmung noch keine bloße Förmlichkeit war, hatte diese Art der Besetzung der Kirchenämter den vortheilhaften Einfluß, daß dadurch die Stimmen der größeren Menge durch die Urtheilsfähigen geleitet, allen Spaltungen vorgebeugt und doch auch den Gemeinden Keiner, der nicht ihrem Herzen willkommen war, aufgedrungen wurde.

Was ferner das Verhältniß jener Presbyteren zu den Gemeinden betrifft, so war ihre Bestimmung nicht, unbeschränkte Monarchen, sondern Vorsteher und Leiter einer kirchlichen Republik zu seyn, mit Zuziehung der

1) So auch der römische Clemens C. 42. von den Aposteln: κατα χωραν και πολεις κηρυσσοντες καθεσταναν τας ἀπαρχας αὐτων, δοκιμασαντες τῳ πνευματι εἰς ἐπισκοπους και διακονους των μελλοντων πιστευειν.

2) Clemens 44.: τους κατα σταθεντας ὑπο των ἀποστολων ἠ μεταξυ ὑφ᾽ ἑτερων ἐλλογιμων ἀνδρων, συνευδοκησασης της ἐκκλησιας πασης.

Gemeinden, als deren Diener, nicht Herren sie handeln sollten, alles zu betreiben. So sahen die Apostel dies Verhältniß an, wenn sie ihre Briefe, die nicht bloß von dogmatischen Gegenständen, sondern auch von den Dingen des kirchlichen Lebens und der Kirchenzucht handeln, nicht bloß an die Gemeindevorsteher, sondern an die ganzen Gemeinden richten. Wo der Apostel Paulus eine Ausschließung von der Kirchengemeinschaft ausspricht, denkt er sich im Geiste mit der ganzen Gemeinde vereinigt, 1 Corinth. 5, 4., voraussetzend, daß in der Regel die Zuziehung derselben bei einer solchen allgemeinen Angelegenheit erforderlich sey.

B. Die Veränderungen in der christlichen Kirchenverfassung nach dem apostolischen Zeitalter.

Die Veränderung, welche mit der christlichen Kirchenverfassung in diesem Zeitraum weiter vorging, bezog sich besonders auf drei Gegenstände: a) Die Unterscheidung zwischen den Bischöfen und den Presbyteren, und die Entwickelung der monarchisch-bischöflichen Kirchenregierung. b) Die Unterscheidung zwischen Geistlichen und Layen, und die Bildung einer der evangelischen Idee vom christlichen Priesterthume widerstreitenden Priesterkaste, und c) die Vermehrung der Kirchenämter.

Was das Erste betrifft, so fehlt es uns zwar an genauen und vollständigen Nachrichten über die Art, wie diese Veränderung in den einzelnen Fällen vor sich ging; aber die Sache läßt sich doch im Allgemeinen aus der Analogie anschaulich machen. Es war natürlich, daß, da die Presbyteren eine berathende Versammlung bildeten, es bald geschehen mußte, daß Einer unter ihnen den Vorsitz führte. Es konnte dies so eingerichtet werden, daß eine gewisse

Reihenfolge statt fand, nach welcher der Vorsitz abwechselnd von dem Einen auf den Andern überging. Es ist möglich, daß in manchen Gegenden Anfangs eine solche Einrichtung statt fand, doch finden wir wenigstens keine geschichtliche Spur von einer solchen; aber auch, wie wir schon oben bemerkten, von der andern Seite keine Spur davon, daß ursprünglich das Amt eines Präsidenten des Presbyter-Collegiums durch einen besondern Namen ausgezeichnet worden wäre. Wie es sich dann immer damit verhalten mag, was wir im zweiten Jahrhundert finden, läßt uns zurückschließen, daß sich bald nach dem apostolischen Zeitalter das stehende Amt eines Präsidenten des Presbyteriums gebildet haben mußte, welcher Präsident, insofern er vorzugsweise die Aufsicht über Alles führte, mit dem Namen eines Ἐπισκοπος vorzugsweise belegt, und dadurch von den übrigen Presbyteren ausgezeichnet wurde. Dieser Name wurde dann endlich ausschließlich diesem Präsidenten beigelegt, während daß der Name der Presbyteren Anfangs noch Allen gemeinsam blieb; denn die Bischöfe, als den Vorsitz führende Presbyteren, hatten ja keinen andern Amtscharakter als die Presbyteren, sie waren nur Primi inter pares [1]).

Dies Verhältniß der Bischöfe zu den Presbyteren sehen wir noch bis an's Ende des zweiten Jahrhunderts fortbe-

---

1) Manche Spätere erkennen noch richtig diesen Hergang der Sache. Hilar. in ep. I. ad Timoth. c. 3.: „Omnis episcopus presbyter, non tamen omnis presbyter episcopus; hic enim episcopus est, qui inter presbyteros primus est. Hieronymus sagt 146. ad Evangel. Es sey in der alexandrinischen Kirche bis auf die Bischöfe Heraklas und Dionysius, bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts, üblich gewesen,

stehen; Irenäus gebraucht daher die Namen „Bischöfe“ und „Presbyteren“ zuweilen ganz gleich bedeutend, zuweilen unterscheidet er die Bischöfe als die Präsidenten von den Presbyteren [1]). Auch Tertullian nennt die christlichen Gemeindevorsteher mit dem Einen gemeinsamen Namen der Seniores, indem er Bischöfe und Presbyteren unter demselben zusammen begreift [2]), obgleich sonst bei diesem Kirchenlehrer der Abstand zwischen Bischöfen und Presbyteren schon stark hervortrat; Tertullian steht überhaupt in

---

daß die Presbyteren Einen aus ihrer Mitte zu ihrem Präsidenten wählten, und diesen Bischof nannten. Und so mag auch der Erzählung des Eutychius, der in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Patriarch von Alexandria war, etwas Wahres zum Grunde liegen, wenn sie auch nicht ganz wahr und namentlich chronologisch unrichtig ist, daß in der alexandrinischen Kirche bis auf den Bischof Alexander, im Anfange des vierten Jahrhunderts, die Einrichtung bestanden: Ein Collegium von zwölf Presbyteren, unter denen Einer als Bischof den Vorsitz hatte, und diese Presbyteren hätten immer Einen aus ihrer Mitte zum Bischof gewählt, und diesem hätten die elf Uebrigen die Ordination ertheilt.

1) Beide Namen als gleichbedeutend, IV, 26. Den Presbyteris successio episcopatus zugeschrieben. Er unterscheidet Beide, III, 14. Wenn Apostelgesch. 20, 17. erzählt wird, daß Paulus die Presbyteren der kleinasiatischen Gemeinden zu sich gerufen, so rechnet Irenäus darunter auch die Bischöfe, nach dem Gesichtspunkte, daß diese ja nur präsidirende Presbyteren waren: In Mileto convocatis episcopis et presbyteris. Daß so manche Verwirrung über die Succession der ersten römischen Bischöfe verbreitet ist, mag wohl eben darin seinen Grund haben, daß man ursprünglich jene Namen nicht so unterschied, und daher Mehrere zugleich den Namen der Bischöfe oder Presbyteren führen konnten.

2) Apologet. c. 39. Praesident probati quique seniores.

mancher Rücksicht auf dem Wendepunkt zwischen einer alten und einer neuen Zeit der christlichen Kirche.

Die Verhältnisse der Gemeinden unter den Verfolgungen, unter so manchen Bedrängnissen, in welchen das kräftige Handeln eines an der Spitze des Ganzen stehenden Mannes besonders heilsam werden konnte, beförderte die Ausbildung der monarchischen Regierungsform in der Kirche. Doch standen auch noch im dritten Jahrhundert die Presbyteren, als berathendes Collegium, den Bischöfen zur Seite, und diese konnten nichts Wichtiges vornehmen, ohne die Rathsversammlung der Presbyteren zuzuziehen [1]). Wenn Cyprian, Bischof der Gemeinde zu Carthago, von dieser durch seine Flucht während der Verfolgung getrennt, etwas sie Betreffendes zu verhandeln hatte, so theilte er es sogleich seinen in Carthago zurückgebliebenen Presbyteren mit, und er entschuldigte sich bei diesen, daß er etwas, ohne sie zuziehen zu können, entscheiden gemußt. Nichts ohne ihren Rath eigenmächtig vorzunehmen, erklärt er für seinen stehenden Grundsatz [2]). An das ursprüngliche Verhältniß der Bischöfe zu den Presbyteren erinnernd, nennt er diese seine compresbyteros. Doch mußten natürlich, ehe dies bischöfliche Regierungssystem sich fest stellen konnte, manche Kämpfe vorhergehen, da die Presbyteren die ursprüngliche, ihnen zukommende Gewalt behaupten und sich dem Ansehen der Bischöfe nicht unterwerfen wollten. Oft machten wohl manche Presbyteren von dieser Gewalt einen willkür-

1) Presbyterium contrahere.

2) Ep. V. a primordio episcopatus mei statui, nihil sine consilio vestro mea privatim sententia gerere. — Sicut honor mutuus poscit, in commune tractabimus.

lichen, der Zucht und Ordnung in den Gemeinden nachtheiligen Gebrauch. Es entstanden Spaltungen, von denen wir nachher besonders reden werden, und aus denselben ging das Ansehen der mit einander eng verbundenen Bischöfe, welchen vereinzelte Presbyteren entgegenstanden, siegreich hervor. Die Kraft und Thätigkeit eines Cyprianus trug viel dazu bei, diesen Sieg zu befördern, aber Unrecht würde man ihm thun, und man würde den Gesichtspunkt für die ganze Sache verkehren, wenn man ihn beschuldigen wollte, daß er von Anfang an planmäßig dahin gearbeitet, das Episkopat zu heben, so wie überhaupt in solchen Dingen schwerlich ein Einzelner es dahin bringen kann, nach einem durch seine Herrschsucht ersonnenen Plane, die Verhältnisse einer ganzen Zeit umzubilden. Cyprian handelte hier vielmehr, ohne sich eines Plans bewußt zu werden, in dem Geiste einer ganzen Parthei und einer ganzen kirchlichen Richtung seiner Zeit. Er handelte als Repräsentant des Episkopalsystems, dessen Kampf mit dem Presbyterialsystem der Kirchenregierung in dem ganzen Entwickelungsgange der Kirche begründet war. Der Streit der Presbyterialpartheien unter einander hätte allerdings der Zucht und Ordnung in den Kirchen nachtheilig werden können, der Sieg des Episkopalsystems beförderte allerdings die Einheit, Ordnung und Ruhe in den Gemeinden; war aber auch von der andern Seite der freien Entwickelung des kirchlichen Lebens nachtheilig, die Bildung einer dem Wesen der evangelischen Oekonomie fremdartigen Priesterschaft wurde dadurch nicht wenig befördert. So steht diese Veränderung der ursprünglichen christlichen Gemeindeverfassung in Wechselwürkung mit einer andern, noch tiefer eingreifenden Veränderung, der

Bildung einer Priesterkaste in der christlichen Kirche. Je mehr eine christliche Gemeinde ihrer Bestimmung und ihrem Ideal entspricht, desto mehr muß es sich in dem Verhältnisse ihrer einzelnen Mitglieder zu einander offenbaren, daß Alle von dem Einen gelehrt, geführt und erfüllt, aus derselben Quelle schöpfend und einander gegenseitig mittheilend, als gleichartige Glieder des Einen Leibes, unter dem Einen Oberhaupt in Wechselwürkung mit einander stehen; desto weniger kann eine Unterscheidung zwischen Gebenden und Empfangenden, Lehrern und Lernenden, Führern und Solchen, die sich führen lassen, hervortreten, — wie dies in den ersten Gemeinden so der Fall war. Doch lag es auch in der Natur der Sache, daß, wie die erste christliche Begeisterung nachließ, wie das Menschliche in der Entwickelung der Kirche mehr hervortrat, wie in den vergrößerten Gemeinden die Verschiedenheit in den Stufen der geistigen Bildung und der christlichen Erkenntniß sich mehr zu erkennen gab, auch jene Unterscheidung sich mehr entwickelte. Das leitende Uebergewicht Einzelner konnte von selbst immer mehr eingreifen, es konnte von selbst geschehen, daß die Presbyteren immer mehr vorherrschenden Einfluß auf die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten erhielten, daß immer mehr nur die διδασκαλοι in den Gemeindeversammlungen das Wort führten. Alles dies konnte von selbst aus dem natürlichen Entwickelungsgang der Kirche erfolgen, wenn gleich es das Trachten jener leitenden Einzelnen seyn mußte, falls sie würklich von ächt evangelischem Gemeingeiste, und nicht von unevangelischem Kastengeiste beseelt waren, welcher freilich so leicht und so bald aus der Selbstsucht der menschlichen Natur, dieser Quelle alles

Pabstthums, entspringt, — jenes ursprüngliche Verhältniß der Wechselwirkung zwischen ihnen selbst und der Gemeinde immer mehr wieder herzustellen, und die allgemeine Theilnahme Aller an den Kirchenangelegenheiten immer mehr anzuregen. Doch außerdem, was von selbst aus dem geschichtlichen Entwickelungsgange folgte, mischte sich hier unverkennbar noch eine der christlichen Oekonomie fremdartige Idee ein, deren Einfluß sehr wichtig wurde, und zwar eine solche, welche in der Folgezeit immer mehrere, dem Wesen des evangelischen Gesichtspunkts fremdartige Anwendungen veranlaßte.

Der Standpunkt der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Theokratie, welche von den Aposteln und von den ersten Christen so scharf waren auseinander gehalten worden, wurde nach und nach wieder mit einander verwechselt und vermischt, die Quelle vieler Jahrhunderte hindurch fortwährender, theoretischer und praktischer Irrthümer, denen, die in allen Jahrhunderten zerstreuten Zeugen der Wahrheit ausgenommen, das reine Licht des Urchristenthums erst durch die Reformation wieder entgegentrat. Wie man, vermöge dieser Verwechselung, so manches aus der alttestamentlichen Oekonomie in die Kirche Christi übertrug, so auch die alttestamentliche Idee des Priesterthums. Man machte den falschen Schluß: Wie es unter dem alten Testamente ein sichtbares, an einen besondern Stand geknüpftes Priesterthum gegeben hat, so muß es auch in der neutestamentlichen Kirche ein solches geben, und die ursprüngliche, evangelische Idee von dem allgemein geistigen Priesterthum mußte so in den Hintergrund treten. Dieser Irrthum zeigt sich schon bei dem Tertullian, wenn er, de baptismo

c. 17. den Bischof summus sacerdos nennt, eine Benennung, die gewiß nicht von ihm erfunden, sondern aus einer wenigstens in einem gewissen Theile der Kirche schon herrschenden Sprach- und Vorstellungsweise aufgenommen war. Es setzt diese Benennung voraus, daß man also schon die Presbyteren mit den Priestern, die Diakonen, oder die Geistlichen überhaupt mit den Leviten verglich. Wir können hieraus sehen, wie die falsche Vergleichung des christlichen Priesterthums mit dem jüdischen wieder die Erhebung des Episkopats über das Presbyteramt beförderte. Je mehr man überhaupt von dem evangelischen Gesichtspunkt zu dem jüdischen zurücksank, desto mehr mußte auch die ursprüngliche, freie Gemeindeverfassung verändert werden. Den Cyprianus sehen wir von dieser Vermischung des alt- und des neutestamentlichen Gesichtspunktes schon ganz durchdrungen.

In den Benennungen, durch welche zuerst die Verwaltung der Kirchenämter von dem übrigen Theile der Gemeinde unterschieden wurden, mochte sich noch keine Spur jener Verwechselung finden lassen. Die lateinischen Ausdrücke ordo und plebs bezeichneten nur den leitenden Senat des christlichen Volks, s. oben; in die griechischen Namen κληρος, κληρικοι, hat man zwar schon zur Zeit Cyprians diese unevangelische Beziehung hineingelegt: Die vorzugsweise Gottgeweihten, wie die Leviten des alten Testamentes, welche nur mit den Angelegenheiten der Religion, nicht mit irdischen Dingen sich beschäftigten, und welche, nicht wie die Uebrigen, durch irdische Geschäfte ihren Unterhalt gewinnen, sondern eben deshalb, weil sie zum Besten Aller nur mit Gott sich beschäftigen, von den Uebrigen ernährt werden, gleich wie die Leviten bei der Ländervertheilung keine beson-

dere Grundstücke erhielten, sondern allein Gott zum Erbtheil haben, für ihre Verwaltung des Cultus von den Uebrigen den Zehnten erhalten sollten, οἱ εἰσιν ὁ κληρος του θεου, oder: ὡν ὁ κληρος ὁ θεος ἐςι. s. Deuteronom. c. 18. Dieser so auf einen besondern Stand unter den Christen vorzugsweise angewandte Begriff von einem Eigenthumsvolke Gottes, einen κληρος του θεου, ist nun freilich in diesem Sinne etwas ganz Unevangelisches, denn alle Christen sollten in diesem Sinne eine gottgeweihte Menschenart, ein κληρος του θεου seyn, und auch alle ihre irdischen Berufsarbeiten sollten durch die Gesinnung, in der sie dieselben betrieben, geheiligt werden, ihr ganzes Leben mit Allem, was sie trieben, sollte durch den Geist der Heiligung, von dem sie beseelt wurden, ein geistiger Gottesdienst, eine λογικη λατρεια werden; dies war die ursprüngliche, evangelische Idee. Aber es frägt sich, ob jener, dieser unchristlichen Idee widerstreitende Begriff würklich von Anfang an mit der Benennung κληρικοι für die Geistlichen verbunden worden; wenn wir die Geschichte des Sprachgebrauchs verfolgen, wird es vielmehr wahrscheinlich, daß diese Bedeutung erst später in den Ausdruck, dessen ursprünglichen Sinn man vergessen hatte, hineingelegt wurde. Der Name κληρος bedeutet ursprünglich den Platz, welcher Jedem in der Gemeinde durch Gottes Fügung, oder durch die von derselben geleitete Wahl ertheilt worden, besonders die Kirchenämter, κληροι, und κληρουσθαι: zu solchen Aemtern gewählt werden, κληρικοι: die zu diesen Kirchenämtern Erwählten [1]).

---

1) So erklärt es sich, wie der engere Begriff des Loosens bei diesen Worten verloren werden konnte, obgleich sonst die

Wenn gleich übrigens die Idee des Priesterthums im rein evangelischen Sinne durch das Vorherrschen jenes unevangelischen Gesichtspunktes immer mehr verdunkelt und in den Hintergrund zurückgedrängt wurde, so war doch jene zu tief in dem Wesen des Christenthums begründet, als daß sie hätte ganz unterdrückt werden können. Zur Zeit des Tertullians, der die Grenze zwischen zwei Entwickelungsstufen der Kirche bildet, finden wir noch mehr bedeutungsvolle Spuren eines mächtigen Gegensatzes, mit welchem das ursprüngliche christliche Bewußtseyn des allgemeinen, geistigen Priesterthums, und der darin begründeten Christenrechte der sich bildenden Hierarchie entgegentritt. Tertullian spricht in seinem Werke über die Taufe, welches er vor seinem Uebertritt zum Montanismus geschrieben, in Rücksicht der Anwendung der allgemeinen Priesterrechte aller Christen den richtigen Grundsatz aus, wodurch göttliches

---

ἀρχαι κληρωται den ἀρχαις χειροτονηταις entgegengesetzt werden. So zuerst in der Apostelgesch. I, 17. κληρος της διακονιας, bei Irenäus III, 3. κληρουσθαι την ἐπισκοπην. Clemens Alex. quis dives salv. c. 42. κληρος und κληρουν in gegenseitiger Beziehung. Zwar könnte man schon bei dem römischen Clemens, c. 40., die alttestamentlichen Verhältnisse auf die christliche Kirche angewandt finden, aber gewiß ist dieser Brief, wie die Briefe des Ignatius, obgleich nicht so stark, durch ein hierarchisches Interesse interpolirt worden. In andern Stellen desselben Briefes zeigt sich vielmehr der freiere Geist der ursprünglichen, presbyterianischen Kirchenverfassung. Wie einfach — ohne hierarchischen Schwulst wird die Anstellung der Bischöfe oder Presbyteren und der Diakonen durch die Apostel erzählt! (c. 42.) Am wenigsten läßt sich auch bei einem Schüler des Apostels Paulus eine solche Verwechselung des alt- und des neutestamentlichen Gesichtspunktes denken.

Recht und menschliche Ordnung festgehalten werden sollte: „An und für sich haben auch die Layen das Recht, Sakramente zu verwalten und in der Gemeinde zu lehren. Wort Gottes und Sakrament werden durch die Gnade Gottes an Alle mitgetheilt, und können so auch von allen Christen, als Werkzeuge der göttlichen Gnade, mitgetheilt werden. Aber es frägt sich hier nicht bloß, was im Allgemeinen erlaubt, sondern auch, was unter den bestehenden Umständen nützlich ist. Es ist hier der paulinische Ausspruch anzuwenden: „„Es frommt nicht Alles, wozu ich Macht habe."" Mit Rücksicht auf die nothwendige Ordnung in der Kirche, sollen daher die Layen nur, wo es Zeit und die Umstände es erfordern, von ihrem priesterlichen Recht in der Verwaltung der Sakramente Gebrauch machen" [1]).

Zuweilen machten die Layen im Kampf mit der Geistlichkeit ihre ursprünglichen Priesterrechte geltend, wie man sieht aus jenen Worten des montanistischen Tertullianus, wo er in einem bestimmten Falle von den Layen verlangt, wenn sie gleiche Rechte mit den Geistlichen haben wollten, müßten sie sich auch gleiche Verpflichtungen auferlegen lassen, und wo er zu ihnen sagt [2]): „Wenn wir uns gegen die Geistlichkeit erheben und aufblähen, dann sind wir Alle Eins, dann sind wir Alle Priester, weil er uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater." Offenbar. 1, 6. Obgleich das Lehramt in den Gemeindeversammlungen immer mehr auf die Bischöfe

1) De bapt. c. 1. 81.

2) De monogamia c. 12.

und Presbyteren eingeschränkt wurde, so finden wir doch noch manche Spuren von jener ursprünglichen Gleichheit der geistlichen Rechte unter allen Christen. Da, gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts, zwei Bischöfe in Palästina kein Bedenken getragen, den gelehrten Origenes, obgleich er noch keine Ordination empfangen, vor ihren Gemeinden die Schrift erklären zu lassen, und der hierarchischgesinnte Bischof Demetrius von Alexandria ihnen Vorwürfe machte, führten sie zu ihrer Rechtfertigung an, daß manche Bischöfe des Orients fähige Layen selbst zum Predigen aufforderten [1]). Selbst in den sonst viel Hierarchisches enthaltenden, vorgeblichen apostolischen Constitutionen, die freilich nach und nach aus verschiedenartigen Elementen entstanden sind, findet sich noch unter dem Namen des Apostels Paulus eine solche Verordnung [2]): „Wenn Einer auch ein Laye, aber im Vortrage der Lehre erfahren ist, und von ehrwürdigen Sitten, so möge er lehren, denn Alle sollen von Gott gelehrt seyn."

In der ersten Zeit setzten Diejenigen, welche Kirchenämter in den Gemeinden übernahmen, höchst wahrscheinlich ihr früheres Gewerbe dabei fort, und ernährten sich und ihre Familien dadurch nach wie vor. Die größtentheils aus armen Mitgliedern bestehenden Gemeinden waren schwerlich im Stande, für den Unterhalt ihrer Presbyteren und Diakonen zu sorgen, zumal da sie von Anfang an noch so vieles Andre aus der Gemeindekasse zu bestreiten hatten, — die Ernährung der hülflosen Wittwen, der Armen, Kranken,

---

1) Euseb. VI, 19.

2) L. VIII. c. 32.

Waisen. Es konnte ja seyn, daß die Presbyteren zu den Wohlhabendsten der Gemeinde gehörten, und es mußte dies wohl oft der Fall seyn, denn ihr Amt erforderte ja auch eine gewisse frühere, weltliche Bildung, welche eher unter den Leuten aus den höheren Ständen, oder aus dem Mittelstande, als unter denen aus der niedrigen Volksklasse sich finden ließ. Wenn die Presbyteren oder Bischöfe unter den Christen, denen sie in jeder Hinsicht ein Muster geben sollten, sich schon früher auch durch Gastfreundschaft sollten ausgezeichnet haben (1 Timoth. 3, 2.), so mußten sie zu den Wohlhabenden, deren nicht so viele in den ersten Gemeinden waren, gehören, — und wie hätten es nun solche über sich erhalten können, durch das von den Aermern mühsam Erübrigte sich ernähren zu lassen! Der Apostel Paulus erklärt zwar die reisenden Verkündiger des Evangeliums für berechtigt, sich durch Diejenigen, für deren geistige Bedürfnisse sie arbeiteten, in Rücksicht auf ihre leiblichen Bedürfnisse versorgen zu lassen, aber davon kann man nicht auf die Verwalter der Kirchenämter bei einzelnen Gemeinden schließen. Jene konnten die zur Erwerbung ihres Unterhaltes nothwendigen Geschäfte mit ihren geistlichen Berufsarbeiten nicht wohl vereinigen, wenn gleich die Selbstverleugnung eines Paulus auch dies möglich machte; Diese hingegen konnten Anfangs recht gut die Fortsetzung ihrer Gewerbe mit der Verwaltung ihres Kirchenamtes verbinden, und die ursprüngliche Denkart der Christen konnte in einer solchen Verbindung nichts Anstößiges finden, da man überzeugt war, daß auch jedes irdische Geschäft durch die christliche Gesinnung, mit der es verrichtet werde, geheiliget werden könne, da man wußte, daß selbst ein Apostel neben

der

der Verkündigung des Evangeliums ein irdisches Gewerbe getrieben. Als aber die Gemeinden sich vergrößert, die Geschäfte der Kirchenämter sich vermehrt hatten, als namentlich das Lehramt größtentheils nur auf die Presbyteren eingeschränkt worden, als der Beruf der Geistlichen, wenn sie ihn recht verwalteten, ihre ganze Zeit und Thätigkeit in Anspruch nahm, war es ihnen oft nicht mehr möglich, zugleich für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen, und die reicheren Gemeinden waren auch im Stande, sie zu ernähren. Von der Gemeindekasse, welche aus den freiwilligen Beiträgen eines jeden Gemeindegliedes bei jedem Gottesdienste am Sonntage, oder, wie in der nordafrikanischen Kirche, an jedem Sonntage im Anfange des Monats [1]) gebildet wurde, diente ein Theil zur Besoldung der Geistlichkeit. Man suchte jetzt absichtlich die Geistlichen von den Beschäftigungen mit irdischen Angelegenheiten fern zu halten; im dritten Jahrhundert war denselben eine solche Beschäftigung schon streng verboten, bis selbst auf die Uebernahme einer Vormundschaft [2]). Allerdings konnte diese Verordnung ihren sehr guten Grund und sehr heilsamen Zweck haben, zu verhindern, daß die Geistlichen ihren geistlichen Beruf über der Beschäftigung mit irdischen Dingen vergäßen; man sieht aus dem Buche Cyprians de lapsis [3]), wie schon damals in

---

1) Die divisiones mensurnae als Besoldungen der Geistlichkeit in dieser Kirche entsprechen den monatlichen Collekten.

2) Cyprian. ep. 66. an die Gemeinde zu Furnae.

3) Auch dem Cap. 18. des Concils zu Elvira (Illiberis) I. 305. episcopi, presbyteri et diaconi de locis suis negotiandi causa non discedant nec circumeuntes provincias quaestuosas nundinas sectentur. Doch wird auch hier noch angenommen,

Zeiten des langen Friedens der weltliche Sinn unter Bischöfen um sich griff, und sie, in irdisches Treiben versinkend, die geistlichen Angelegenheiten und das Beste ihrer Gemeinden vernachlässigten. Aber es mischte sich auch hier wieder deutlich die unevangelische Idee von einem besondern Priesterthum und einem abgesonderten Priesterstande, und ein unevangelischer Gegensatz zwischen dem Geistlichen und dem Weltlichen ein, und diese falsche Absonderung und Auszeichnung der Geistlichkeit konnte doch nicht dazu würken, einen ächten geistlichen Sinn den Geistlichen einzuflößen, sondern im Gegentheil konnte dadurch leicht nur ein unter der Scheinheiligkeit geistlichen Hochmuths verborgener, weltlicher Sinn befördert werden, wenn die Geistlichen schon durch eine ihrem Stande mitgetheilte magische Weihe, unabhängig von ihrer persönlichen Beschaffenheit, Wesen höherer Art geworden zu seyn glaubten, wenn sie durch das opus operatum ihrer äußerlichen Verrichtungen allein, unabhängig von ihrer Gesinnung und ihrem Wandel, eine göttliche Kraft herabziehen und mittheilen zu können meinten, wenn sie sich nicht als Diener der Gemeinde im Geiste der Selbstverleugnung, sondern als überirdische Mittler und Priester für dieselben betrachteten. Cyprian führt zur Begründung seines Verbotes die Stelle 2 Timoth. 2, 4. an, fühlt aber auch wohl, (was damals um desto mehr Jedem

daß sie in manchen Fällen dazu genöthigt seyn konnten, „ad victum sibi conquirendum,“ da, wo sie vielleicht, wenn auch Besoldungen, doch wenigstens keine Besoldungen in Geld erhalten konnten, nur sollten sie in diesen Fällen durch einen Sohn, einen Freigelassenen, oder einen dazu Gedungenen den Handel treiben, und nicht über die Grenzen ihrer Provinz hinaus.

einleuchten mußte, da der Charakter eines miles Christi damals als der allgemeine Christenberuf betrachtet wurde) daß diese Worte sich auf alle Christen bezögen, welche, als Streiter Christi, ihren Dienst treu verwalten, und sich vor allem fremdartigen Weltlichen, was von ihrem Herzen Besitz nehmen und sie dem sacramentum militiae untreu machen könnte, hüten sollten. Er schließt daher nur: „Um wie viel mehr müssen, da dies von allen Christen gesagt ist, Diejenigen in weltliche Händel unverflochten bleiben, welche, mit göttlichen und geistlichen Dingen beschäftigt, von der Kirche nicht weichen, und für irdische und weltliche Geschäfte keine Zeit haben sollen." Die Geistlichen sollten also, in der Anwendung jenes apostolischen Spruchs auf sich, als Muster der Gemeinde vorleuchten und das mit Recht! Wenn nur nicht so leicht der unevangelische Wahn sich angeschlossen hätte, als ob man durch die äußerliche Entfernung von irdischen Geschäften Gott näher kommen, und durch die äußerliche Beschäftigung mit solchen Dingen an und für sich entheiligt werden könne, als ob nicht das Heiligende und Entheiligende allein in der Richtung des Geistes und Herzens zu Gott oder zur Welt bestände.

In Rücksicht der Wahlen zu den Kirchenämtern wurde der alte Grundsatz doch noch immer festgehalten, daß die Zustimmung der Gemeinde zur Gültigkeit einer solchen Wahl erfordert wurde, daß es jener frei stand, Gründe gegen dieselbe vorzutragen. Der Kaiser Alexander Severus kannte diese Einrichtung der christlichen Kirche, und er berief sich darauf, da er einen ähnlichen Gang bei den Wahlen zu den Magistratsämtern in den Städten einführen wollte. Wenn der Bischof Cyprian von Carthago, durch

die Noth der Umstände von seiner Gemeinde getrennt, Männer seiner Umgebung, die sich in der Verfolgung besonders ausgezeichnet hatten, zu Kirchenämtern ernannte, so entschuldigte er sich wegen dieses nothgedrungenen, eigenmächtigen Verfahrens bei Layen und Geistlichen, und er schrieb an beide [1]): „Wir pflegen bei der Weihung zu geistlichen Aemtern euch vorher zu Rath zu ziehen, und die Sitten und die Verdienste Aller mit gemeinschaftlicher Berathung abzuwägen."

Jener Grundsatz galt auch bei der Besetzung bischöflicher Aemter, es war herrschender Gebrauch im dritten Jahrhundert; was daher Cyprian von apostolischer Ueberlieferung ableitete, daß die Bischöfe der Provinz mit der Geistlichkeit der erledigten Kirche die Wahl vornahmen in Gegenwart der Gemeinde, welche den Lebenswandel eines Jeden, den die Wahl treffen konnte, vor sich gesehen, und welche daher das sicherste Zeugniß ablegen konnte. Cyprian schrieb der Gemeinde das Recht zu, würdige Bischöfe zu wählen, oder unwürdige abzuweisen [2]). Es war dies derselben zugestandene Recht der Genehmigung oder Zurückweisung nicht bloße Förmlichkeit, es geschah zuweilen, daß, ehe die gewöhnlichen Anordnungen zu einer Wahl getroffen werden konnten, durch die Stimme der Gemeinde ein Bischof ausgerufen wurde, und dieser Einfluß derselben auf die Wahl wurde sogar die Quelle mancher Spaltungen.

Auch bei andern Gemeindeangelegenheiten war die Theilnahme der Layen noch nicht ganz ausgeschlossen. Cyprian erklärte, ep. 5., er habe sich vom Anfange seiner

1) Ep. 33.

2) Cyprian im Namen einer Synode an die Gemeinden zu Leon und Astorga, ep. 68.

bischöflichen Amtsverwaltung an vorgenommen, nichts ohne Beistimmung der Gemeinde vorzunehmen [1]). Eine solche allgemeine Gemeindeangelegenheit war die Wiederaufnahme eines Gefallenen in die Kirchengemeinschaft, auch eine darauf sich beziehende Untersuchung sollte mit Zuziehung der ganzen Gemeinde vorgenommen werden, denn dem Glauben derjenigen, welche in der Verfolgung standhaft geblieben, gebührte diese Achtung nach Cyprians Urtheil [2]). Es gab ferner Einzelne, welche nicht zu den Geistlichen gehörten, und sich doch durch die Verehrung, deren sie persönlich genossen, einen solchen Einfluß auf die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten verschafft hatten, dem selbst die Geistlichen nicht leicht widerstehen konnten. Solche waren die Glaubenshelden, welche vor der heidnischen Obrigkeit, im Angesicht der Martern und des Todes, oder unter Martern ein Bekenntniß abgelegt hatten, die confessores. (Wir werden unten bei der Geschichte der Spaltungen mehr Gelegenheit haben, die Größe ihres Einflusses genauer zu betrachten.)

Noch ist hier zu erwähnen eine besondere Einrichtung, welche wir in den nordafrikanischen Kirchen im Anfange des vierten Jahrhunderts finden, und welche wohl das Ueberbleibsel einer weit älteren und allgemeineren Einrichtung seyn könnte: Gemeindevorstände unter dem Namen der Aeltesten, seniores plebis, welche von der Geistlichkeit ausdrücklich unterschieden, und doch als kirchliche Personen (persone ecclesiasticae) betrachtet werden, welche, als Repräsentanten der Gemeinde, eine Art von Ver-

1) Nihil sine consensu plebis gerere.

2) Ep. 13. praesente etiam stantium plebe, quibus et ipsis pro fide et timore suo honor habendus est.

mittelung zwischen den Geistlichen und den Layen bildeten, welche bei der Berathung allgemeiner Gemeindeangelegenheiten von der Geistlichkeit zugezogen wurden, welche im Namen der Gemeinden sprachen, wenn diese eine Klage gegen die Geistlichen vorzubringen hatten [1]).

Man könnte zwar sagen: es sey dies keine alte, sondern vielmehr eine erst sehr spät entstandene Einrichtung, nachdem nämlich in manchen Gegenden von Nordafrika, in Städten und Ortschaften das Christenthum schon vorherrschend geworden, seyen, wie so oft die politische Form in eine kirchliche übergegangen, die bürgerlichen Gemeindevorstände oder Aldermänner auch kirchliche geworden, man habe ihnen auch bei kirchlichen Verhandlungen einen besondern Platz eingeräumt. Aber es ist wohl an und für sich nicht wahrscheinlich, daß man in einer Zeit, in welcher das hierarchische Princip schon so sehr vorherrschte, erst eine solche demselben fremdartige, mehr mit der ältesten, freien

---

1) In einem Briefe eines numidischen Bischofs Purpurius an einen andern Bischof Silvanus von Cirta in Numidien: „Adhibete conclericos et seniores plebis ecclesiasticos viros." Sie werden zur gemeinschaftlichen Untersuchung der zwischen dem Bischof und einem Diakonus entstandenen Streitigkeiten aufgefordert. In einem andern Briefe desselben, an die clericos et seniores dieser Stadt Cirta, werden alle diese, in Eine Klasse gestellt, zur Untersuchung des Streits aufgefordert, und in dieser Hinsicht mit den Aeltesten, die Moses zu Rath zog, verglichen. „Sine consilio seniorum nihil agebatur. Itaque et vos, quos scio omnem sapientiam coelestem et spiritalem habere, omni vestra virtute cognoscite, quae sit dissensio haec et perducite ad pacem." Optat. Milev. de schismate Donatistar. ed. Du Pin. fol. 169.

Gemeindeverfassung übereinstimmende Einrichtung sollte gegründet haben. An und für sich weit wahrscheinlicher, daß sich dieselbe als Ueberbleibsel eines freiern Geistes der Kirchenverfassung erhalten, und unter veränderten Verhältnissen fortgepflanzt hatte.

Dazu kommt eine merkwürdige Erklärung des Hilarius, der im vierten Jahrhundert Commentare über die paulinischen Briefe geschrieben hat. Er sagt: „Unter allen Völkern ist das Alter ehrwürdig, daher hatte die Synagoge, und nachher die Kirche ihre Aeltesten, ohne deren Rath nichts in der Kirche unternommen wurde. Ich weiß nicht, durch welche Nachlässigkeit dies abgekommen seyn mag, wenn nicht etwa durch die Trägheit, oder vielmehr den Hochmuth des Lehrstandes, indem dieser allein etwas gelten will" [1]).

---

1) Ecclesia seniores habuit, quorum sine consilio nihil agebatur in ecclesia. Quod qua negligentia obsoleverit nescio, nisi forte doctorum desidia, aut magis superbia, dum soli volunt aliquid videri. Man könnte, um die Beweiskraft dieser Stelle für diese Sache zu leugnen, nur etwa sagen: es seyen hier unter den Seniores die Presbyteren verstanden, und es beziehe sich das Abgekommenseyn nur darauf, daß diese nicht mehr wie früherhin von den doctoribus, den Bischöfen, bei Allem zu Rath gezogen wurden. Aber diese Auslegung ist doch nicht die natürlichste, weder der Art, wie das Wort doctores, noch der Art, wie das Wort seniores hier gebraucht ist, angemessen, zumal da hier der Nachdruck besonders darauf gelegt wird, daß die Seniores würklich buchstäblich die bejahrteren Mitglieder der Gemeinde waren, und dies doch in Rücksicht der Presbyteren, welche nicht über dreißig Jahr alt zu seyn brauchten, gewiß nicht immer der Fall war, und da die hier ausgelegte Stelle selbst, 1 Timoth. 5., gar nicht veranlaßte, an Presbyteren zu denken.

Die dritte, minder wichtige Veränderung in der Kirchenverfassung betraf die Vermehrung der Kirchenämter, veranlaßt theils dadurch, daß, bei der Vergrößerung der Gemeinden und der Vermehrung der Diakonatsgeschäfte, Manches, was bisher die Diakonen mit ihren übrigen Geschäften verbunden hatten, ihnen abgenommen und auf besondere Aemter übertragen wurde, theils dadurch, daß manche neue Geschäfte bei den Kirchen in großen Städten entstanden, theils dadurch, daß, was bisher als freie Gabe des Geistes an alle, oder einzelne Christen betrachtet worden, nun an ein besonderes Amt gebunden wurde. Es waren folgende Kirchenämter: die Subdiakonen, welche den Diakonen in ihren äußerlichen Amtsverrichtungen zur Seite gingen: die Lectores (ἀναγνωςαι), welche die heilige Schrift in den Gemeindeversammlungen vorzulesen und auch die hier gebrauchten biblischen Handschriften zu verwahren hatten, ein Geschäft, welches ursprünglich wahrscheinlich entweder die Presbyteren selbst, oder die Diakonen verwaltet hatten, wie es denn noch später in manchen Kirchen den Diakonen überlassen blieb, die Evangelien besonders vorzulesen; die Akoluthen (ἀκολουθοι, acolythi), wie der Name anzeigt, Aufwärter der Bischöfe bei ihren Amtsverrichtungen; die Exorcistae, welche die Gebete über Diejenigen, die man (s. oben) von bösen Geistern besessen glaubte, die Energumenen, verrichteten; die θυρωροι, πυλωροι, ostiarii, welche über das Aeußere der kirchlichen Versammlungsplätze, Reinigung derselben, Schließung und Oeffnung der Kirchenthüren u. s. w. die Aufsicht führten.

Das Amt eines Kirchenvorlesers ist vielleicht das älteste unter diesen Aemtern, es wird schon am Ende des

zweiten Jahrhunderts bei Tertullian, praescript. haeret. c. 41., erwähnt; die übrigen kommen sämmtlich erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor, und zwar alle vollständig zuerst in einem Briefe des römischen Bischofs Cornelius, bei Eusebius VI., 43. Das Amt eines Akoluthen ist höchst wahrscheinlich aus dem hierarchischen Vornehmthun der römischen Kirche entstanden, und es verbreitete sich nicht in die griechische; der griechische Name mit dem römischen Ursprung ist wohl so zu vereinigen, daß die griechische Abkunft so mancher römischen Bischöfe dazu Veranlassung gab. Was das Amt des Exorcisten betrifft, so war das, was durch dies Amt gewürkt werden sollte, ursprünglich als ein an kein äußerliches Institut gebundenes Werk des heiligen Geistes betrachtet worden, sey es als ein Werk, das durch jeden Christen in gläubigem Vertrauen auf den Ueberwinder der Macht des Bösen, den Heiland, mit Anrufung seines Namens bewürkt werden konnte, sey es als besondere Geistesgabe einzelner Christen. Nun sollte das freie Werk des Geistes an einen todten Mechanismus gebunden werden. Den Geist der alten Kirche sprachen die apostolischen Constitutionen dagegen richtig aus, wenn sie sagen: „Ein Exorcist kann nicht gewählt werden, denn es ist die Gabe freier Gnade“ [1]).

Von der allgemeinen Gemeindeverfassung gehen wir zu den Verbindungsformen zwischen den einzelnen Gemeinden unter einander über.

---

1) L. 8. c. 26. οὐ χειροτονειται, εὐνοιας γαρ ἑκουσιου το ἐπαθλον, και χαριτος θεου δια Χριστου.

2) Die Verbindungsformen der einzelnen Gemeinden unter einander.

Das Christenthum brachte unter seinen ächten Bekennern von Anfang einen lebendigen Gemeingeist, und daher auch eine innige, gegenseitige, äußerliche Verbindung hervor. Diese Verbindung mußte nach den menschlichen Dingen eine bestimmte Form annehmen, und diese Form bildete sich nach den vorhandenen gesellschaftlichen Formen, unter denen das Christenthum sich zuerst entwickelte. Ein schwesterliches Gleichheitssystem, in dem Verhältnisse der Gemeinden zu einander, würde, unabhängig von diesen bestimmten Umständen, dem Geist des Christenthums am meisten entsprochen haben, und hätte der freien, ungetrübten Offenbarung desselben am förderlichsten seyn können. Jene Umstände aber brachten bald ein Subordinationssystem in den Verhältnissen der Gemeinden zu einander hervor, in welches das Christenthum, wie in alle einmal vorhandene menschliche Verfassungsweisen, insofern dieselben nichts an und für sich Sündhaftes enthielten, eingehen konnte, das jedoch nachher, zu sehr überwiegend, einen hemmenden und störenden Einfluß auf die Entwickelung der christlichen Lehre und des kirchlichen Lebens ausübte.

Wir bemerkten oben, daß in manchen Gegenden das Christenthum frühzeitig auf dem Lande sich verbreitete, wo dieses nun geschah, und die Christen in einem Dorfe oder Flecken zahlreich genug waren, um eine besondere Gemeinde zu bilden, war es das Natürlichste, daß diese sich gleich ihre Vorsteher, Presbyteren oder Bischöfe wählte, welche eben so unabhängig waren, als die Vorsteher der Stadtgemeinde. In diesen ersten Jahrhunderten selbst können wir

zwar aus Mangel an Urkunden aus dieser Zeit, keine solche nachweisen, aber im vierten Jahrhundert finden wir in manchen Gegenden des Orients sogenannte **Landbischöfe**, Χωρεπισκοπους, die gewiß aus den ältesten Zeiten herrühren, denn in der späteren Zeit, da das kirchliche Subordinationssystem schon einmal ausgebildet war, da die Landgemeinden ihre Vorsteher von der Stadt aus zu erhalten pflegten, hätte gewiß ein Verhältniß dieser Art nicht entstehen können; Beweis, der Streit der Landbischöfe dieser Zeit mit den, ihre Gewalt zu beschränken suchenden Stadtbischöfen. Aber der gewöhnlichere Fall war doch, wie wir gleichfalls schon oben bemerkten, daß das Christenthum sich erst von der Stadt auf das Land verbreitete, und wenn nur zuerst wenige Christen auf dem Lande, in der Nähe der Stadt, sich befanden, so war es das Natürlichste, daß sie zuerst am Sonntage zur Stadt gingen, um den dortigen Gemeindeversammlungen beizuwohnen. Wenn sie sich aber später so vermehrten, daß sie eine eigene Gemeinde bilden konnten, so ließen sie sich von dem Bischofe der Stadtgemeinde, an die sie sich anzuschließen gewohnt waren, einen Presbyter vorsetzen, der nun daher für immer auch dem Stadtbischof untergeordnet blieb. So entstand die erste größere, kirchliche Verbindung zwischen Stadt- und Landgemeinden, welche ein Ganzes mit einander ausmachten [1]). In größeren Städten mochte es auch schon nothwendig werden, die Stadtgemeinde selbst in verschiedene Abtheilungen zu zertheilen, wie in Rom, wo wir in dem angeführten

1) Solche Vorsteher der Landgemeinden waren die Presbyteren, von denen der Bischof **Cyprian** im Verhör vor dem Proconsul sagte: invenientur in civitatibus suis.

Berichte des römischen Bischofs Cornelius schon sechs und vierzig Presbyteren finden, wenn auch die Nachricht des Optatus von Mileve, daß zu Rom im Anfange des vierten Jahrhunderts mehr als vierzig Kirchen waren, übertrieben ist. Doch wurden hier nicht immer neben der Einen bischöflichen Haupt- und Muttergemeinde verschiedene untergeordnete Filialgemeinden gebildet, sondern öfter blieb die Gemeinde als ein Ganzes verbunden, und nur an den Sonn- und Festtagen, wenn eine Kirche nicht Alle fassen konnte, wurde sie in verschiedene Kirchen, wo nach einer gewissen Reihefolge die verschiedenen Presbyteren den Gottesdienst leiteten, vertheilt. Doch über dies ganze Verhältniß fehlt es uns für diese Periode an Nachrichten, und wir können nur aus dem, was wir in der folgenden finden, zurückschließen.

Ferner wie sich das Christenthum im Ganzen erst von den Städten auf das Land verbreitete, so verbreitete es sich im Ganzen (s. oben) von den Hauptstädten (μητροπολεις) in die übrigen Provinzialstädte. Wie diese nun in politischer Hinsicht jenen untergeordnet waren, so bildete sich auch nach und nach zwischen den Gemeinden der Provinzialstädte, und den Gemeinden der Hauptstadt ein engeres Band und ein Subordinationsverhältniß. Die Kirchen einer Provinz bildeten Ein Ganzes, an dessen Spitze die Gemeinde der Metropolis stand, der Bischof derselben wurde im Verhältniß zu den übrigen Bischöfen der Provinz primus inter pares. Doch entwickelte sich dies Verhältniß aus Lokalursachen nicht überall auf gleiche Weise, und in dieser Periode größtentheils nur im Orient.

In einem ähnlichen Verhältnisse, wie diese Metropolen

zu den Provinzialstädten standen, befanden sich die Hauptstädte größerer Haupttheile des römischen Reichs zu letzeren, als Sitze der Regierung, des Handels und alles Verkehrs. Von solchen größeren Hauptstädten hatte sich das Christenthum in einen ganzen Haupttheil des ungeheueren Reichs verbreitet, hier hatten die Apostel selbst Gemeinden gegründet, Gemeindevorsteher eingesetzt, mündlich das Evangelium verkündigt, an die hier von ihnen gegründeten Gemeinden Briefe geschrieben. Diese Gemeinden wurden daher unter dem Namen der ecclesiae, sedes apostolicae, matrices ecclesiae, mit besonderer Verehrung betrachtet. Wenn Streit über kirchliche Einrichtungen oder Lehren entstand, frug man zuerst: wie wird die Sache in diesen Gemeinden angesehen, wo man die von den Aposteln selbst dort überlieferten Grundsätze, die von Geschlecht zu Geschlecht übergegangen sind, treu bewahrt hat? Solche ecclesiae apostolicae waren insbesondere: Rom, Antiochia, Alexandria, Ephesus, Corinth.

Alles dieses aber, was bei diesen Kirchen der großen Hauptstädte zusammentraf, kam in besonderem Maaße bei der Kirche der großen Welt-Hauptstadt Rom zusammen. Man wußte, daß die beiden großen Apostel Paulus und Petrus in dieser Gemeinde gelehrt, sie durch ihren Märtyrertod verherrlicht hatten [1]). Von Rom hatte ein großer

---

1) Es ist Hyperkritik, die durch die übereinstimmende Nachrichten des kirchlichen Alterthums bewährte Ueberlieferung, daß Petrus zu Rom gewesen, in Zweifel zu ziehen. Diese Ueberlieferung stammt offenbar aus einer Zeit, in der man noch nicht daran dachte, durch den Primat Petri die römische Kirche zu heben.

Theil des Abendlandes das Evangelium empfangen, von Rom aus konnten alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Christenheit des römischen Reichs am besten betrieben werden, die römischen Bischöfe, Vorsteher der reichsten Gemeinde, zeichneten sich frühzeitig durch ihre Wohlthätigkeit gegen die entferntesten Gemeinden aus [1]), ein gemeinschaftliches Interesse verband alle Gemeinden des römischen Reichs mit der Kirche der Hauptstadt. In Rom war die ecclesia apostolica, auf welche sich der größte Theil des Abendlandes, als auf die gemeinschaftliche Mutterkirche, berufen mußte. Ueberhaupt mußte, was in dieser ecclesia apostolica vorging, Allen am bekanntesten seyn, denn hier strömten ja stets Christen aus allen Weltgegenden zusammen. So beruft sich Irenäus, der in Gallien schrieb, wie er sich zuweilen auf andere ecclesiae apostolicae beruft, an einer Stelle besonders auf die ecclesia apostolica in Rom, als die größte, die älteste (welches Letztere wohl bezweifelt werden muß), die Allen bekannte, von den beiden herrlichsten Aposteln gegründete, in welcher Christen aus den Gemeinden der ganzen Welt zusammenkommen, und die von den Aposteln überlieferte Lehre wahrnehmen mußten [2]).

---

1) Euseb. L. IV. c. 23.

2) L. III. c. 3. nach der alten lateinischen Uebersetzung, da leider das Griechische verloren: „Ad hanc ecclesiam propter potiorem principalitatem necesse est, omnem convenire ecclesiam, hoc est, eos, qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea, quae est ab apostolis traditio." Wenn man das convenire hier im geistigen Sinne versteht: Alle Kirchen müssen mit der römischen als derjenigen, welche über alle den Vorrang hat, übereinstimmen, so giebt sich gar kein recht natürlicher

Durch Briefe und reisende christliche Brüder standen auch die entferntesten Gemeinden des römischen Reichs mit einander in Verbindung. Wenn ein Christ in eine fremde Stadt kam, suchte er zuerst die Gemeinde auf, und hier wurde er brüderlich aufgenommen, mit Allem, was zu seiner geistlichen und was zu seiner leiblichen Erquickung dienen konnte, versorgt. Da nun aber Betrüger, schlecht gesinnte Kundschafter, Irrlehrer, die, nur ihre unevangelischen Lehren unter den einfachen Christen zu verbreiten suchten, das Vertrauen und die Liebe der Christen mißbrauch-

---

Sinn, und am wenigsten ein solcher, der sich an den sonstigen Ideenkreis des Irenäus anschließen könnte. Was sollte das heißen: Die Gemeinden in der ganzen Welt haben in der römischen Kirche die apostolische Ueberlieferung erhalten? Dies könnte etwa nur so verstanden werden, daß die römische Kirche der Central- und Repräsentationspunkt aller christlichen Gemeinden wäre, als wenn, wie man später sagte, die ganze Kirche virtualiter in der römischen enthalten wäre, eine Idee, von der sich bei dem Irenäus durchaus keine Spur findet, und eine Ausdrucksweise, welche diesem ganzen Zeitalter fremd ist. Wozu bedurfte es ferner des erklärenden Zusatzes: eos, qui sunt undique fideles, da in diesem Zusammenhang gar kein Mißverstand des Wortes ecclesia sich denken ließe. Alles erklärt sich aber, wenn man das convenire von dem leiblichen Zusammenkommen versteht, so war der Zusatz an seinem Platze, um anzuzeigen, daß hier nicht von den Gemeinden im Ganzen die Rede sey, sondern nur von einzelnen Gläubigen aus allen Gemeinden. Statt conservare muß man dann nur mit Grabe observare lesen. Man vergleiche die analoge Stelle des Athenäus, L. III. p. 20., über das Zusammenkommen aller Städte und Völker in der οὐρανοπολις Rom: „ὁτι οἰκουμενης δημος ἡ ῥωμη. ἡ ῥωμαιων πολις ἐπιτομη της οἰκουμενης, ἐν ᾑ συνιδειν ἐστιν οὑτως πασας τας πολεις ἱδρυμενας.“

ten, so bedurfte es einer Vorsichtsmaaßregel, um die vielfältigen Nachtheile, welche daraus entstehen konnten, abzuwehren. Man traf deshalb die Einrichtung, daß nur solche reisende Christen zu den fremden Gemeinden, als christliche Brüder, Zutritt erhielten, welche ein von dem Bischof derjenigen Gemeinde, von der sie herkamen, ausgefertigtes Zeugniß vorweisen konnten. Man nannte diese kirchlichen Briefe, welche wie tesserae hospitales waren, wodurch die Christen aller Weltgegenden mit einander in brüderlicher Verbindung standen, „epistolae" oder „literae formatae" (γραμματα τετυπωμενα), weil sie zur Verhütung der Verfälschung nach einem gewissen Schema (forma, τυπος) abgefaßt wurden [1]), auch wohl „epistolae communicatoriae," „γραμματα κοινωνικα," insofern sie ein Merkmal davon enthielten, daß die Ueberbringer sich in der Kirchengemeinschaft befanden, wie auch, daß die Bischöfe, welche solche Briefe einander zusandten, und von einander annahmen, durch die Kirchengemeinschaft mit einander verbunden waren; nach und nach theilte man die kirchlichen Briefe (epistolae clericae) in verschiedene Klassen, nach der Verschiedenheit ihres Zweckes, ein.

Wie wir oben bemerkten, daß frühzeitig zwischen den Gemeinden derselben Provinz ein engeres Vereinigungsband sich bildete, so brachte es auch der christliche Gemeingeist mit sich, daß bei dringenden Angelegenheiten, Streitigkeiten über Lehrgegenstände, Dinge des kirchlichen Lebens, der Kirchen-

---

1) Wie sehr man nöthig hatte, sich gegen Verfälschung solcher kirchlichen Briefe zu verwahren, ist zu ersehen aus Euseb. IV. 23. Cyprian. ep. 3.

chenzucht häufig, durch Abgeordnete dieser Gemeinden, gemeinschaftliche Berathschlagungen angestellt wurden. Solche Zusammenkünfte werden uns unter den Streitigkeiten über die Zeit der Passahfeier, und unter den Verhandlungen über die montanistischen Prophezeiungen, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts bekannt. Aber als ein fortdauerndes, regelmäßiges, an bestimmte Zeiten gebundenes Institut erscheinen diese Provinzialsynoden zuerst am Ende des zweiten, oder im Anfange des dritten Jahrhunderts, und zwar als etwas Eigenthümliches einer bestimmten Landschaft, wo besondere Lokalursachen eine solche Einrichtung früher als in andern Gegenden veranlassen konnten. Es war nämlich das eigentliche Griechenland, wo sich von den Zeiten des achäischen Bundes her der Conföderationsgeist noch erhalten hatte, und wie das Christenthum an alle Volkseigenthümlichkeiten, insoweit dieselben nichts Unsittliches enthielten, sich anschließen, in dieselben eingehen, und nach denselben eine eigenthümliche Erscheinungsform annehmen konnte, so konnte es auch leicht geschehen, daß hier der schon vorhandene, bürgerliche Gemeingeist auf den kirchlichen Gemeingeist einwürkte, und demselben, früher als in andern Gegenden, eine ohnehin gut passende Form gab, daß aus den Repräsentantenversammlungen der bürgerlichen Gemeinden (den Amphiktyonenversammlungen) die Repräsentantenversammlungen der kirchlichen Gemeinden (die Provinzialsynoden) wurden. Wie die Christen in dem Bewußtseyn, daß sie nichts seyen und nichts vermöchten ohne den Geist von oben, alle wichtigen Handlungen mit Gebet zu beginnen pflegten, so bereiteten sie sich auch bei der Eröffnung dieser Versammlungen durch gemeinschaftliches Gebet

zu dem, der verheißen hatte, daß er seine Gläubigen durch seinen Geist erleuchten und leiten wolle, wenn sie ihm sich ganz überließen, und unter ihnen seyn wolle, wo sie in seinem Namen versammelt wären, zu den gemeinsamen Berathschlagungen vor [1]).

Es scheint, daß dieses regelmäßige Institut anfangs als eine Neuerung Widerspruch fand, so daß Tertullian sich berufen fühlte, als Vertheidiger desselben aufzutreten [2]). Doch entschied der herrschende Geist der Kirche für jene Einrichtung, und bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts scheinen die jährlichen Provinzialsynoden in der Kirche allgemein geworden zu seyn, wie wir daraus schließen können, daß wir dieselben in so sehr von einander entfernten Theilen der Kirche, wie das nördliche Afrika und Cappadocien, zu gleicher Zeit herrschend finden [3]).

Diese Provinzialsynoden konnten gewiß sehr heilsam für die Gemeinden werden, und wurden es auch in vieler Hinsicht. Durch die gemeinschaftliche Berathung konnten die Ansichten der Einzelnen einander gegenseitig ergänzen

---

1) Die Worte Tertullians in einem im Anfange des dritten Jahrhunderts geschriebenen Buche, de jejuniis, c. 13. „aguntur per Graecias illa certis in locis concilia, ex universis ecclesiis, per quae et altiora quaeque in commune tractantur et ipsa repraesentatio totius nominis Christiani magna veneratione celebratur.“

2) Ista solennia, quibus tunc praesens patrocinatus est sermo.

3) Cyprian. ep. 40. und Firmilianus von Cäsarea in Cappadocien bei Cyprian ep. 75. Necessario apud nos fit, ut per singulos annos seniores et praepositi in unum conveniamus, ad disponenda ea, quae curae nostrae commissa sunt.

und berichtigen; Bedürfnisse, Mißbräuche, nothwendige Verbesserungen konnten durch gegenseitige Mittheilung desto leichter und vielseitiger zur Sprache kommen, die Erfahrungen eines Jeden konnten durch die Mittheilung Allen nutzbar gemacht werden. Gewiß konnte man auch mit allem Recht darauf vertrauen, daß Christus nach seiner Verheißung unter Denjenigen seyn, und Diejenigen durch seinen Geist leiten werde, die in seinem Namen versammelt wären; gewiß war es weder Schwärmerei noch hierarchische Anmaßung, wenn die zur Berathung der Angelegenheiten ihrer Gemeinden versammelten Abgeordneten und Vorsteher derselben darauf hofften, daß ein höherer als menschlicher Geist durch seine Erleuchtung ihnen verleihen werde, was sie durch ihre sich selbst überlassene Vernunft, deren Unzulänglichkeit sie wohl erkannten, nimmer finden könnten. Ein hochmüthiges Selbstvertrauen wäre es vielmehr gewesen, wenn sie mit sich selbst, mit den Untiefen ihres Herzens, mit der Armuth menschlicher Vernunft, mit den Selbsttäuschungen menschlicher Klugheit so wenig bekannt gewesen wären, daß sie, ohne den Einfluß jenes höheren Geistes der Heiligkeit und der Wahrheit, hinlänglich für das Beste ihrer Gemeinden sorgen zu können, gemeint hätten.

Aber eine falsche und verderbliche Richtung nahm dies an und für sich richtige und heilbringende Vertrauen, wenn es nicht stets vom Geiste der Demuth, der Wachsamkeit über sich selbst mit Furcht und Zittern begleitet war, wenn man nicht stets der wichtigen Bedingung eingedenk war, unter welcher man allein der Erfüllung jener Verheißung, jener göttlichen Erleuchtung und Leitung, theilhaft werden konnte, — die Bedingung, daß man würklich im Namen

Christi, in dem lebendigen Glauben an ihn, in der aufrichtigen Hingabe an ihn, mit Aufopferung des Eigenwillens versammelt war, wenn man sich dem Wahn überließ, daß eine solche Versammlung, von welcher Art auch die Gesinnung der Versammelten seyn mochte, unveräußerliche Ansprüche auf die Erleuchtung des heiligen Geistes habe; dann war man aller Selbsttäuschung in der Verwechselung und der Vermischung des Göttlichen und des Menschlichen preis gegeben, und die Formel „unter Eingebung des heiligen Geistes" („spiritu sancto suggerente") konnte Vorwand und Sanction für alle Eingebungen des Eigenwillens werden.

Hemmend mußten ferner die Provinzialsynoden für die kirchliche Entwickelung werden, wenn dieselben, statt nach den wechselnden Bedürfnissen jedes Zeitpunktes für das Beste der Gemeinden zu sorgen, in den veränderlichen Dingen unwandelbare Gesetze geben wollten. Schlimm war es endlich, daß die Theilnahme der Gemeinden von diesen Synoden ganz ausgeschlossen wurde, daß zuletzt die Bischöfe alles allein auf denselben ausmachten, und durch ihre Verbindung mit einander auf diesen Synoden ihre Gewalt immer größer wurde.

Da die Provinzialsynoden auch entfernten Bischöfen ihre Beschlüsse in wichtigen Angelegenheiten von allgemeinerem Interesse mitzutheilen pflegten, so dienten sie zugleich dazu, die entfernteren Theile der Kirche mit einander in lebendige Verbindung zu setzen, und sie in einer solchen zu erhalten.

3) Die Verbindung der ganzen Kirche zu einem in allen seinen Theilen genau zusammenhängenden Ganzen; die äußerliche Einheit der katholischen Kirche und deren Repräsentation.

So war aus dem unscheinbaren, in dem Acker der Welt ausgestreuten Samen des Senfkornes ein über alle Gewächse der Erde emporragender Baum geworden, dessen Zweige sich nach allen Richtungen hin ausbreiteten. Dieses in seinem Ursprung, seinem Entwickelungsgang, seiner Verfassung von allen bloß menschlichen Instituten sich unterscheidende große Ganze der katholischen Kirche, das in allen seinen zerstreuten Theilen genau zusammenhing. Das Bewußtseyn, Glied eines solchen, über allen Widerstand der irdischen Gewalt siegreichen, für die Ewigkeit bestimmten Körpers zu seyn, mußte desto lebendiger und kräftiger hervortreten bei Denjenigen, welche früher in ihrem Heidenthume nur das politisch-irdische Band gekannt, von einem solchen geistig-sittlichen, die Menschen, als Mitglieder einer Himmelsgemeinde, mit einander vereinigenden Einheitsbande keine Ahnung gehabt hatten. Desto stärker und erhabener mußte dies Bewußtseyn werden unter den Verfolgungen, wenn alle Gewalt von außen vergebens dies Band zu zerreißen suchte. Mit Recht konnte den Christen auch die äußerlich sich offenbarende Einheit, dieser enge äußerliche Zusammenhang wichtig seyn, als die Darstellung des höheren Lebens, durch dessen Gemeinschaft alle Christen mit einander verbunden seyn sollten, als die Offenbarung der Einheit des Reiches Gottes. In der äußerlichen Gemeinschaft des kirchlichen Lebens empfanden sie das Beseligende der inwendigen Gemeinschaft des unsichtbaren Gottesreiches, sie kämpften für die Erhaltung dieser Einheit, theils gegen jene

idealistischen Sekten, welche das inwendige Band der religiösen Gemeinschaft selbst, das Band des Glaubens zu zerreißen, die alte Trennung zwischen einer Religion der Höher-Gebildeten und einem Volksglauben (πιστις und γνωσις) auch in die christliche Kirche einzuführen, und, wie Clemens von Alexandria sie mit Recht beschuldigte, die Eine Kirche in eine Menge von theosophischen Schulen zu zerspalten drohten [1]), theils gegen Solche, welche, durch Eigenwillen oder Leidenschaften verblendet, aus bloß äußerlichen Veranlassungen Spaltungen stifteten, während sie im Glauben mit den Uebrigen übereinstimmten.

Aber diese aus einem lebendigen christlichen Gefühl, welches das Beseligende dieser religiösen Gemeinschaft, dieses innigen, kirchlichen Lebens, tief empfand, diese aus einem wahren, christlichen Interesse hervorgehende Polemik konnte nun leicht zu dem andern übertriebenen Gegensatze einer Ueberschätzung der äußerlichen Einheit der Kirche, einer Ueberschätzung der bestehenden kirchlichen Formen, an welche diese geknüpft war, verführen. Wie man in dem kirchlichen Leben, weil es aus dem inwendigen Christenthum hervorgegangen, und noch von diesem beseelt und durchdrungen, noch nicht in todten Formen erstarrt war, dieses innigen Zusammenhangs zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche sich bewußt wurde; wie man in der Gemeinschaft mit dieser erscheinenden Kirche das Beseligende der Gemeinschaft mit dem Erlöser und der ganzen Gemeinde der Heiligen, welche die göttlichen Lebenskräfte von ihm, dem Haupte, empfängt, und unter ihre einzelnen Glieder verbrei-

---

1) Die Worte des Clemens St. L. VII. 755. αὐχουσι προισασθαι διατριβης μαλλον ἢ ἐκκλησιας.

tet, tief empfand: so konnte man desto leichter, in diesem Gegensatze der Polemik, sich verleiten lassen, das, was in der Erfahrung, und in dem Gefühle eines Jeden sich an einander angeschlossen, sich mit einander verschmolzen hatte, auch in dem Begriffe zu sehr mit einander zu vermischen, und auch in der Theorie als nothwendig und unzertrennlich mit einander verbunden zu setzen. So entstand dann die Verwechselung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche, der inneren Einheit der unsichtbaren Kirche, einer Einheit des Geistes, die im Glauben und in der Liebe besteht, mit der äußerlichen Einheit der sichtbaren Kirche, die an gewisse, äußerliche Formen gebunden ist. Wie man durch das Organ dieser kirchlichen Formen, vermittelst der Richtung des Gemüths, welche sich an diese Formen angeschlossen, die beseligenden Einflüsse der Gemeinschaft mit dem unsichtbaren Haupte der Kirche empfangen hatte, so ließ man sich nun verleiten, Form und Wesen, das irdische Gefäß und den überschwenglichen himmlischen Schatz, zu sehr mit einander zu verschmelzen, in die irdische Form zu viel hineinzulegen, das, was subjektiv in dem Leben der Einzelnen verbunden war, als objektiv und nothwendig mit einander verbunden zu betrachten. Auf solche Weise bildete sich der Grundsatz: Diese in diesen bestimmten äußerlichen Erscheinungsformen bestehende, äußerliche Kirche, ist mit allen diesen äußerlichen Formen eine göttliche Stiftung, zwischen Menschlichem und Göttlichem läßt sich hier nicht unterscheiden, unter diesen Formen hat die Kirche das Göttliche von Christo her empfangen, nur unter denselben theilt sie es mit, und nur, wer es von ihr in diesen *äußerlichen* Formen *empfängt*, kann es empfangen. In diesen äußerlichen Formen stellt

sich die unsichtbare Kirche, das Reich Gottes dar, und an die äußerliche Verbindung mit dieser, in diesen Formen bestehenden äußerlichen Kirche ist nothwendig die inwendige Gemeinschaft mit jener unsichtbaren Kirche und die Theilnahme an allen ihren Gütern geknüpft.

Die Verwechselung des alt= und des neutestamentlichen theokratischen Gesichtspunktes, die wir oben in der Ansicht vom Priesterthum bemerkten, mischte sich auch hier wieder ein. Wie in dem alten Testamente die Stiftung und Fortpflanzung der Theokratie nothwendig an eine Menge von äußerlichen, irdischen Dingen, welche doch nur Schattenbilder dessen, was im Christenthum nach seiner Wesenheit erscheinen sollte, waren, gebunden worden, so sollte auch die neutestamentliche Theokratie in ihrer Stiftung und Fortpflanzung an solche sichtbare, irdische Dinge gebunden seyn; wie die alttestamentliche Theokratie nothwendig an das bestimmte, äußerliche, sichtbare Priesterthum geknüpft war, so sollte auch die neutestamentliche Theokratie nothwendig an ein solches äußerliches, von göttlicher Stiftung herrührendes Priesterthum geknüpft seyn. Man vergaß, daß der Unterschied der Kirche Christi von der Theokratie im alten Testamente nicht allein in der Verschiedenheit der äußerlichen Zeichen und Formen besteht, sondern, daß noch weit wichtiger der Unterschied in dem Verhältnisse des Aeußerlichen zu dem Inwendigen, der irdischen Zeichen zu den Dingen des Geistes, zu den himmlischen Sachen nach den beiden Oekonomieen ist. Ein wesentlicher Irrthum, die Quelle vieler anderen Irrthümer von praktisch wichtigen Folgen, welche sich nach und nach daraus entwickelten.

Die Verwechselung der Begriffe von der unsichtbaren

und von der sichtbaren Kirche und den daraus hervorgehenden Grundsatz von einer allein seligmachenden, äußerlichen Kirche und einer durchaus nothwendigen, äußerlichen Einheit derselben sehen wir zuerst am schärfsten ausgesprochen, und am consequentesten durchgeführt in dem merkwürdigen Buche von der Einheit der Kirche (de unitate ecclesiae), welches der Bischof Cyprianus von Carthago nach der Mitte des dritten Jahrhunderts unter den Spaltungen, mit denen er zu kämpfen hatte, schrieb. Dieses Buch enthält eine auffallende Vermischung von Wahrem und Falschem. Wenn man das, was Cyprian sagt, von der Gemeinschaft des höheren Lebens, von der nothwendigen, inwendigen Verbindung mit der Einen, göttlichen Lebensquelle in Christo, aus welcher allein das wahre Leben zu allen Gliedern der Gemeinde der Heiligen ausströmen kann, von der nothwendigen Gemeinschaft mit dieser Gemeinde und ihrem Haupte, durch die Richtung des Gemüthes im Glauben und in der Gesinnung, versteht, wenn man die Unterscheidung zwischen einer sichtbaren und einer unsichtbaren Kirche, zwischen der inwendigen Einheit des Gottesreichs und der äußerlichen Einheit einer erscheinenden Kirche, der innern Gemeinschaft mit der Gemeinde der Erlöseten und der äußerlichen Verbindung mit einer gewissen äußerlichen Erscheinungsform dieser im Inwendigen, in Glauben und Liebe, gegründeten Gemeinde — auf die Behauptungen Cyprians anwendet, so kann man hier manches Wahre gegen die Richtung einer von dem Zusammenhang mit dem Einen Gottesreiche, dessen Haupt, Grund und Mittelpunkt Christus ist, sich losreißenden und etwas vereinzelt für sich seyn wollenden Selbstsucht gesagt finden. „Versuche es einmal, den

Strahl von der Sonne loszureißen, — sagt Cyprian — die Einheit des Lichts läßt sich nicht zertheilen. Brich den Zweig vom Baum ab, so kann er keine Frucht bringen. Trenne den Bach von der Quelle, so vertrocknet er. So verbreitet auch die Kirche, von dem Licht des Herrn durchströmt, ihre Zweige durch die ganze Welt. Es ist doch Ein Licht, das sich nach allen Richtungen hin ausbreitet, aus dem Schooße jener Kirche werden wir geboren, durch ihre Milch genährt, durch ihren Geist beseelt. Was von dem ursprünglichen Stamme sich losreißt, kann, für sich abgesondert, nicht athmen und leben." Gewiß alles durchaus richtig, wenn man unter jenem ursprünglichen Ganzen, in der Verbindung mit welchem jeder Einzelne nur als Glied gedeihen kann, die unsichtbare Gemeinde der Erlöseten unter ihrem Haupte, dem unsichtbaren Christus, versteht, wenn man jene Einheit nur auf die geistige Gemeinschaft, jenes Losreißen nur auf die Trennung durch die Gesinnung bezieht; aber der Grundirrthum, wodurch alles an und für sich Wahre eine falsche Anwendung erhielt, war die Uebertragung von allem diesem auf eine äußerliche, unter bestimmten äußerlichen Formen erscheinende, an diese nothwendig gebundene Kirche, — die Kirche, die sich in dieser bestehenden Verfassung durch die Bischöfe, ihre Grundpfeiler, als Nachfolger der Apostel, Erben der geistlichen Gewalt, welche den Aposteln übertragen worden, von den Aposteln her fortgepflanzt hat. Christus hat den Aposteln, die Apostel haben den Bischöfen durch die Ordination die Kraft des heiligen Geistes mitgetheilt; durch die Reihefolge der Bischöfe wird, vermittelst einer solchen äußerlichen Ueberlieferung, die Kraft des heiligen Geistes, durch welche allein

alle Religionshandlungen ihre rechte Würksamkeit erhalten können, in alle Zeiten fort verbreitet. So erhält sich in diesem lebendig sich fortentwickelnden Organismus der Kirche jenes göttliche Leben, das durch diese Vermittelungspunkte, von dem Haupte aus, in alle mit diesem Organismus verbunden bleibende Glieder vertheilt wird, und wer sich von dem äußerlichen Zusammenhange mit diesem äußerlichen Organismus trennt, schließt sich eben dadurch von der Theilnahme an jenem göttlichen Leben und von dem Wege zum Heil aus. Keiner kann für sich allein, durch den Glauben an den Erlöser, an dem göttlichen Leben, das von ihm ausgeht, Theil empfangen; Keiner kann, durch diesen Glauben allein, alle Güter des Gottesreichs sich aneignen; sondern zu allem diesem kann man nur mittelbar durch das Organ dieser durch die Reihefolge der Bischöfe fortgepflanzten, katholischen Kirche gelangen.

Diejenigen, welche den Geist des neuen Testaments unbefangener und reiner auffaßten, beriefen sich gegen diese Verwechselung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche, mit Recht auf die Verheißung des Erlösers, daß, wo zwei oder drei in seinem Namen beisammen wären, Er mit ihnen seyn wolle, Matth. 18, 20., also jeder Verein der wahrhaft Gläubigen, unter welchen Formen es auch sey, eine wahre Kirche. Cyprian aber sagte gegen diesen Einwurf, daß Christus gleich vorher die Eintracht unter den Gläubigen, die Einheit der Gemüther in der Liebe, als die Bedingung gesetzt habe, an welche die Erfüllung dieser Verheißung geknüpft sey. Und nun schloß er: „Wie kann aber ein Solcher mit Jemanden in Eintracht stehen, der mit dem Körper der Kirche selbst, und mit der ganzen Brüder-

schaar nicht in Eintracht steht? Wie können zwei oder drei im Namen Christi beisammen seyn, wenn sie von Christo und seinem Evangelium getrennt sind?" Freilich eine an und für sich richtige Bemerkung, daß das im Namen Christi Versammeltseyn die Gemeinschaft der Bruderliebe, wie die Gemeinschaft des Glaubens in sich begreift. Mit Recht konnte er also sagen, daß diesen Ausspruch nur Solche auf sich anwenden könnten, bei welchen dieses Merkmal vorhanden sey; mit Recht konnte er die Anwendung desselben denen streitig machen, welche, durch Selbstsucht und Lieblosigkeit getrieben, Spaltungen gestiftet hatten; aber er irrte nur auch hier darin, daß er Ursache und Würkung verwechselte, nicht dadurch waren solche Separatisten von der Erfüllung jener Verheißung ausgeschlossen, weil sie aus der äußerlichen Gemeinschaft mit dem großen Kirchenkörper herausgetreten waren, nicht durch jenes Aeußerliche, sondern durch die Gesinnung, aus welcher jenes Aeußerliche hervorgegangen war; durch diese Gesinnung waren sie von der inwendigen Gemeinschaft mit Christo und seinem Reiche ausgeschlossen, noch bevor sie sich äußerlich von der sichtbaren Kirche getrennt hatten. Und darüber, ob Solche durch ihre Gesinnung von dem Reiche Gottes ausgeschlossen seyen, konnte doch nur der das Inwendige erforschende Richter entscheiden, jene äußere Thatsache war immer ein sehr trügliches Merkmal, um daraus auf eine solche Gesinnung zu schließen. Da die erscheinende Kirche, an und für sich selbst betrachtet, nie die fleckenlose Gemeinde der Heiligen ist, immer manche Merkmale der alten, sündhaften Natur an sich trägt, welche jenen ihr zugehörenden Charakter verkennen lassen können, so konnte Mancher durch entschuldbare Miß-

verständnisse bewogen werden, von dieser erscheinenden Kirche, in der er die Gemeinde der Heiligen nicht erkannte, sich loszureißen. Es konnte Recht und Unrecht auf beiden Seiten seyn, wie Mißverständnisse von beiden Seiten, und keine Parthei war daher berechtigt, so über die Gesinnung der andern Parthei abzuurtheilen und wegen der äußerlichen, aus verschiedenen Triebfedern zu erklärenden Thatsache sie gleich unbedingt zu verdammen.

Wie ein falscher Grundsatz leicht durch die Folgesätze, die sich daraus entwickeln, die Quelle vieler einzelnen Irrthümer wird, so schloß sich an den Irrthum von einer nothwendigen, sichtbaren Einheit der Kirche der Irrthum von einer nothwendigen, äußerlichen Repräsentation dieser Einheit an, — eine Vorstellung, welche in ihrem ersten Keime noch sehr unbestimmt und wenig bedeutend erschien, aber in ihrer weiteren Entwickelung sehr gewichtvoll wurde.

Einen solchen Repräsentationspunkt der kirchlichen Einheit fand man zuerst in dem Verhältnisse des Apostels Petrus zu den übrigen Aposteln, wozu das unbefangene Verständniß der Geschichte und der Schrift allerdings keine Veranlassung geben konnte. Von einem dem Apostel Petrus über die übrigen Apostel eingeräumten Vorrang findet sich nirgends eine Spur, und ein solcher war dem brüderlichen Verhältnisse der Apostel zu einander und dem Geiste der neutestamentlichen Oekonomie, in welcher Alle, nur auf Einen Meister und Führer hinblickend, gegenseitig einander dienen sollen, zuwider. Wohl keimten schon in den Seelen der Apostel solche weltliche Hoheitsgedanken, die aus dem fleischlichen Hochmuth hervorgingen, ehe sie aus dem Geiste wiedergeboren worden; aber wie

strafte ihr göttlicher Führer stets solche Gedanken, wie nachdrücklich wies er sie darauf hin, daß von keinem Vorrang, sondern nur von einem Wetteifer der Demuth und der dienenden Selbstverleugnung unter ihnen die Rede seyn sollte. Keiner sollte sich als den Ersten, Jeder sich nur als den Geringsten unter Allen betrachten, Luk. 22, 24. Petrus hatte sein besonderes Charisma, der in das Innere der Menschen Blickende hatte in ihm von Anfang an den künftigen Felsenmann des Glaubens erkannt; er nahm die feurige Gemüthsart des Simon, dessen durchgreifende Thatkraft, die freilich erst, durch den Geist von oben, vom Fleischlichen in's Geistliche umgebildet, geläutert und verklärt werden mußte, in den Dienst der heiligen Sache; Petrus konnte dadurch auf seine besondere Weise als Organ für die Förderung des Gottesreichs tüchtig werden, er sollte daher, nachdem er, durch jene Läuterung seines noch irdischen Feuers, der Felsenmann in der Glaubenskraft geworden, die schwächeren Brüder stärken und befestigen, Luk. 22, 32.; aber darum hatte er keinen Vorrang vor den übrigen Aposteln. Andere hätten wieder andere Charismata, durch die sie würken konnten, was der Felsenmann nicht so hätte würken können. Wenn Christus den Petrus einen Felsen nannte, auf welchem er seine Kirche erbauen werde, Matth. 16, 18.; so bezog sich dies bedeutungsvolle Prädikat nicht auf einen besonders dem Petrus angewiesenen Standpunkt unter den Aposteln, auch nicht auf die Person des Petrus allein, sondern auf den Petrus, als den ächten, lebendigen Bekenner des Glaubens an Jesus, den Messias, den Sohn des lebendigen Gottes, welcher Glaube die unerschütterlich feste Grundlage einer Kirche ist, gegen die auch die Pforten der Hölle

nichts vermögen. Alle, welche diesen Glauben, nicht bloß dem Buchstaben nach von außen her durch menschlichen Unterricht, der solchen Glauben nimmer geben kann, sondern in Geist und Wahrheit durch die inwendige Offenbarung des himmlischen Vaters empfangen haben, sind eben dadurch Felsenmänner und Grundsäulen der durch alle Macht der Hölle unbesiegbaren Kirche Christi, gleichwie Petrus, geworden. Zu allen Solchen ist, wie schon Tertullian und Origenes richtig bemerkten, in der Person des Petrus dies Wort des Herrn gesprochen. Dieselbe geistliche Gewalt, welche Christus an dieser Stelle dem Petrus überträgt, verleiht er an andern Stellen allen Aposteln auf gleiche Weise, Matth. 18, 18. Joh. 20, 22.

In der Unterredung, welche der Heiland mit diesem Apostel nach seiner Auferstehung hatte, Joh. 21, 15., wollte er ihm gewiß keinen Vorrang vor den übrigen einräumen; sondern er wollte vielmehr, mit einem milde strafenden Vorwurf gegen dessen früheres, durch den Erfolg widerlegtes, vermessenes Selbstvertrauen, ihn zur Treue in seinem Beruf, der kein anderer war, als der aller Apostel, ja aller Verkündiger des Evangeliums, ermahnen. Da Petrus früherhin, von seinem natürlichen Feuer fortgerissen, in raschem Selbstvertrauen, ohne das Gewicht seiner Worte recht abzuwägen, betheuert hatte, daß, wenn auch alle Andere der Menschenfurcht unterliegen würden, er dem Heiland treu bleiben und sein Leben bereitwillig für ihn hingeben werde, Joh. 13, 37. Matth. 26, 35.; so erinnert ihn nun der Herr mit liebevoll strafendem Ernste an diese, weil sie nicht aus dem Grunde der Demuth hervorgegangen war, zu Schanden gewordene Betheuerung. „Sagst du jetzt noch —

spricht er zu ihm — daß du mehr als diese deine Mitjünger mich liebst?" Und der zum Bewußtseyn seiner selbst gekommene, zur Demuth zurückgeführte Petrus ist jetzt ganz anderen Sinnes geworden, — fern davon, sich so mit andern zu messen. Schüchtern spricht er zu ihm: „Du Herzenskündiger erkennst, was mich bewegt, wie, ohngeachtet jenes augenblicklichen Abfalls, mein Herz von Liebe zu dir brennt." Und der Heiland weiset ihn nun darauf hin, wie diese Liebe sich in seiner Berufserfüllung thätig erweisen müsse, welche Proben er von derselben einst werde ablegen müssen. In der treuen Pflege der menschlichen Seelen, welche durch die Verkündigung des Evangeliums dem Einen wahren, allgemeinen Hirten, der allein alle ihre Bedürfnisse befriedigen kann, zugeführt werden [1]), sollte sich diese Liebe erweisen. Er, der in der Nähe des Leidens seinen Heiland verließ, sollte durch die Liebe zu ihm die Kraft empfangen, als ein treuer Hirt der menschlichen Seelen, nach dem Vorgange Christi, in dem Beruf der Verkündigung des Evangeliums sein Leben hinzugeben.

Geschichte und Bibelauslegung konnten demnach zu der Idee von einem apostolischen Primat des Petrus keine Veranlassung geben, wenn man nicht, wie so oft geschehen ist, von vorgefaßten Ideen ausgehend, willkürlich in Einzelheiten, welche man aus dem geschichtlichen und dem logischen Zusammenhang herausriß, und welche man Alles bedeuten ließ, was sie außer dem Zusammenhang, den bloßen Worten nach, bedeuten konnten, Anschließungspunkte für dieselben suchte und daher fand. So geschah es nun hier

1) S. die Parabel Joh. 10.

hier, daß, da einmal die Idee von einer nothwendigen sichtbaren Einheit der Kirche sich gebildet hatte, und aus dieser die Idee von einer sichtbaren Darstellung dieser Einheit an einem bestimmten Orte der Kirche sich leicht entwickeln konnte, diese letztere Idee einen Anschließungs- und Stützpunkt in dem falschen Verständnisse jener von dem Apostel Petrus handelnden Stellen fand.

Cyprian bemerkt es richtig in seinem Buche von der Einheit der Kirche, daß alle Apostel dieselbe Würde und Gewalt wie Petrus von Christo empfangen hatten; aber doch, meinte er, ertheilt Christus an einer Stelle dem Petrus besonders diese Gewalt, doch sagt er von ihm besonders, daß er auf ihm die Kirche erbaue, doch überträgt er ihm besonders, seine Schaafe zu hüten, um zu zeigen, wie die ganze Entwickelung der Kirche und des Priesterthums von Einem Punkte ausgehen sollte, um die Einheit der Kirche, die Einheit der bischöflichen Gewalt, dadurch anschaulich zu machen. Der Apostel Petrus erscheint hier als Repräsentant der Einen, in ihrer von göttlicher Stiftung herrührenden Einheit verharrenden Kirche der Einen bischöflichen Gewalt, welche, obgleich unter viele Organe vertheilt, doch ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach nur Eine ist und bleibt. Wer aus der äußerlichen Gemeinschaft mit der Einen sichtbaren, allgemeinen Kirche heraustritt, reißt sich demnach von der durch göttliche Stiftung an die Person des Apostels Petrus geknüpften Repräsentation der kirchlichen Einheit los. Wie kann Einer noch meinen, ein Glied der Kirche Christi zu bleiben, wenn er sich von der Cathedra Petri losreißt, auf welchem die Kirche erbaut worden? [1])

1) Eine Spur dieser Erklärungsweise der auf den Apostel

Wenn man nun aber auch den Apostel Petrus als den Repräsentanten der kirchlichen Einheit betrachtete, so folgte daraus noch nicht, daß ein solcher Repräsentationspunkt sich durch alle Zeiten der Kirche hindurch fortpflanzen mußte. Es folgte noch weniger daraus, daß dieser Repräsentationspunkt gerade an die römische Kirche geknüpft seyn mußte, denn wenn gleich die Ueberlieferung, daß der Apostel Petrus die römische Gemeinde besucht, aus keinem zureichenden Grunde in Zweifel gezogen werden kann, so ist es doch gewiß, daß er diese Gemeinde nicht gegründet hat, und daß er nie der Vorsteher derselben insbesondere war. Diese Kirche konnte eben so wenig cathedra Petri, als cathedra Pauli genannt werden. Irenäus und Tertullian wissen zwar, daß Petrus und Paulus dieselbe gegründet, ihr einen Bischof gegeben und sie durch ihren Märtyrertod verherrlicht haben; aber davon, daß die römische Kirche als cathedra Petri über alle andere ecclesias apostolicas hervorrage, wissen sie noch nichts. Indessen so wie aus der Idee von einer äußerlichen Einheit der Kirche die Vorstellung von einem äußerlichen Repräsentationspunkt dieser Einheit hervorgehen konnte, so konnte leicht die Auffassung dieses Repräsentationspunktes in der Person des Apostels Petrus eine solche Wendung nehmen, als ob zum Wesen der äußerlichen Einheit der Kirche überhaupt und zu

Petrus sich beziehenden Aussprüche, findet sich schon bei dem Tertullian. Praescript. haeret., c. 22., auch ein Merkmal des nicht montanistischen Ursprungs dieses Buchs, da er hingegen als Montanist in seinem Buche de pudicitia diese Aussprüche nur auf den Petrus persönlich als einen homo spiritalis und zugleich auf alle, die, wie er, spiritales sind, anwendet.

allen Zeiten eine solche Darstellung der äußerlichen Kircheneinheit an einem bestimmten Punkte der Kirche gehöre. Und da nun die meisten abendländischen Gemeinden die römische Kirche als ihre Mutterkirche, die ecclesia apostolica, auf deren Autorität sie sich besonders beriefen, zu betrachten gewohnt waren, da sie Petrus den Gründer der römischen Kirche zu nennen, die von ihm herrührende Ueberlieferung der römischen Kirche zu citiren pflegten, da Rom einmal der Sitz der politischen Einheit des Reiches war, so geschah es, daß man die römische Kirche als die cathedra Petri anzusehen, und, was man von dem Apostel Petrus, als dem Repräsentanten der kirchlichen Einheit, sagte, auf diese cathedra Petri zu übertragen, sich gewöhnte. Bei dem Cyprian finden wir diese Ideenverbindung schon so ausgebildet. Man braucht sich hier nicht an die Stellen in dessen Buch de unitate ecclesiae zu halten, wo die Leseart streitig ist [1]); in einer unbezweifelten Stelle, ep. 55. ad Cornel.,

1) Wenn auch in der Stelle Cyprians: „Qui ecclesiae renititur et resistit, [qui cathedram Petri, super quem fundata est ecclesia, deserit] in ecclesia se esse confidit?" die verdächtigen, hier in Klammern eingeschlossenen Worte ächt wären, so würde doch daraus nicht hervorgehen, daß er hier gerade an die zu seiner Zeit bestehende cathedra Petri in der römischen Kirche gedacht hätte, sondern die Sätze „ecclesiae reniti" und „cathedram Petri deserere" könnten vielmehr dem Zusammenhang nach ganz coordinirt seyn, so daß er sagen wollte: Wer sich von der Einen Kirche losreißt, greift eben dadurch die durch Christus selbst an die Person des Apostels Petrus geknüpfte Repräsentation der kirchlichen Einheit an. Die ganze apostolische und bischöfliche Machtvollkommenheit als Eine, wenn gleich durch verschiedene Organe sich offenbarend, in der dem Apostel Petrus übertragenen geistlichen Gewalt dargestellt. Der ganze

nennt er die römische Kirche „Petri cathedra, ecclesia principalis, unde unitas sacerdotalis exorta est.“

Freilich war diese Idee noch sehr unklar und unbestimmt, aber nachdem einmal ein falscher Grundsatz festgestellt worden, konnte in eine solche unbestimmte Vorstellung desto mehr hineingelegt, und desto mehr daraus entwickelt werden. In den Seelen römischer Bischöfe scheint frühzeitig diese Idee eine festere und bestimmtere Gestalt gewonnen, und frühzeitig scheint hier römische Herrschsucht in das Kirchliche sich eingemischt zu haben, und in einem geistlichen Gewande aufgetreten zu seyn.

Schon frühzeitig bemerken wir bei römischen Bischöfen Spuren von der Anmaßung, daß ihnen, als den Nachfolgern des Apostels Petrus, eine besondere, entscheidende Autorität bei kirchlichen Streitigkeiten zukomme, daß die cathedra Petri vor allen andern ecclesiis apostolicis als Quelle der apostolischen Ueberlieferung gelten müsse. Eine solche Anmaßung zeigte der römische Bischof Victor, da er um das Jahr 190 den kleinasiatischen Gemeinden, wegen einer unbedeutenden, bloß etwas Aeußerliches betreffenden Streitigkeit [1]), die Kirchengemeinschaft aufkündigte. In Tertullians montanistischen Schriften finden sich schon Spuren davon, daß die römischen Bischöfe gebieterische Edikte in kirchlichen Angelegenheiten erließen, und sich als die episcopos

---

episcopatus, oder die cathedra aller Bischöfe als Eins gedacht = cathedra Petri, den Bischöfen den Gehorsam aufkündigen, daher eben soviel als — die cathedra Petri angreifen.

1) Der an einem andern Ort zu erwähnenden Streitigkeit über die Zeit der Passahfeier.

episcoporum geltend machen wollten [1]), daß sie sich auf die Autorität ihrer antecessores zu berufen pflegten [2]).

Der römische Bischof Stephanus ließ sich nach der Mitte des dritten Jahrhunderts von demselben Geiste hierarchischer Anmaßung, wie sein Vorgänger Victor, fortreißen; auch er wollte in einer keineswegs wichtigen Streitigkeit [3]) die Ueberlieferung der römischen Kirche zur unwandelbaren, entscheidenden Norm allen andern Kirchen aufdrängen, er kündigte den Kleinasiaten und den Nordafrikanern, welche diese Norm nicht anerkennen wollten, die Kirchengemeinschaft auf [4]).

Aber es fehlte viel daran, daß diese Anmaßungen der römischen Kirche unter den Christen hätten durchdringen können. In dem zuerst erwähnten Streit behaupteten die kleinasiatischen Gemeinden, ohne sich durch die Machtsprüche eines Victor irgendwie irre machen zu lassen, ihre Grundsätze, und sie setzten die Ueberlieferung ihrer sedes apostolicae der Ueberlieferung der römischen Kirche entgegen. Der Bischof Irenäus von Lyon strafte nachdrücklich in einem Brief an den römischen Bischof Victor die unchristliche Anmaßung desselben, wenn gleich er in der Sache selbst, die

---

1) Tertullian., de pudicitia, c. 1. Audio, edictum esse propositum et quidem peremptorium: pontifex scilicet maximus, quod est episcopus episcoporum, edicit.

2) Tertullian., de virgg. velandis.

3) Die gleichfalls an einem andern Orte zu erzählende Streitigkeit über die Gültigkeit der von Häretikern ertheilten Taufe.

4) Nihil innovetur nisi quod traditum est, erklärte er, se per successionem cathedram Petri habere. Cyprian. ep. 74. 75.

Gegenstand des Streites war, mit ihm übereinstimmte. Er mißbilligte das Streben desselben, Eine Form des kirchlichen Lebens allen Gemeinden aufzudrängen, er erklärte, daß es nur der Eintracht im Glauben und in der Liebe bedürfe, und daß diese, statt durch Verschiedenheiten in den äußerlichen Dingen gestört zu werden, vielmehr bei diesen Verschiedenheiten desto stärker hervorleuchte, er erkannte das Recht aller Gemeinden, in solchen Dingen frei und selbstständig ihrem alten Gebrauche zu folgen. Obgleich Cyprian die römische Kirche, wie wir vorhin bemerkt haben, würklich als die cathedra Petri, und als die Repräsentation der äußerlichen Kircheneinheit betrachtete, so war er doch fern davon, daraus ein dieser Kirche zukommendes Recht der Entscheidung in streitigen, kirchlichen Angelegenheiten abzuleiten. Im Gegentheil behauptete er mit Festigkeit und Kraft die Unabhängigkeit der einzelnen Bischöfe in der Verwaltung ihrer Gemeinden nach ihren eigenen Grundsätzen, und er setzte das, was er als richtig erkannt, auch gegen den Widerspruch der römischen Kirche durch. Als er bei dem Anfange der zweiten unter den angeführten Streitigkeiten die Grundsätze der nordafrikanischen Kirche, von denen er wohl wußte, daß sie mit dem römischen Gebrauche nicht übereinstimmten, dem römischen Bischof Stephanus mittheilte, schrieb er demselben, im Namen einer Synode, wie ein College, der sich gleicher Würde und Rechte bewußt ist, an den andern: „Vermöge der gleichen Würde und der aufrichtigen Liebe haben wir dir dies mitgetheilt, theuerster Bruder, denn wir hoffen, daß, was der Frömmigkeit und der Wahrheit gemäß ist, auch dir nach deinem wahren Glauben und deiner wahren Frömmigkeit gefallen

werde. Wir wissen übrigens wohl, daß Manche, was sie einmal eingesogen, nicht fahren lassen wollen, und daß sie nicht leicht ihre Grundsätze verändern, sondern daß sie, unbeschadet des Bandes der Eintracht und des Friedens mit ihren Collegen, manches Eigenthümliche, was bei ihnen einmal Gebrauch geworden, beibehalten. In solchen Dingen thun wir Keinem Gewalt an, und wir legen Keinem ein Gesetz auf, da jeder Vorsteher einer Gemeinde in der Verwaltung derselben seinen freien Willen hat, und nur dem Herrn von seiner Handlungsweise Rechenschaft abzulegen schuldig ist" [1]).

Denselben Grundsatz sprach er, nachdem schon die heftigen Erklärungen des römischen Bischofs erfolgt waren, vor einem nordafrikanischen Concil von mehr als achtzig Bischöfen aus, indem er Jeden derselben aufforderte, frei seine Stimme zu geben, denn Keiner solle sich zum Bischof über die Bischöfe machen. Wenn Stephanus sich auf das Ansehen der alten römischen Ueberlieferung berief, und gegen Neuerungen sprach, so sagte Cyprian dagegen [2]), daß vielmehr Stephanus neuere und von der Einheit der Kirche abfalle: „Woher ist denn jene Ueberlieferung? Ist sie aus den Worten des Herrn und aus der Autorität der Evangelien, oder aus den Lehren und den Briefen der Apostel abgeleitet? Die Gewohnheit, die sich bei Einigen eingeschlichen, darf nicht verhindern, daß die Wahrheit vor-

1) Qua in re nec nos vim cuiquam facimus aut legem damus, quando habeat in ecclesiae administratione voluntatis suae arbitrium liberum unusquisque praepositus, rationem actus sui Domino redditurus.

2) Ep. 74. ad Pompej.

herrsche und siege, denn die Gewohnheit ohne Wahrheit ist nur verjährter Irrthum." Sehr schön bemerkt er, daß es auch nicht unter der Würde des römischen Bischofs, so wenig, als unter der Würde irgend eines andern sey, wo er geirrt, sich belehren zu lassen: „Denn der Bischof muß nicht allein lehren, sondern auch lernen, denn es lehrt auch Derjenige besser, wer täglich zunimmt und, das Bessere lernend, fortschreitet." Der Bischof Firmilianus von Cäsarea in Cappadocien erklärte sich auch, seine Uebereinstimmung mit dem Cyprian bezeugend (ep. 75.), sehr stark gegen das unchristliche Verfahren des Stephanus, da dieser der römischen Gemeinde verboten, die Abgeordneten der nordafrikanischen Synode in ihre Häuser aufzunehmen. Er beschuldigte ihn, daß er, der sich rühme Nachfolger des Apostels Petrus, auf dem die Einheit der Kirche erbaut worden, zu seyn, durch sein liebloses, herrschsüchtiges Verfahren die Einheit der Kirche zerreiße. Er hält der vorgegebenen Ueberlieferung der römischen Kirche die Ueberlieferung anderer alten Kirchen und dogmatische Gründe entgegen, und er führt als Beweis dafür, daß die Römer nicht in allen Stücken die ursprüngliche Ueberlieferung beobachteten, und vergebens auf die Autorität der Apostel sich beriefen, dies an, daß sie sich in manchen kirchlichen Dingen von dem Gebrauche der Gemeinde zu Jerusalem und anderer alten, apostolischen Gemeinden entfernten, wegen solcher Verschiedenheit habe man aber nie die Einheit und den Frieden der katholischen Kirche gestört [1]).

---

1) Eos autem qui Romae sunt, non ea in omnibus observare, quae sunt ab origine tradita, et frustra apostolorum auctoritatem praetendere.

Schon bei einem früheren Vorfalle von anderer Art hatte Cyprian gezeigt, wie fern er davon war, dem römischen Bischof eine oberrichterliche Autorität in der Kirche einzuräumen, und ihn in der Ausübung einer solchen anzuerkennen. Zwei spanische Bischöfe, Basilides und Martialis, waren, als libellatici und wegen anderer Vergehungen, durch eine Synode von ihren Aemtern entsetzt worden, und sie selbst sollen dies Urtheil als gültig anerkannt haben. An die Stelle des Basilides war schon durch die Provinzialbischöfe, mit Zuziehung der Gemeinde, der er vorgestanden, ein Anderer gewählt worden. Aber die beiden abgesetzten Bischöfe wandten sich an den römischen Bischof Stephanus, — und dieser maßte sich einer oberrichterlichen Gewalt an, indem er jenes Urtheil des spanischen Kirchengerichts umstieß, und jene Beide in ihre Aemter wieder einsetzte, sey es, daß er in dem, was sie zu ihrer Rechtfertigung sagen konnten, guten Grund dazu gefunden, oder daß man schon damals in der römischen Kirche besonders geneigt war, den Appellirenden Recht zu geben. Es entstand nun in Spanien ein Streit darüber, ob das erste, oder das zweite Urtheil gültig seyn solle, und man wandte sich von dort her an die nordafrikanischen Kirchen, um deren Gutachten einzuholen. Die nordafrikanische Synode zu Carthago, in deren Namen Cyprian antwortete, trug kein Bedenken, die Entscheidung des römischen Bischofs für ungültig zu erklären, und sie forderte die spanischen Gemeinden dringend auf, die beiden unwürdigen Bischöfe nicht in ihren Aemtern zu lassen. Cyprian ließ sich gar nicht darauf ein, zu untersuchen, ob der römische Bischof zu einer solchen oberrichterlichen Untersuchung berechtigt sey, sondern erklärte ohne

Weiteres den nicht gehörig begründeten und ungerechten Ausspruch für nichtig. „Es kann — schrieb er ep. 68. — die rechtmäßige Ordination (des Nachfolgers des entsetzten Basilides) nicht dadurch ungültig werden, daß Basilides, nachdem seine Vergehungen entdeckt und von ihm selbst eingestanden worden, nach Rom gegangen ist, und unsern entfernten und mit dem wahren Hergang der Sache unbekannten Collegen Stephanus getäuscht hat, so daß er, der durch ein gerechtes Urtheil entsetzt worden, erschleichen konnte, daß er mit Unrecht wieder eingesetzt wurde." Vielleicht hatte die bei dieser Gelegenheit gekränkte, hierarchische Herrschsucht des Stephanus, obgleich Cyprian doch sonst mit vieler Schonung von ihm sprach, manchen Einfluß auf dessen hartes Verfahren in der späteren Streitigkeit, von der wir vorhin gesprochen haben.

II. Kirchenzucht. Ausschließung von der Gemeinschaft der sichtbaren Kirche und Wiederaufnahme in dieselbe.

Der göttliche Stifter der Kirche, der mit seinem über Jahrhunderte hinaussehenden Blick ihren Entwickelungsgang überschaute, hatte durch jene bedeutungsvollen Gleichnisse, in welchen er denselben darstellte, Matth. Cap. 13., vorausgesagt, daß sie, ihrer irdischen Erscheinung nach, aus einer Vermischung ächter und unächter Mitglieder, Solcher, welche, wenn gleich durch das äußerliche Band der Kirche mit einander vereinigt, doch durch die inwendige Gesinnung von einander gesondert, theils dem Reiche Gottes, theils der ungöttlichen Welt angehörten, bestehen werde. Er hatte

auch voraus verkündigt, daß diese Vermischung bis an's Ende der irdischen Dinge fortgehen werde, und er hatte seiner letzten Entscheidung allein die offenbar hervortretende Sichtung der schon durch ihre Gesinnung von einander Gesonderten vorbehalten. Er hatte den voreilig in blinder Hitze durchgreifenden Eifer der Menschen gestraft, der, indem er vor der Zeit das Unkraut und die gute Frucht sondern will, leicht mit jenem den noch verborgenen Keim dieser ausreißt, da noch Manches von dem Unkraut in dem Schooße der sichtbaren Kirche zur guten Frucht umgewandelt werden kann. Manche konnten, wenn sie zuerst nur Mitglieder dieser sichtbaren Kirche gewesen waren, eben dadurch nach und nach vom Aeußerlichen zum Inwendigen hingezogen, zu Mitgliedern der unsichtbaren Kirche gebildet werden, die sichtbare Kirche konnte und sollte auf solche Weise nicht bloß Offenbarerin und Darstellung des Gottesreichs seyn, was sie immer nur in ihren ächten Mitgliedern ist, sondern sie konnte und sollte auch eine Erzieherin für das Gottesreich werden. Ohnehin ist kein menschliches Auge im Stande, eine solche Sichtung in Wahrheit hervorzubringen, jedes menschliche Auge kann durch den Schein, dem die inwendige Gesinnung nicht entspricht, getäuscht werden. Zwar unterscheiden sich, nach dem Ausspruch des Herrn, Matth. 7., der gute und der schlechte Baum nothwendig durch ihre Früchte, aber die innere Beschaffenheit dieser Früchte, die Gesinnung, aus der die Werke hervorgehen, und auf die, in Rücksicht der sittlichen Schätzung der Werke, Alles ankommt, läßt sich oft nicht durch ein bloß menschliches Urtheil erforschen. Nicht alles Schlechte offenbart sich durch in die Augen fallende, grobe Ausbrüche der Lei-

denschaften und Begierden, es kann Manches sogar im Namen Christi, in christlichem Sinne, zur Ehre Christi gewürkt zu seyn, für den Augenblick große Ergebnisse für den Fortgang seines Reiches hervorzubringen scheinen, was nicht würklich vom Geiste Christi ausgegangen ist, was von ihm nicht als Werk seines Geistes anerkannt wird, wie Er ja sagte, daß Manche in seinem Namen große Dinge verrichtet zu haben scheinen würden, welche er doch nicht als die Seinen anerkennen werde, Matth. 7, 22.

Indeß, obgleich kein menschliches Gericht die ächten und unächten Mitglieder der Kirche vollständig von einander sondern konnte und sollte, so war doch das bloß menschliche Gericht, wenn es nur der Richtschnur des Evangeliums folgte, im Stande, manches Fremdartige, das sich an die äußerliche Erscheinung der Kirche angeschlossen, das in groben Ausbrüchen des noch ganz unwiedergebornen, ungöttlichen Sinnes hervortretende Böse, als Solches zu erkennen, und von dem Schoße der sichtbaren Kirche auszustoßen. Es lag in den natürlichen Rechten jeder Gesellschaft, Diejenigen aus ihrer Mitte auszuschließen, welche ihren Grundsätzen untreu geworden, und daher war es auch eines der natürlichen Rechte jeder christlichen Gemeinde. In Hinsicht der Ausübung eines solches Rechtes, brauchten die christlichen Gemeinden nur dem Vorgang der jüdischen zu folgen, denn schon in den jüdischen Synagogen hatte es besondere Formeln für die Ausschließung derjenigen, welche in der Theorie oder der Praxis von den ächten Religionsgrundsätzen abgewichen waren, und verschiedene Abstufungen solcher Ausschließung gegeben. Manche Schwierigkeiten und Nachtheile, welche späterhin, als die

kirchliche und die bürgerliche Gesellschaft sich mit einander verschmolzen hatten, die Ausübung dieses Rechts erschwerten, konnten damals, da die Kirche ein für sich bestehendes, von dem heidnischen Staate durchaus getrenntes Ganzes ausmachte, nicht statt finden. Um die Kirche vor der Ansteckung heidnischer Sittenverderbnisse zu bewahren, sie in ihrem Innern möglichst rein zu erhalten, um nicht dem Wahne Eingang zu verschaffen, als ob man ein Christ seyn, und doch im heidnischen Sündendienst fortleben könne, sagten sich, von Anfang an, die Gemeinden von aller Gemeinschaft mit denen los, welche das bei der Taufe abgelegte Gelübde: dem Reiche des Bösen mit allen seinen Werken zu entsagen, die Verpflichtung eines gottgeweihten Lebens, durch in die Augen fallende grobe Sünden verletzt hatten, deren Handlungsweise deutlich zeigte, daß sie vom praktischen Einflusse des Christenthums fern wären, daß sie als unbekehrte Menschen im Sündendienste fortlebten, oder wieder in denselben zurückgesunken wären. Es sollte ihnen gezeigt werden, daß sie in diesem Zustande ihres Wandels nothwendig von dem Genusse der Rechte und der Güter, die den Christen zugehörten, ausgeschlossen seyen. Zugleich mußte man durch die Ausschließung solcher Unwürdigen von der Gemeinde der Christen den Heiden die Veranlassung nehmen, die Laster Einzelner, die sich fälschlich Christen nannten, der Religion selbst zur Last zu legen.

Daher erklärte der Apostel Paulus die christlichen Gemeinden nicht allein für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet, Solche, welche sich durch ihren Wandel des Namens christlicher Brüder offenbar unwürdig zeigten, von ihrer Mitte auszustoßen, 1 Cor. 5. Mit allen Heiden sollten die

Christen zusammen speisen und in jedem Verkehr stehen können, nur mit solchen abgefallenen Brüdern sollten sie jede Art des Verkehrs meiden, um ihnen auf das Deutlichste zu zeigen, daß sie ihnen die brüderliche Gemeinschaft aufgekündigt hätten. So konnte nun Tertullian zu den Heiden sagen: „Diejenigen, welche keine Christen sind, werden mit Unrecht so genannt, Solche nehmen doch keinen Theil an unsern Gemeindeversammlungen, Solche empfangen nicht die Communion mit uns, sie sind durch ihre Sünden wieder Eure geworden, da wir nicht einmal mit Denjenigen umgehen, welche eure Grausamkeit zur Verleugnung gezwungen hat; wir würden denn doch leichter Diejenigen, welche gezwungen, als Diejenigen, welche freiwillig von den Grundsätzen unserer Religion abgefallen sind, unter uns dulden. Uebrigens nennt ihr ohne Grund Diejenigen Christen, welche von den Christen, die sich selbst nicht verleugnen können, nicht als Christen anerkannt werden" [1]).

Die Kirche sollte aber auch Erziehungsanstalt seyn, sie sollte die Hoffnung nicht aufgeben, die Gefallenen wieder zu gewinnen. Eben durch diese Ausschließung von dem Brüderverkehr, sollten Jene, wenn noch ein Funken des Glaubens in ihnen vorhanden war, wenn sie früher einige heilsame Eindrücke in ihren Herzen empfangen hatten, zum Bewußtseyn ihrer Schuld gebracht, und zu einer fruchtbaren Buße erweckt werden. Gab sich eine solche, so viel Menschen sehen konnten, in ihrem Leben zu erkennen, so sollte ihnen von den Brüdern Trost gereicht,

1) Ad Nation. L. I. c. 5.

und sie sollten endlich in die Gemeinschaft wieder aufgenommen werden. So verordnet es der Apostel Paulus. Man machte späterhin nach und nach mancherlei Verordnungen über die Fälle, in welchen eine solche Ausschließung von der Kirchengemeinschaft statt finden könnte, über die Lebensweise, welche die Ausgeschlossenen, wenn sie in die Gemeinde wieder aufgenommen werden wollten, führen, die Proben der Reue und Buße, welche sie ablegen, und die Länge der Zeit, in der sie von der Kirchengemeinschaft und Communion ausgeschlossen bleiben sollten, alles dies verhältnißmäßig nach der Verschiedenheit der Vergehungen, und der verschiedenen moralischen Beschaffenheit, welche die Gefallenen gezeigt hatten. Man nannte diese Klasse Derjenigen, welche wegen ihrer Vergehungen von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden, und durch Proben der Buße sich erst wieder die Aufnahme in die Gemeinde, und die Zulassung zur Communion erwerben sollten, die poenitentes. Tertullian sagt, de Poenitentia, c. 9.: „Daß sie durch ihre ganze Tracht ihre Trauer ausdrücken, mit Fasten, (welches in den ersten Zeiten häufig die besondere Sammlung des Gemüths zum Gebet begleitete) zu Gott um Vergebung ihrer Sünden beten, vor der Gemeinde ein Bekenntniß der Sünden ablegen, alle christliche Brüder um ihre Fürbitten ansprechen, besonders vor den Presbyteren und bekannten Freunden Gottes sich niederwerfen sollten." Origenes schreibt im dritten Buche gegen den Celsus, p. 147.: „Die Christen betrauern Diejenigen, welche von der Wollust, oder einem andern auffallenden Laster besiegt worden, als Todte, und als Solche, welche vom Tode auferstanden, lassen sie dieselben endlich, wenn sie hinlängliche Proben ihrer Sinnesänderung abge-

legt haben, nach längerer Zeit, als die Katechumenen wieder zu." Wenn man ihre Buße hinlänglich bewährt fand, wurde ihnen mit dem Zeichen des Segens, der Handauflegung von Seiten des Bischofs und der Geistlichkeit, die Absolution und die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft verliehen.

Die von dem Geiste des inwendigen Christenthums beseelten Kirchenlehrer unterließen es nicht, auf das innere Wesen der christlichen Buße hinzuweisen, und jene äußerlichen Bußübungen als Merkmale der innern Gesinnung und der Empfindungen des Herzens darzustellen.„ Wenn der Mensch sich selbst verdammt — sagt Tertullian, de Poenitentia, c. 9. — spricht Gott ihn frei; insofern du selbst — glaube mir — deiner nicht schonst, wird Gott deiner schonen." Sie machten auch wohl auf den Unterschied zwischen der Absolution durch den Priester und der göttlichen Sündenvergebung aufmerksam, und sie erklärten, daß die Absolution nur dann ihre rechte Bedeutung in Beziehung auf den, welcher sie empfange, haben könne, wenn dieser vermöge seiner nur dem in das Inwendige blickenden Gott offenbaren Gesinnung für die Sündenvergebung empfänglich sey. So sagt der Bischof Firmilianus von Cäsarea in Cappadocien, nach der Mittte des dritten Jahrhunderts: „Alle Jahre kommen bei uns Bischöfe und Presbyteren zusammen, um durch gemeinsame Berathung für die gefallenen Brüder Heilung durch die Buße zu suchen; nicht als ob sie von uns die Vergebung der Sünden empfingen, sondern auf daß sie durch uns zum Bewußtseyn ihrer Sünden gebracht, und dem Herrn eine vollständigere Genugthuung zu geben genöthigt würden" (ep. 75. Cyprian.), und Cyprian erklärt

in

in seiner 52. ep. ad Antonian.: „Wir greifen dem Gerichte des Herrn nicht vor, so daß er, wenn er die rechte und vollständige Buße des Sünders findet, dann unser Urtheil gültig machen wird. Wenn aber Einer durch erheuchelte Buße uns getäuscht haben wird, so möge Gott, der sich nicht verspotten läßt, und der das Herz des Menschen ansieht, über das entscheiden, was wir nicht gehörig ergründet haben, und der Herr möge das Urtheil seiner Knechte verbessern."

Aber doch mischte sich auch bei diesem kirchlichen Bußwesen jene bemerkte Verwechselung des Inneren und Aeußerlichen, jene Verwechselung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche, jene falsche Vorstellung von einem dem alttestamentlichen analogen, neutestamentlichen Priesterthume auf eine nachtheilige Weise ein. Nach dem rein evangelischen Gesichtspunkte kann dem Menschen, in Beziehung auf sein Heil, nur die Ausschließung von der Gemeinschaft mit der unsichtbaren Kirche schaden, und diese kann Jeder nur sich selbst durch seine Gesinnung zuziehen, nach diesem Gesichtspunkte giebt es nur Ein Mittel zur Erlangung der Sündenvergebung und zur Aufnahme in die Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche: die gläubige Buße, durch welche der Sünder Alles, was Christus für das Heil der Menschheit gewürkt hat, sich aneignet. Wer auf solche Weise die Gemeinschaft mit dem Erlöser ergreift, ist Mitglied der unsichtbaren Kirche, möge er in eine sichtbare Gemeinde aufgenommen seyn oder nicht. Jeder Christ kann für sich selbst, Jeder ohne Unterschied für den Andern, die priesterliche Handlung verrichten, daß Einer sich selbst oder dem Bruder die durch den Einen, ewigen, Hohenpriester

der ganzen Menschheit erworbene und zugesicherte Sündenvergebung ankündige. Diese Ankündigung kann immer nur unter der vorausgesetzten Bedingung der rechten, gläubigen Buße statt finden. Auf diese inwendige Herzensbuße mußte Alles ankommen, alles Aeußere konnte nur als eine von selbst entsprossene Frucht jener innern Buße, als unwillkürliche, freie Aeußerung derselben, eine Bedeutung haben. Diese Aeußerungen konnten, nach der Verschiedenheit der menschlichen Gemüther, der Verhältnisse und Umstände, verschieden seyn. Es ließ sich der Empfindung des Herzens nicht vorschreiben, auf welche einförmige Weise sie sich durch gewisse vorgeschriebene, äußerliche Geberden äußern solle.

Nach jenem einmal festgewurzelten Grundirrthum aber mußte die Ausschließung von der Gemeinschaft der sichtbaren Kirche ein noch größeres Gewicht erhalten, als sie, an und für sich, nach dem rein evangelischen Gesichtspunkte, haben konnte, da nun diese sichtbare Kirche als das einzige Organ erschien, durch welches man zur Verbindung mit der unsichtbaren gelangen könne. Leicht konnte es nach jenem Grundirrthume geschehen, daß man das Sündenbekenntniß vor der äußeren Kirche, welches kein wesentlicher Bestandtheil der wahren Buße ist, die Demüthigung vor einer äußeren Kirche, vor sichtbaren Priestern, vor Menschen, vor Geschöpfen, welche Demüthigung keinem Menschen vorgeschrieben werden kann, — mit dem inwendigen Sündenbekenntnisse vor Gott, mit der Herzensdemüthigung vor Gott, ohne welche keine wahre Buße statt finden kann, verwechselte [1]), daß man die von einer äußern Kirche auferlegten

---

1) Wie in diesen Worten der Confessoren, in einem Briefe an

Bußübungen, die man Keinem als göttliches Gesetz aufzuerlegen berechtigt war, die erheuchelt werden konnten, über denen man nur zu leicht, als einem gesetzlichen opus operatum, das wahre Wesen der inwendigen Herzensbuße vergessen konnte, mit der wahren, innern Buße, welche unerläßliche Bedingung der Sündenvergebung ist, die Wiederaufnahme in die äußerliche Kirchengemeinschaft mit der Aufnahme in die innere Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, die priesterliche Absolution mit der Sündenvergebung durch Gott verwechselte. Die Absolution sollte nun ein besonderer Akt jenes jüdisch-christlichen Priesterthums seyn, den nicht jeder Christ vollziehen konnte, der also doch etwas mehr seyn mußte, als eine bloße Ankündigung der göttlichen Sündenvergebung, wie sie jeder Christ, als Verkündiger des Evangeliums, sich und Anderen geben konnte. Auch in dieser Rücksicht sollte durch die Ordination die geistliche Gewalt der Apostel auf die Bischöfe übergegangen seyn, und man berief sich hier auf die den Aposteln übertragene Gewalt, zu binden und zu lösen, wenn gleich in diesem Ausspruche des Herrn keineswegs das lag, was man daraus beweisen wollte. Es ließe sich denken, es werde in diesen Worten eine den Aposteln durch die Kraft des göttlichen Geistes verliehene Gabe, in das Inwendige der Menschen zu blicken, vorausgesetzt, vermöge welcher sie die Gesinnung, welche die Menschen für die Vergebung der Sünden empfänglich machte, und diejenige, welche sie von derselben ausschloß, in allen einzelnen Fällen, unterscheiden konnten,

---

Cyprian, ep. 26., in welchem als wesentliches Merkmal wahrer Buße angegeben wird: die „humilitas atque subjectio, quae alienum de se exspectat judicium, alienam de suo sustinet sententiam."

und eben weil ihr verdammender, oder freisprechender, geistlicher Richterspruch auf untrügliche Erkenntniß der menschlichen Gesinnungen, über welche sie richteten, gegründet war, mit dem Richterspruch Gottes, der durch sie, als seine Organe, hier sein Urtheil fällte, nothwendig übereinstimmen mußte, würde jener daher immer untrüglich gültig gewesen seyn. In diesem Falle aber hätten die Montanisten, und in gewisser Hinsicht Origenes [1]) vollkommenes Recht gehabt, diesen Ausspruch nur auf die geistliche Gewalt Derjenigen anzuwenden, welche dasselbe Maaß der Erleuchtung, wie die Apostel, empfangen hätten. Es wäre eine solche Gabe, von der sich bei den Aposteln allerdings einzelne Beispiele finden, wie bei dem Verfahren des Petrus gegen

---

1) Origenes, der in seinem eigenen Leben die nachtheiligen Würkungen der angemaßten, geistlichen Richtergewalt der Bischöfe erfahren hatte, bekämpft dieselbe (T. 12. Matth.) und sagt, daß diese dem Petrus übertragene Gewalt nur denen zugeeignet werden könne, welche alle in jener Stelle enthaltenen Prädikate mit dem Petrus theilten, welche, wie er, durch den Geist Gottes erleuchtet, nur ein gerechtes Urtheil fällen konnten, durch welche Gott selbst richte. „Da aber Diejenigen, welche als Bischöfe sich geltend machen, diese Stelle gebrauchen, diese Stelle auf sich, wie auf Petrus, anwenden, als ob auch sie die Schlüssel des Himmelreichs von dem Heilande empfangen hätten; so muß man zu ihnen sagen, daß sie richtig reden, wenn sie die Sache haben, wegen welcher dies zum Petrus gesagt worden. — Wer durch die Fesseln seiner Sünden nicht gebunden ist, den könnte weder Gott selbst, noch, welcher Petrus es auch sey, binden. Wenn aber Einer kein Petrus ist, und das nicht hat, was dort genannt ist, der mißversteht in seinem Hochmuth den Sinn der Schrift, und fällt in seinem Hochmuth, gleichwie Satan.“

Ananias und gegen die Saphira; aber eine solche konnte nur für den besondern Beruf der Apostel erforderlich oder dienlich seyn, es läßt sich aus keiner Stelle des neuen Testaments erweisen, daß eine solche Gabe für alle Zeiten der Kirche fortdauern, und am wenigsten, daß ein Priesterthum, als Träger einer solchen Gabe, in der Kirche sich fortpflanzen sollte. Doch wir finden auch nicht einmal, daß die Apostel selbst sich eine solche ihnen, vermöge ihres Amts, verbleibende Gabe zugeschrieben, daß sie ihr Urtheil über die Gesinnung der Menschen, in jedem Falle, für unfehlbar gehalten hätten.

Und wenn wir nun insbesondere den Zusammenhang jenes Ausspruchs Joh. 20, 21. und ähnliche Stellen, wo Christus die Apostel, als seine glaubwürdigen Organe in der Verkündigung des Evangeliums, beurkundet, vergleichen, so möchten wir wohl veranlaßt werden, in der Schlüsselgewalt, in Beziehung auf das Himmelreich, nichts anders zu sehen, als die Gewalt, welche von selbst in der Kraft der Verkündigung des ächten Evangeliums liegt, die Macht, den Gläubigen, insofern sie glauben, Vergebung der Sünden und Aufnahme in das Himmelreich, den Ungläubigen, insofern sie sich durch die Schuld ihrer Gesinnung selbst von dem einzigen Rechtfertigungs- und Heilungsmittel, und also von dem einzigen Mittel zur Aufnahme in das Gottesreich ausschließen, Verdammniß und Ausschließung vom Gottesreich anzukündigen, denn das Evangelium ist ja, vermöge seiner Natur, — 2 Corinth. 2, 14. — nach dem verschiedenen Verhalten der Menschen gegen dasselbe, den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Anderen ein Geruch des Todes zum Tode. Somit würde in diesem

Ausspruch weiter nichts liegen, als, was auf jeden Christen paßt, der das reine Evangelium verkündigt.

Hätte man sich die Unterscheidung zwischen der sichtbaren und zwischen der unsichtbaren Kirche deutlich gemacht, und hätte man es deutlich ausgesprochen, daß die Absolution nichts anders sey, als Ankündigung der durch Christus verliehenen Sündenvergebung, unter der Bedingung der gläubigen Buße, so hätte auch der Streit zwischen einer milderen und einer strengeren Parthei, in Rücksicht des Bußwesens, leichter beigelegt werden können. Alle kamen überein in der Unterscheidung zwischen solchen Sünden, in welche alle Christen, vermöge der ihnen noch anklebenden Sündhaftigkeit, verfallen könnten, und solchen, welche deutlich zeigten, daß, wer solche begehe, noch im Sündendienste, als einem fortdauernden Zustande, lebte, daß er kein Erlöseter, kein Wiedergeborener, kein Christ sey, daß er sich also im Zustande der Verderbniß befinde: peccata venialia — und mortalia, oder ad mortem. Man fand diese Unterscheidung in dem ersten johanneischen Briefe; als Sünder der zweiten Art betrachtete man, außer der Verleugnung des Christenthums, Betrug, Diebstahl, Unzucht, Ehebruch u. s. w. Nun war es Grundsatz der Einen milderen Parthei, welche nach und nach die herrschende wurde: Die Kirche muß sich jedes Gefallenen annehmen, in welche Sünde er auch gefallen sey, sie muß Allen, unter der Bedingung der aufrichtigen Buße, Hoffnung auf die Vergebung ihrer Sünden machen, wenigstens in der Todesstunde muß Solchen, wenn sie bis dahin wahre Reue gezeigt haben, die Absolution und Communion gereicht werden. Die andere Parthei wollte Solchen, welche den Taufbund durch Sünden von der letz-

ten Art einmal verletzt hatten, nie wieder die Aufnahme in die Kirchengemeinschaft bewilligen. Sie sagte: Solche haben nun einmal die bei der Taufe ihnen zugesicherte Sündenvergebung, die ihnen Christus erworben, verscherzt, es ist kein Rathschluß Gottes in Rücksicht derselben geoffenbaret, die Kirche ist daher auf keinen Fall berechtigt, ihnen die Sündenvergebung anzukündigen, sie muß dieselben dem Gerichte Gottes überlassen. Die eine Parthei wollte es nicht dulden, daß der göttlichen Gnade gegen bußfertige Sünder Grenzen gesetzt würden, die andere wollte die Heiligkeit Gottes aufrecht erhalten, und fürchtete, daß man die Menschen durch ein falsches Vertrauen auf die Kraft der priesterlichen Absolution im Sündendienste sicher machen werde.

III. Die Geschichte der Kirchenspaltungen, oder Schismata.

Die Schismata, oder im engeren Sinne sogenannten Kirchenspaltungen, sind wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Häresieen, jene — solche Trennungen von der herrschenden Kirche, welche aus gewissen, äußerlichen Veranlassungen hervorgingen, um solcher Gegenstände willen, welche die Kirchenverfassung oder die Kirchenzucht betrafen; diese — solche Trennungen von der herrschenden Kirche, welche aus Lehrverschiedenheiten und Lehrstreitigkeiten herrührten. Während das, was von diesen letzteren zu sagen ist, mit der genetischen Lehrentwickelung genau zusammenhängt, steht die Darstellung jener ersteren mit der Geschichte der Kirchenverfassung und der Kirchenzucht in der engsten Verbindung, und beide erläutern einander gegen-

seitig. In dogmatischer Hinsicht ist die Geschichte der Kirchenspaltungen nur für die Entwickelung der Lehre von der Kirche wichtig, die Entwickelung dieser Lehre aber steht wieder mit der Geschichte der Kirchenverfassung in genauer Wechselwürkung; in jeder Hinsicht ist es daher das Zweckmäßigste, die Geschichte der Kirchenspaltungen mit dem Hauptabschnitte von der Geschichte der Kirchenverfassung zu verbinden.

Wir haben in dieser Periode zwei merkwürdige Kirchenspaltungen zu erwähnen, welche beide in Hinsicht der Zeit ihres Ursprungs, wie in Hinsicht der Kirchen und Personen, welche an denselben besonders Theil nahmen, sich aneinander anschließen. In der Geschichte beider Spaltungen zeigt sich das aus den Kämpfen mit dem Presbyterianismus siegreich hervorgehende monarchische Episkopalsystem, in beiden, der über den Separatismus siegreiche Katholicismus, beide Spaltungen gereichten zur Begründung des kirchlichen Einheitssystems. Es sind die Spaltungen des Felicissimus und die novatianische Spaltung, die erste, von der Kirche des proconsularischen Afrika, die zweite, von der römischen Kirche ausgehend.

Jene erstere Spaltung hatte ihren entfernteren, aber tiefer liegenden Grund in den Umständen, welche die Wahl des Cyprianus zum Bischof von Carthago begleiteten; dieser war nämlich durch die Stimme der Gemeinde gewählt worden, aber eine Parthei der Geistlichkeit war, aus Gründen, welche uns unbekannt sind, und welche wir daher nicht beurtheilen können, mit dieser Wahl unzufrieden gewesen, vielleicht daß Einer oder der Andere von diesen Gegnern Cyprians selbst auf das bischöfliche Amt

Anspruch gemacht hatte, insbesondere standen fünf Presbyteren an der Spitze dieser Parthei [1]). Diese fünf Presbyteren fuhren nun mit ihrem Anhang fort, das bischöfliche Ansehen Cyprians zu bekämpfen, und da damals die Presbyteren ihrer alten Rechte noch eingedenk waren, und ihren alten Einfluß auf die Kirchenregierung noch zu behaupten suchten, so konnte es an Streitigkeiten zwischen einem Bischof, und zumal einem kräftig, im Bewußtseyn der höchsten, geistlichen Gewalt, welche er nach göttlichem Recht zu besitzen glaubte, handelnden Bischof, wie Cyprianus, und seinen Widersachern in dem Presbyter-Collegium nicht fehlen.

Wie es zu geschehen pflegt, wo Menschen, (auch Solche, in denen ein Leben aus Gott begonnen, aber deshalb doch die alte Natur noch nicht ausgerottet ist,) für ihre Rechte streiten, statt mit dem Geiste der Liebe und Selbstverleugnung in der Erfüllung der Pflichten zu wetteifern, daß von beiden Seiten Eigenwille und Leidenschaft — Unrecht für Recht ansehen lassen, so war es auch wohl hier der Fall. Nur fehlt es uns an hinreichender Kenntniß aller Umstände, um Recht und Unrecht von beiden Seiten gehörig sondern zu können, denn wir haben nur den einseitigen, offenbar zuweilen das Gepräge leidenschaftlicher Heftigkeit an sich tragenden Bericht Einer Parthei.

Eine unbefangene Betrachtung kann gewiß in dem

1) Man sieht dies aus den Worten des Pontius, wo er von der Wahl Cyprians spricht: Quidam illi restiterunt, etiam ut vinceret; womit zu vergleichen ep. 40. von den Machinationen der fünf Presbyteren: conjurationis suae memores et antiqua illa contra episcopatum meum, imo contra suffragium vestrum et Dei judicium venena retinentes, instaurant veterem contra nos impugnationem suam.

Cyprian den Jünger Christi, den von der Liebe zu seinem Erlöser und zu dessen Kirche beseelten Mann, nicht verkennen; es ist unleugbar, daß er, wie ein treuer Hirt, gegen seine Gemeinde gesinnt war, daß ihm das Beste derselben aufrichtig am Herzen lag, und daß er seine bischöfliche Gewalt gebrauchen wollte, um Zucht und Ordnung in derselben zu erhalten; aber es ist auch gewiß, daß er gegen das Grundübel der menschlichen Natur, welches selbst an das Beste im Menschen sich so leicht anschließt, und wodurch auch das Beste verfälscht und verderbt werden kann, welches gerade denen, die mit großen Gaben und Kräften für den Dienst des Herrn ausgerüstet sind, am gefährlichsten werden kann, am gefährlichsten, wo es in geistlichem Schein sich darstellt, — daß er gegen den Hochmuth, die Anwandlungen und Eingebungen des Hochmuths, nicht genug auf seiner Hut war. Das, wofür er eiferte, die Machtvollkommenheit des Episkopats, wurde für ihn gewiß zuweilen die Klippe, an der sein geistliches Leben scheiterte, er vergaß über dem „von Gott selbst eingesetzten, im Namen Christi handelnden" Bischof — den im Fleisch lebenden, allen Versuchungen zur Sünde, wie Jeder Andere, ausgesetzten Menschen, über dem zu regieren berufenen, mit einer unverletzlichen Autorität von Gott begabten Bischof, den Jünger des von Herzen sanft- und demüthigen, zum Dienst seiner Brüder in der Knechtsgestalt erschienenen Christus. Wäre er stets diesem Geiste der Jüngerschaft Christi treu geblieben, so hätte er gewiß leichter und auf eine für die Kirche heilsamere Weise seine Widersacher besiegen können, als durch alles Pochen auf unveräußerliche Episkopatsrechte, und durch alle Berufung auf

übernatürliche Offenbarungen, Visionen, Träume, bei welchen es ihm widerfahren konnte, die Selbsttäuschungen des Eigenwillens und Hochmuths mit den Eingebungen des göttlichen Geistes zu verwechseln. Gewiß war es, zum Beispiel, ein anderer Geist, als der Geist Gottes und Christi, welcher ihn, als Warnung für seine Widersacher, diese vorgeblich himmlische Stimme vernehmen ließ: „Wer dem Christus nicht glaubt, der den Priester einsetzt, wird nachher dem Christus zu glauben anfangen müssen, der den Priester rächt" [1]). Wohl hätte Cyprian die Erinnerung beherzigen sollen, welche ihm ein Laye, der sich an die Parthei seiner Widersacher angeschlossen, gab: „Die Priester müßten demüthig seyn, weil auch der Herr und seine Apostel demüthig waren" [2]).

---

1) S. ep. 69. ad Florentium Pupianum. In solchen Fällen hatten seine Gegner Recht, ihm „somnia ridicula et visiones ineptas," auf die er sich berufe, Schuld zu geben, obgleich gerade nicht alles von dieser Art täuschender Wiederschein des Eigenwillens und geistlichen Hochmuths gewesen seyn muß. Es können Gnadengaben vorhanden seyn, an die sich Selbsttäuschung anschließt, indem sie, statt mit Demuth benutzt, zur Nahrung des Hochmuths gemißbraucht werden.

2) Cyprian. ep. 69. Dieser Laye, Florentius Pupianus, vielleicht ein Confessor, der sich mit der Parthei des Felicissimus verbunden. Der Brief Cyprians an ihn ist nicht geeignet, jenen Vorwurf des Mangels an Demuth zu widerlegen. Pupian hatte erklärt, er habe einen Skrupel gegen den Cyprian auf dem Herzen, der ihm erst benommen werden müsse, ehe er ihn mit gutem Gewissen als seinen Bischof anerkennen könne (scrupulum sibi esse tollendum de animo, in quem inciderat). Statt sich nun auf die Untersuchung und Widerlegung dessen, was nach der Meinung

Jene fünf Presbyteren, oder wenigstens Einige derselben, waren wahrscheinlich Vorsteher besonderer Gemeinden in, oder bei Carthago, und erlaubten sich nun im Trotze gegen den ihnen verhaßten Bischof manche eigenmächtige Handlungen in der Verwaltung der Angelegenheiten besonderer Kirchen, oder wenigstens solche Handlungen, welche Cyprian, vom Standpunkte seines Episkopalsystems, als Eingriffe in die bischöflichen Rechte ansehen konnte. Einer derselben, Namens Novatus, ein, wie es scheint, mit heftigem, kirchlichem Freiheitsgeist gegen das Joch der bischöflichen Monarchie sich auflehnender, sich seiner Leidenschaft zu sehr hingebender, unruhiger, unternehmender Mann [1]), der Vorsteher

dieses, wenn auch durch die leidenschaftlichen Gegner Cyprians irre geleiteten, doch, wie es scheint, gut meinenden Layen, dem Cyprian vorgeworfen werden konnte, einzulassen, beruft sich dieser in bischöflicher Vornehmheit nur auf den Richterspruch Gottes, der ihn zum Bischof eingesetzt, deklamirt gegen den Frevel, daß Einer sich zum Richter über den von Gott selbst berufenen Priester machen wolle.

1) Das ist Alles, was wir nach unbefangener Prüfung, so weit wir nach den mangelhaften, einseitigen Nachrichten urtheilen können, von dem Novatus zu sagen berechtigt sind. Die Beschuldigungen, welche Cyprian selbst, ep. 49., gegen ihn vorbringt, lassen ihn freilich, wenn sie gegründet sind, in dem nachtheiligsten Lichte erscheinen; aber diese Beschuldigungen tragen ganz das Gepräge blinder Leidenschaft, welche, ohne gehörig zu untersuchen, dem trügerischen Gerüchte traut, und einer ungerechten Consequenzmacherei sich überläßt. Die gewöhnliche Art der Polemik: dem Gegner unreine Triebfedern unterzuschieben, und diese für so gewiß anzunehmen, als ob man in seinem Innern lesen könnte, ohne doch für diese Annahme irgend einen Beweisgrund anzuführen. Novatus sollte wegen seiner Vergehungen vor ein kirchliches Gericht gezogen werden, sein Gewissen er-

einer Gemeinde und Kirche auf einer Anhöhe zu oder bei Carthago, ordinirte, ohne von dem Bischof dazu bevollmächtigt zu seyn, einen Mann von seinem Anhang, der zum unternehmenden Partheigänger so recht geeignet war, und wohl durch seine persönlichen Verhältnisse in der Gemeinde

---

klärte ihn für schuldig; erwünscht war ihm die Decianische Verfolgung, welche die Untersuchung gegen ihn verhinderte, und, um nun auch nach derselben dem drohenden Verdammungsurtheil zu entgehen, stiftete er alle jene Unruhen, von denen wir nachher reden werden, und riß sich von der herrschenden Kirche los. Wie fein zusammengesetzt, aber auch wie unwahrscheinlich alles dies! Cyprian selbst erkannte doch noch während der Decianischen Verfolgung den Novatus als rechtmäßigen Presbyter an, s. ep. 5.

Es ist für die Beurtheilung der Handlungsweise des Novatus unter diesen Streitigkeiten die Entscheidung der Frage wichtig: ob er Einer jener fünf Presbyteren war, welche den Cyprian von Anfang an bekämpften? Mosheim hat Manches gegen diese Annahme eingewandt, den wichtigsten seiner Gegengründe werden wir unten anführen. Mit völliger Gewißheit läßt sich hier allerdings nicht entscheiden; aber der ganze Zusammenhang der Geschichte spricht doch am meisten für das Bejahende. In dem angeführten 5. Brief Cyprians kommen vier Presbyteren vor, welche ihm ein Gesuch vortragen. Der Eine der hier genannten, Fortunatus, gehörte nach der eigenen Erklärung Cyprians, ep. 55., zu jenen fünf Presbyteren. Da nun Novatus neben dem Fortunatus hier vorkommt, so ist es immer wahrscheinlich, daß alle jene vier Presbyteren, welche hier als Eine Parthei erscheinen, überhaupt keine anderen waren, als jene alte Gegenparthei, jene Parthei der fünf, jenes Presbyterium Felicissimi. Und in der abschläglichen Antwort, welche ihnen Cyprian auf ihr Gesuch ertheilte, finden wir vielleicht einen neuen Anregungsgrund ihrer Feindseligkeit gegen den Bischof. Die Vergleichung dessen, was Cyprian von den Machinationen des

besondern Einfluß hatte, Namens Felicissimus, zum Diakonus an dieser seiner Kirche [1]. Cyprian erklärte diese Handlung für einen Eingriff in seine bischöflichen Rechte; aber Novatus konnte, von seinem Standpunkte aus, nach seinem presbyterianischen System, als Presbyter und Gemeindevorsteher, meinen, dazu befugt zu seyn. Was hier Recht oder Unrecht sey, war wohl damals, bei dem noch nicht ganz entschiedenen Kampfe zwischen dem aristokratischen und dem monarchischen Kirchenregierungssystem, noch nicht so ganz ausgemacht. Cyprian ließ den Felicissimus in seinem Amte, sey es aus Schonung gegen die mächtige Parthei, sey es, daß er gar erst nachher durch das feindselige Betragen des Felicissimus veranlaßt wurde, die Ordination desselben als eine unrechtmäßige Handlung, eine Verletzung seiner bischöflichen Autorität, darzustellen. Diese anticyprianische Parthei suchte nun Gelegenheit, offen gegen den Bischof aufzutreten, und eine solche wurde ihr durch die bald darauf ausgebrochene Decianische Verfolgung gegeben.

Novatus, ep. 49., sagt, mit dem, was er von den Machinationen jener fünf Presbyteren, ep. 40., sagt, und dem, was Pontius von den alten Widersachern Cyprians berichtet, spricht für das Daseyn nur Einer von Anfang an zusammenhaltenden, anticyprianischen Parthei, in der Novatus einen bedeutenden Platz einnahm.

1) S. Cyprian. ep. 49. von Novatus: „qui Felicissimum satellitem suum diaconum, nec permittente me nec sciente sua factione et ambitione, constituit. Alles spricht dafür, daß diese Ernennung des Felicissimus zum Diakonus der von ihm gestifteten Spaltung vorangegangen, wenn gleich, aus Mangel der genauern Kenntniß der Umstände, hier manches Dunkel bleibt.

Wir bemerkten schon oben, daß Cyprian bei dem ersten Anfang dieser Verfolgung sich eine Zeit lang von seiner Gemeinde entfernte. Er hatte zwar, wie wir schon oben sahen, gute Gründe, diesen Schritt zu rechtfertigen, und die beste Rechtfertigung desselben ist sein späterer Märtyrertod; aber immer ließ sich eine solche Handlung auf verschiedene Weise beurtheilen. Cyprians Feinde sahen die Sache gern von der schlimmsten Seite an, und beschuldigten ihn, daß er sich durch Feigheit habe bewegen lassen, seine Hirtenpflicht zu verletzen [1]).

Dazu kam, daß diese Gegenparthei Cyprians durch das, was während der Verfolgung geschah, noch manche Gelegenheit erhielt, ihren Anhang zu vergrößern, und die Gemüther gegen den Bischof aufzuwiegeln. Es wurden, wie wir schon oben in der Geschichte dieser Verfolgung bemerkten, Viele damals durch Furcht oder Gewalt der Mar-

1) Man erkennt wohl in der Art, wie die römische Geistlichkeit von dieser Sache spricht, in ihrem ersten Briefe an die Gemeinde zu Carthago, ep. 2., daß man sie bei derselben in ein nachtheiliges Licht zu setzen gewußt, daß man daher zu Rom den von dem Cyprian angegebenen Beweggrund nicht recht gut heißen wollte, „worin er wohl recht gethan haben mag." („quod utique recte fecerit" so heißt es in dem römischen Briefe.) Cyprian äußerte daher den Verdacht, daß dieser Brief, in welchem ihn solche Stellen befremdeten, verfälscht seyn möge, ep. 3. Nachher, da er erfuhr, daß seine Gegner seine Handlungsweise zu Rom von einer ungünstigen Seite dargestellt hatten, hielt er es für nothwendig, sich durch die richtige Darstellung des Hergangs der Sache zu rechtfertigen, er schreibt an die römische Geistlichkeit, ep. 14.: „Quoniam comperi, minus simpliciter et minus fideliter vobis renuntiari, quae hic a nobis et gesta sunt et geruntur."

tern vermocht, solche Handlungen zu begehen, die man als eine Verleugnung des Glaubens ansah, und die That selbst schloß sie von der Kirchengemeinschaft aus. Aber die Meisten wurden nachher von heftigem Schmerz über ihre Schuld ergriffen, und sehnten sich in die Gemeinde der Brüder und zur Theilnahme am Mahle des Herrn zurück. Es war nun die Frage: sollte man ihren Wunsch gleich erfüllen, oder sollte man ihnen ihr Gesuch ganz abschlagen, oder sollte man einen Mittelweg einschlagen, ihnen zwar die Hoffnung auf Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft eröffnen, aber, ehe man diese ihnen würklich bewilligte, ihr Verhalten längere Zeit prüfen, fortgesetzte Proben der Reue von ihnen verlangen? Sollte man Alle diese Gefallenen auf gleiche Weise behandeln, oder sollte man, nach der Verschiedenheit der Umstände, und der Beschaffenheit ihrer Vergehungen, verschieden gegen sie verfahren? Es fehlte damals in der Kirche noch an allgemein anerkannten Grundsätzen des kirchlichen Bußwesens in dieser Hinsicht, es gab (s. oben) Eine Parthei, welche Keinem, der den Taufbund durch eine der sogenannten Todsünden verletzt hatte, unter irgend einer Bedingung die Absolution bewilligen wollte, und zu dieser Gattung rechnete man auch jeden Akt der Verleugnung des Glaubens, jeden Rückfall zum Heidenthum. Cyprian, der den Tertullian vorzugsweise seinen Lehrer zu nennen pflegte [1]), mochte vielleicht, durch das Studium der Schriften desselben, die Neigung zu den Grundsätzen der stren-

1) Nach Hieronymus de Vir. ill. soll er zu seinem Sekretair, wenn er sich die Schriften Tertullians geben lassen wollte, gewöhnlich gesagt haben: da magistrum.

strengeren Parthei, in Rücksicht des Bußwesens, angenommen haben. Manche Stellen seiner vor der Decianischen Verfolgung geschriebenen Bücher lassen darauf schließen, daß er früherhin dem Grundsatze ergeben war, Keinem, der eine Todsünde begangen, die Absolution angedeihen zu lassen. Wie wenn er sagt [1]): „Es sind die Worte des Herrn, welcher warnt, indem er heilt, Joh. 5, 14.: „„Siehe zu, du bist gesund worden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre."" Er giebt die Regel des Lebens, nachdem er die Gesundheit verliehen hat, und er läßt den Menschen nachher nicht zügellos umherschweifen, sondern, da er eben dadurch, daß er geheilt, ihm zu dienen verpflichtet worden, droht er ihm desto schwerer, denn geringer ist die Schuld, gesündigt zu haben, bevor man die Lehre des Herrn kannte, keine Vergebung findet mehr statt, wenn man sündigt, nachdem man ihn zu kennen angefangen hat" [2]). Man könnte etwa sagen, daß Cyprian an dieser Stelle nur die größere Strafbarkeit einer von dem Christen begangenen Sünde stark bezeichnen wolle, daß diese Stelle nur in relativer Hinsicht zu verstehen sey; aber mehr liegt doch in einem der in seiner Sammlung biblischer Beweisstellen [3]) angeführten Sätze: „Daß Demjenigen, welcher gegen Gott gesündigt hat, keine Vergebung in der Kirche ertheilt werden könne" [4]).

---

1) De habitu virginum.

2) Nulla venia ultra delinquere, postquam Deum nosse coepisti.

3) De testimoniis L. III. c. 28.

4) Non posse in ecclesia remitti ei, qui in Deum deliquit.

Und aus den dabei angeführten biblischen Stellen [1]) sieht man, daß er unter der Sünde gegen Gott eben nichts Anderes, als Abfall vom Christenthum verstand; freilich eine unpassende Bezeichnung solcher Vergehungen, als ob nicht jede Sünde Sünde gegen Gott, Abfall von Gott, wäre. Richtiger urtheilte Cyprian später in dieser Hinsicht, wie wir sehen werden.

Wenn nun aber Cyprian diesem Grundsatz im Anfange seiner bischöflichen Amtsführung ergeben war, so mußte doch ihn, als einen Mann von väterlichem Herzen gegen seine Gemeinde, die große Menge der Gefallenen, die ihn zum Theile mit bitteren Thränen der Reue um Absolution ansprachen, schwankend machen. Sollten Alle diese, von denen Manche nur aus Mangel an Einsicht gefehlt hatten, die libellatici, Andere nur dem Fleische nach der Gewalt der Martern unterlegen, für immer von der beseligenden Gemeinschaft ihrer Brüder, nach Cyprians Anschauungsweise von der Kirche, in welcher allein der Weg zum Himmel zu finden ist, ausgeschlossen bleiben? Dagegen sträubte sich das väterliche Herz des Bischofs; er wagte aber nicht, hier eigenmächtig zu entscheiden. In dieser Unentschiedenheit erklärte er, daß man sich der Gefallenen annehmen, sie zur Buße ermahnen, aber die Entscheidung über ihr Schicksal auf die Zeit verschieben solle, wenn nach wiederhergestellter Ruhe die Bischöfe, Geistlichen und Gemein-

---

1) Dieselben Bibelstellen, welche Cyprian, in Beziehung auf die Verleugnung unter der Verfolgung, in dem Briefe an die Geistlichen zu Carthago, ep. 9., anführt. So auch ep. 11. der Gegensatz: minora delicta, quae non in Deum committuntur.

den durch gemeinsame, besonnene Berathschlagungen, nach Erwägung der Sache von allen Seiten, zu gemeinschaftlichen Grundsätzen in dieser alle Christen angehenden Angelegenheit sich vereinigen könnten. Dazu kam, daß zwischen den Vergehungen dieser Gefallenen, von denen die Einen ohne Kampf, um nur von dem Irdischen nichts aufzuopfern, selbst zu den Altären der Götter hingeeilt waren, Andere bloß aus Unwissenheit oder durch die Schwäche des besiegten Fleisches gefehlt hatten, ein großer Unterschied statt fand, und die Unruhen der Verfolgungszeit es nicht möglich machten, die Verschiedenheit der Vergehungen und die Verschiedenheit der sittlichen Beschaffenheit der Einzelnen genauer zu untersuchen, — und doch mußte darauf bei dem geistlichen Gericht billig besonders Rücksicht genommen werden. Auch sollten die Gefallenen durch thätige Beweise ihrer Reue der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft sich würdig machen — und die Verfolgung selbst gab ihnen ja dazu die beste Gelegenheit. „Wer den Aufschub nicht ertragen kann, — sagt Cyprian — kann sich den Märtyrerkranz erwerben.“ Nach diesem Gesichtspunkte handelte er, indem er alle Gefallenen, welche die Absolution nachsuchten, auf die Zeit der wiederhergestellten Ruhe vertrösten ließ, in der ihre Angelegenheit untersucht werden solle. Aber einige Geistliche und, wie Cyprian nachher erfuhr, jene alten Widersacher nahmen sich dieser Menschen an, bestärkten sie in ihren ungestümen Forderungen, statt sie nach dem Wunsche des Bischofs zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen, und sie benutzten diese Gelegenheit, um den ihnen erwünschten Zwiespalt in der Gemeinde anzuregen.

Wären diese Gefallenen nur durch jene gegen Cyprian

feindselig gesinnten Presbyteren in ihren ungestümen Forderungen unterstützt worden, ohne eine andere Stütze zu finden, so hätte ihr Widerstand gegen die Maßregeln des Bischofs nicht so viel ausmachen können. Nun wußten sie aber eine damals unter den Christen sehr viel geltende Stimme für sich zu gewinnen, die Stimme jener Glaubenszeugen, die unter Martern das Bekenntniß des Herrn abgelegt hatten, oder die nach abgelegtem Bekenntnisse dem Märtyrertode entgegengingen. Es war an und für sich dem Geiste des christlichen Märtyrerthums ganz angemessen, wenn das letzte Vermächtniß dieser Männer ein Vermächtniß der Liebe, wenn ihre letzten Worte eine Stimme der Liebe an ihre Brüder war, wenn Diejenigen, welche nach siegreich bestandenem Kampfe in die Herrlichkeit einzugehen in Begriff waren, Mitgefühl mit den schwachen Brüdern zeigten, welche in dem Kampfe unterlegen waren, wenn sie noch zuletzt diese Gefallenen der liebevollen Aufnahme der Gemeinde empfahlen. Billig war es auch, daß das Wort dieser Glaubenszeugen in besonderer Achtung stand, wenn man nur nicht vergaß, daß sie sündhafte, wie alle Andere der Vergebung ihrer Sünden bedürftige Menschen waren, und daß sie, so lange sie sich im Fleische befanden, auch immer noch mit dem Fleische zu kämpfen hatten, und wenn nur diese Glaubenszeugen selbst dies nicht vergaßen, und nicht, verblendet durch die übertriebene Verehrung, die ihnen erwiesen wurde, eben dadurch noch mehr preis gegeben dem verborgenen Feinde, mit welchem auch sie, als sündhafte Menschen, noch zu kämpfen hatten, den durch die Gnade Gottes errungenen, augenblicklichen Sieg zur Nahrung eines geistlichen Hochmuths gebrauchten. Manche unterlagen die-

ser Versuchung, auf eine gebieterische Weise bewilligten sie Denjenigen, welche sie ansprachen, den Kirchenfrieden, und handelten so, als ob es zur Freisprechung der Gefallenen nur ihrer Stimme bedürfe. Geistliche, welche sie nach Cyprians Mahnung zurechtweisen, und zur Demuth hinleiten sollten, bestärkten sie vielmehr in ihrem Wahne, und gebrauchten sie zu Werkzeugen ihrer Machinationen gegen den Bischof. Durch ihre gebieterischen und zugleich oft sehr unbestimmt ausgedrückten Erklärungen wie solche: „Dieser oder Jener sey mit den Seinen, — welcher Ausdruck so vielfache und unbestimmte Auslegung und Anwendung zuließ, — in die Kirchengemeinschaft aufgenommen" [1]) setzten sie die Bischöfe in nicht geringe Verlegenheit. Diejenigen, welche solche unbestimmte Erklärungen auf sich anwandten, pochten nun darauf, daß ihnen die Bekenner oder Märtyrer die Absolution ertheilt hätten, und sie wollten sich keinen Aufschub, keine Prüfung ihres Verhaltens gefallen lassen. Wenn Cyprian auf ihre ungestümen Forderungen, je

---

1) Communicet ille cum suis. Nach Cyprian, ep. 14., wurden täglich ohne Prüfung Tausende solcher libelli pacis von den Confessoren ausgestellt. Tertullian spricht schon am Ende des zweiten Jahrhunderts von dieser Sitte, als einer hergebrachten „Pacem in ecclesia non habentes a martyribus in carcere exorare consueverunt. ad martyr. c. 1. Als Montanist spricht er heftig gegen den Mißbrauch, der damit getrieben wurde, er weiset darauf hin, daß wohl Manche durch die von den Confessoren unvorsichtig ausgestellten libelli pacis in ihren Sünden sicher gemacht wurden, de Pudicitia, c. 22. Gegen den Mißbrauch, der mit untergeschobenen oder ächten Empfehlungsschreiben der Confessoren getrieben wurde, redet das Concilium zu Elvira c. 25.: „quod omnes sub hac nominis gloria passim concutiunt simplices.

weniger sie die rechte Zerknirschung und Demuth blicken ließen, desto weniger eingehen wollte, so erschien er als ein Gegner der den Glaubenszeugen gebührenden Ehrfurcht.

Er erfüllte seine Hirtenpflicht, indem er sich mit Kraft und Festigkeit der übertriebenen Verehrung jener Glaubenszeugen, welche die Quelle manchen Aberglaubens werden konnte, und dem falschen, die Menschen zur Sicherheit in ihren Sünden verleitenden Vertrauen auf die Verwendung derselben entgegenstellte. Er machte die Bekenner darauf aufmerksam, daß das wahre Bekenntniß kein opus operatum sey, sondern daß dasselbe in dem ganzen Wandel bestehen müsse. „Die Zunge, welche Christum bekannt hat, muß in ihrer Würde rein und unbefleckt erhalten werden, denn wer nach der Vorschrift des Herrn, was zum Frieden dient, was gut und recht ist, spricht, der bekennt Christum täglich." Indem er sie vor falscher Sicherheit und vor dem Hochmuth warnte, schrieb er ihnen: (ep. 6.) „Ihr müßt es euch angelegen seyn lassen, daß in euch vollendet werde, was ihr glücklich angefangen habt. Man hat noch wenig gethan, wenn man etwas erlangen konnte, mehr ist es, das Erlangte bewahren zu können. Das lehrte der Herr, da er sprach: „„Siehe zu, du bist gesund worden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre."" So denke dir, daß er auch zu seinem Bekenner sage: „„Siehe, du bist ein Bekenner worden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre!"" Endlich Salomon und Saul und viele Andere konnten, so lange sie auf den Wegen des Herrn wandelten, die ihnen verliehene Gnade bewahren. Sobald die Zucht des Herrn von ihnen wich, wich von ihnen auch

seine Gnade. Ich höre, daß Einige sich überheben, da doch geschrieben ist, Röm. 11, 20.: „„Sey nicht stolz, sondern fürchte dich."" Unser Herr wurde wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scheerer, und seinen Mund nicht aufthut; und es wagt jetzt, wer durch ihn und in ihm lebt, sich zu überheben und aufzublähen, uneingedenk des Wandels, den Er geführt, und der Lehren, die Er selbst, und die Er durch seine Apostel uns gegeben hat? Wenn aber der Knecht nicht mehr ist als sein Herr, so mögen Diejenigen, welche dem Herrn nachfolgen, demüthig, ruhig und still in seinen Fußstapfen wandeln; je mehr Einer sich erniedrigt, desto mehr wird er erhoben werden."

Da ein Bekenner Lucianus „im Namen eines Märtyrers Paulus," nach dessen letztem Auftrage, wie er vorgab, den Kirchenfrieden den Gefallenen ertheilte, sogenannte Kirchengemeinschaftsscheine (libellos pacis) ihnen ausstellte, so wollte Cyprian dies nicht gelten lassen, und er sagte dagegen: „Obgleich der Herr geboten hat, daß im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes die Völker getauft und die Sünden vergeben werden, so verkündigt Dieser, des göttlichen Gesetzes unkundig, im Namen des Paulus Frieden und Sündenvergebung, er bedenkt nicht, daß nicht die Märtyrer das Evangelium machen, sondern, daß durch das Evangelium die Märtyrer gemacht werden." (ep. 22.) So sprach er auch in dieser Beziehung nachdrücklich in jener schon oben angeführten Rede, die er nach der Rückkehr zu seiner Gemeinde hielt [1]): „Keiner betrüge

---

1) Sermo de lapsis.

sich selbst, der Herr allein kann sich der Menschen erbarmen, die Vergebung der gegen ihn begangenen Sünden kann nur Der ertheilen, welcher unsere Sünden getragen, welcher für uns gelitten, welchen Gott für unsere Sünden hingegeben hat. Der Knecht kann nicht vergeben, was gegen seinen Herrn gesündigt worden, auf daß nicht den Gefallenen noch eine neue Schuld treffe, wenn er nicht eingedenk ist dessen, was geschrieben steht, Jerem. 17, 5.: „„Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt."" Beten müssen wir zu dem Herrn, welcher gesagt, daß Er verleugnen werde, wer ihn verleugnet, der allein alles Gericht vom Vater empfangen hat. Die Märtyrer verlangen etwas, aber es kommt darauf an, daß das erlaubt und recht sey, was sie verlangen. Die Märtyrer verlangen etwas, aber das, was sie verlangen, muß in dem Gesetze des Herrn geschrieben seyn; zuerst müssen wir wissen, daß sie von Gott erlangten, was sie verlangen, dann erst dürfen wir thun, was sie verlangen, denn es folgt noch nicht gleich, daß Gottes Majestät bewilligt habe, was ein Mensch verheißen hat. Entweder sind die Märtyrer gar nichts, wenn das Evangelium aufgelöset werden kann, oder wenn das Evangelium nicht aufgelöset werden kann, so dürfen Diejenigen nicht dem Evangelium zuwider handeln, welche eben durch das Evangelium Märtyrer werden. Nichts kann Derjenige Christo zuwider sagen oder thun, dessen Glaube, Hoffnung, Kraft und Ehre allein in Christo ist."

Doch war Cyprian nicht consequent und fest genug in dem Widerstande, welchen er der übertriebenen Verehrung vor jenen Glaubenszeugen leistete, und er selbst wurde hier

gewissermaßen von dem herrschenden Geiste der Menge, den er durch den Geist des Evangeliums hätte besiegen und leiten sollen, mit fortgerissen. Da die Hitze des Sommers in dem afrikanischen Himmelsstriche viele Krankheiten hervorbrachte, so gab er in so weit nach, daß er Denjenigen unter den Gefallenen, welche in der Krankheit und Todesfurcht nach der Communion sich sehnten, und auf einen solchen von Glaubenszeugen ihnen verliehenen Schein sich stützten, die Absolution bewilligte [1]). Er gab selbst in seinem Berichte an die römische Gemeinde als Grund dieses Verfahrens an, daß er durch solches Nachgeben in einem Stücke wenigstens einigermaßen das Toben der Menge habe besänftigen, dadurch die Machinationen jener Unruhestifter vereiteln und den Schein, als ob er die den Märtyrern gebührende Verehrung nicht gelten lasse, von seinem Charakter entfernen wollen [2]).

Es zeigt sich hier, wie nachtheilig ein Accordiren mit dem herrschenden Vorurtheile, eine Halbheit in der Vertheidigung der Wahrheit, — sey es aus einem Mangel an Selbstständigkeit und Festigkeit in der eigenen Ueberzeugung, oder aus Menschenfurcht und falscher Politik, — stets würken muß. Wenn Cyprian von der einen Seite das falsche Vertrauen auf die Verwendung der Märtyrer mit den Waf-

---

1) Cyprian. ep. 12. 13. 14.

2) Ep. 14.: „Ad illorum violentiam interim quoquo genere mitigandam —, cum videretur et honor martyribus habendus et eorum, qui omnia turbare cupiebant, impetus comprimendus." Von den übrigen lapsis hingegen ep. 13.: „Qui nullo libello a martyribus accepto invidiam faciunt." Also diese invidia fürchtete er.

fen der Wahrheit bekämpfte, so unterstützte er dasselbe von der andern Seite durch das Nachgeben; denn mußte nicht das Fürwort des Märtyrers eine ganz besondere Kraft und Bedeutung haben, sobald nicht alle Gefallene in gleicher Lage und gleicher moralischer Beschaffenheit, sondern nur die durch ein solches Fürwort Unterstützten, bloß um dessen Willen, den Kirchenfrieden und die Communion in der Todesstunde erhalten sollten, da es doch leicht geschehen konnte, daß Manche, die nicht in dem Fürworte der Märtyrer eine Stütze gesucht, durch wahre Reue und Buße sich vor Denen, welche darin eine Stütze gefunden, auszeichneten? Und er begünstigte diesen Schluß, zu welchem sein Verfahren Veranlassung geben konnte, durch seine eigene Ausdrucksweise bei jener Bewilligung: „Denjenigen, welche durch die Hülfe der Märtyrer bei dem Herrn in ihren Sünden unterstützt werden können". [1]), statt Alle ohne Unterschied nur zum Vertrauen auf den Einen Mittler hinzuweisen, und das Wahnvertrauen Derjenigen, welche durch die ihnen zugesicherte menschliche Vermittelung etwas voraus zu haben glaubten, unbedingt zu strafen. Durch eben diese Inconsequenz mußte er seinen Gegnern eine Blöße geben, welche sie wohl benutzen konnten.

Was dieser Gegenparthei noch besonders, um ihr in der Verbindung mit den Gefallenen ein größeres Gewicht zu geben, dienen mußte, das war die viel geltende Stimme der römischen Kirche, welche sich für die milderen Grundsätze, zwar nicht in Rücksicht aller Gefallenen, aber doch derjenigen, welche krank geworden, erklärt hatte. Cyprian er-

1) Auxilio eorum adjuvari apud Dominum in delictis suis possunt.

klärte auch bei jenem Nachgeben, daß ihn die Rücksicht auf die römische Kirche, mit der er nicht gern in Widerstreit stehen wollte, mit dazu bewogen habe [1]). Diese Kirche hatte aber in ihrem Verfahren mehr nach dem Geiste der evangelischen Wahrheit gehandelt, indem sie die Gefallenen nur zu dem Einen hinwies, und keinen andern Unterschied, als den der bußfertigen oder unbußfertigen Gesinnung unter ihnen gelten ließ. In jenem ersten an die Geistlichkeit zu Carthago geschriebenen Briefe, hatte sie (ep. 2.), in Rücksicht der Gefallenen, erklärt: „Wir haben sie zwar von uns gesondert, aber nicht sich selbst überlassen, sondern wir haben sie ermahnt, und wir ermahnen sie immerfort, Buße zu thun, ob sie etwa Vergebung erhalten können, von Demjenigen, welcher sie allein ertheilen kann, damit sie nicht, von uns verlassen, schlechter werden. Wenn solche von einer Krankheit ergriffen werden, wegen ihrer Vergehung Buße thun, und sich nach der Communion sehnen, so muß ihnen allerdings Hülfe geleistet werden."

Doch durch die christliche Klugheit in seinem übrigen Verfahren, indem er Milde und Nachdruck mit einander zu verbinden wußte, durch Belehrungen und freundliche, väterliche Vorstellungen, wodurch er die Besseren der Bekenner gewann, durch die Festigkeit, mit der er sich den in ihrem Widerstande hartnäckigen Presbyteren entgegenstellte, durch die Liebe und das Ansehen, worin er bei dem größten Theile der Gemeinde stand, schien es dem Bischof Cyprian schon

---

1) Ep. 14. an die römische Geistlichkeit: standum putavi et cum vestra sententia, ne actus noster, qui adunatus esse et consentire circa omnia debet, in aliquo discreparet.

gelungen zu seyn, die Ruhe zu Carthago wieder herzustellen, und er freute sich der Hoffnung, da die Decianische Verfolgung nachließ, zu der Gemeinde, von der er ein Jahr lang schmerzlich getrennt gewesen, zurückkehren, und mit ihr das Osterfest des J. 251 feiern zu können. Aber ehe seine Hoffnung erfüllt werden konnte, mußte er erfahren, daß die Machinationen jener Gegenparthei tiefer angelegt waren, und in einem engeren und festeren Zusammenhange unter einander standen, als daß das Gewebe derselben so leicht hätte zerstört werden können. Das Feuer, das im Verborgenen fortglimmte, bedurfte nur einer Veranlassung, um offen hervorzubrechen. Diese Veranlassung gab Cyprian durch eine Ausübung seiner bischöflichen Gewalt in einer wichtigen Angelegenheit.

Er schickte nämlich, ehe er zu seiner Gemeinde zurückkehrte, zwei Bischöfe und zwei Presbyteren als seine Bevollmächtigten ab, eine Kirchenvisitation bei derselben vorzunehmen. Sie sollten aus der Kirchenkasse denjenigen Armen der Gemeinde, welche Alters oder Krankheits wegen nichts für ihren eigenen Unterhalt thun konnten, soviel geben, als zur Bestreitung ihrer leiblichen Bedürfnisse erfordert wurde; sie sollten Denjenigen, welche selbst ein Gewerbe treiben, aber nicht genug zu ihrem Unterhalte dadurch verdienen konnten, oder, welchen es an Geld fehlte, um die zu ihrem Gewerbe nothwendigen Werkzeuge, Geräthschaften sich anzuschaffen, oder, welche etwa, durch die Verfolgung in ihrem Gewerbe gestört, es nun wieder anfangen wollten, soviel zuschießen, als sie brauchten; sie sollten ein Verzeichniß aller jener durch die Kirchenkasse zu unterstützenden Armen, nach der Verschiedenheit ihres Alters, ihres Standes, und

ihres Verhaltens während der Verfolgung, entwerfen, damit der Bischof, dessen Sorge es sey, Alle genau kennen zu lernen, die Würdigen, und, wie hier besonders angegeben wird, die Sanft- und Demüthigen zu solchen Aemtern im Kirchendienste, zu welchen sie tüchtig wären, befördern könnte. Das Letztere gewährte den Vortheil, daß die Kräfte Solcher auf eine angemessene Weise für den Kirchendienst gebraucht wurden, daß sie eine angemessene Versorgung erhielten und zugleich der Kirchenkasse eine Last genommen wurde. Die Eigenschaften, auf die besonders gesehen werden sollte, Sanftmuth und Demuth, wurden in dieser Zeit der Gährung und der Unruhen in der Gemeinde bei Denen, welche in den Kirchendienst eintraten, besonders erfordert, um den Kirchenfrieden ganz wiederherzustellen und zu begründen, und die Keime der Spaltungen zu unterdrücken. Die presbyterianische Gegenparthei mochte dem Bischof das Recht nicht einräumen, eine solche Kirchenvisitation, oder eine solche Vertheilung der Kirchenkasse aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Zuziehung des ganzen Presbyteren-Collegiums, vorzunehmen, oder sie mochte doch wenigstens dem Cyprian ein solches Recht streitig machen, weil sie ihn nicht mehr als Bischof anerkennen wollte; es mußte durchaus gegen ihre Pläne seyn, wenn er einen solchen Akt der bischöflichen Kirchenregierung durchsetzte, da dadurch sein Ansehen in der Gemeinde befestigt und diese noch inniger mit ihm verbunden wurde, und seine Parthei neue Stützen gewann. Jener Diakonus Felicissimus, der schon als Diakonus einen besonderen Einfluß auf einen Theil der Gemeinde haben konnte, (denn die Diakonen hatten in der nordafrikanischen, wie in der dieser verwandten

spanischen Kirche [1]) eine größere Gewalt, als in andern Gegenden) der dabei noch durch uns nicht genauer bekannte Verhältnisse, ein einflußreiches Organ jener Parthei war, auch vielleicht noch besonders, weil ein Theil der Kirchenkasse unter seiner Verwaltung stand [2]), Recht zu haben glaubte, hier, wo von der Verwendung des Kirchengeldes die Rede war, ein Wort mitzureden; — er bot alle seine Ueberredungskunst, seinen Einfluß und seine Gewalt auf, um Alle zur Widerspenstigkeit gegen jene bischöfliche Verordnung aufzuwiegeln; er erklärte insbesondere den zu der Kirche, an welcher er als Diakonus angestellt war, zur Kirche des Novatus gehörenden Armen, daß er für alle ihre Bedürfnisse schon zu sorgen wissen werde; er drohete ihnen, daß er sie, wenn sie vor jener bischöflichen Commission erschienen, nie

---

1) Concil. Illiberit. c. 77. Diaconus regens plebem.

2) Daß in der nordafrikanischen Kirche die Diakonen die Kirchenkasse zu verwahren und zu verwalten hatten, sieht man aus dem 49. Br. Cyprians. Darauf bezieht sich auch die gegen den Felicissimus gemachte Beschuldigung der fraudes und rapinae, ep. 55.: „pecuniae commissae sibi fraudator." Aehnliche Beschuldigungen gegen den Novatus, den Presbyter und Vorsteher der Kirche, an welcher Felicissimus als Diakonus angestellt war. Freilich können diese Beschuldigungen gegen beide aus dem Munde ihres Feindes Cyprian noch nicht als glaubwürdige Zeugnisse gelten. Eine eigenmächtige Verwendung des Theils der Kirchenkasse, der in dieser Filialkirche niedergelegt war, wozu sie, nach ihrer Ansicht, von ihrem Verhältnisse zum Bischof befugt zu seyn glaubten, eine vielleicht nach ihren Partheiabsichten und Zwecken eingerichtete Verwendung, konnte von Cyprian als Veruntreuung dargestellt werden. Auf alle Fälle fehlt es uns zu sehr an unbefangenen Nachrichten, um hier etwas Sicheres sagen zu können.

zur Communion in seiner Kirche zulassen werde [1]). Diese Kirche wurde nun der Sammelplatz aller der Gefallenen, welche die Zeit der Entscheidung über diese ganze Sache

---

1) Es kommt hier alles darauf an, was die richtige Leseart, und die richtige Erklärung der schwierigen Worte bei Cyprian ep. 38. sey: „comminatus, quod secum in morte," oder „in monte non communicarent, qui nobis obtemperare voluissent." Nach der Leseart „in morte" könnte der Sinn entweder, (wenn man das „in morte" auf den Felicissimus selbst bezöge,) der seyn: daß er selbst noch in seiner Todesstunde sie nicht als christliche Brüder anerkennen, die Kirchengemeinschaft ihnen aufkündigen, sich also nie mit ihnen versöhnen werde. Nur sieht man dann freilich nicht, warum eine Drohung dieser Art den Christen zu Carthago so furchtbar seyn konnte. Oder, (was auch den Worten, wie sie hier lauten, näher kommt,) das „in morte" auf das in dem „communicarent" enthaltene Subjekt bezogen, daß sie auch in ihrer Todesstunde von ihm zur Kirchengemeinschaft nicht würden zugelassen werden, von ihm als Diakonus, dessen Geschäft es war, das consekrirte Abendmahl zu den Kranken zu bringen, die Communion nicht empfangen würden. Diese letztere Erklärung giebt einen guten Sinn, wenn man dabei den Gesichtspunkt fest hält, daß Felicissimus Diakonus an einer besonderen Pfarrkirche, und daß er mit dem Pfarrer dieser Kirche, dem Presbyter Novatus, einverstanden war, so daß er also die Macht hatte, den in diesem Theile des Kirchensprengels Wohnenden die Communion zu verweigern. Ein ganz ähnlicher Sinn ergiebt sich bei der andern Leseart „in monte." Man müßte dann annehmen, daß die Kirche, an der Novatus und Felicissimus angestellt waren, auf einer Anhöhe in, oder bei Carthago (in monte) lag, wobei man an die Montenses, die Donatisten zu Rom, welche von ihrem Versammlungsplatze auf einer Anhöhe so genannt wurden, denken könnte. Felicissimus drohte, die dem Cyprian Gehorchenden von der Communion in dieser Kirche auszuschließen.

nicht mit Geduld erwarten wollten, hier wurden sie ohne alle Vorbereitung zur Communion zugelassen, hier war der Vereinigungspunkt aller Unzufriedenen, was natürlich die nachtheiligsten Folgen für die Zucht und Ordnung in der Gemeinde haben mußte.

Cyprian wurde durch diese Unruhen bewogen, seine Rückkehr nach Carthago bis nach Ostern des J. 251 zu verschieben, bis er darauf rechnen konnte, daselbst mit seinen nordafrikanischen Collegen zur Anstellung der jährlichen Synode zusammenzutreffen, in der Verbindung mit ihnen eine Stütze gegen die Widerspenstigen zu finden, und sich mit ihnen nach reiflicher Ueberlegung zu einem festen Verfahren, nach gemeinschaftlichen Grundsätzen, in den streitigen Angelegenheiten vereinigen zu können. Man beschloß auf diesem Concil der nordafrikanischen Kirche, einen Mittelweg zwischen der den Gefallenen alle Hoffnung abschneidenden, übertriebenen Strenge, und zwischen der laxen Nachgiebigkeit einzuschlagen, die christliche Zucht aufrecht zu halten, und doch die Gefallenen nicht dadurch, daß man ihnen die Absolution und Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft unbedingt und für immer versagte, zur Verzweiflung hinzutreiben, durch die sie endlich dahin gebracht werden konnten, sich ihren Lüsten ganz und gar zu überlassen, oder in's Heidenthum zurückzusinken. Es sollte erstlich die verschiedene Beschaffenheit der Vergehungen [1]) wohl erwogen, es sollte Allen, selbst den sacrificatis, wenn sie in ihrem

---

1) Die verschiedene Schuld der sacrificati, nach der verschiedenen Art, wie sie zur Verleugnung gekommen waren, und der libellatici.

ihrem Wandel wahre Reue gezeigt, wenigstens in tödtlicher Krankheit die Communion gereicht werden. Wenn solche nachher wieder gesund wurden, so sollte ihnen die durch die Gnade Gottes ertheilte Wohlthat nicht verkürzt werden, sie sollten in der Kirchengemeinschaft verharren [1]). Als nachher die Verfolgung heftiger wieder ausbrach, machte man selbst hier noch eine Milderung, welche durch den Geist christlicher Liebe und Weisheit eingegeben worden: daß Allen, welche Proben wahrer Reue in ihrem Wandel gegeben, die Communion verliehen werden sollte, damit sie nicht ungewaffnet, sondern gestärkt durch die Gemeinschaft mit dem Leibe des Herrn, in den Kampf gingen [2]). Diejenigen aber, welche in ihrem ganzen Lebenswandel keine Spur von Reue hätten blicken lassen, und erst auf dem Krankenlager das Verlangen nach der Kirchengemeinschaft äußerten, sollten auch dann die Communion nicht empfangen, weil nicht Reue über die Sünde, sondern die Mahnung des drohenden Todes sie dazu antreibe, und Der keinen Trost im Tode zu empfangen verdiene, welcher nicht früher des bevorstehenden Todes eingedenk gewesen. In dieser Erklärung zeigt sich allerdings das ächt christliche Streben, auf das Wesen einer wahren Buße aufmerksam zu machen, und vor einem falschen Vertrauen auf das opus operatum der Absolution und der Communion zu warnen [3]). Da aber doch in manchen Fällen auch noch durch die Eindrücke der Todesnähe eine wahre Reue hervorgebracht werden konnte,

---

1) S. Ep. 52. Cypr.

2) Ep. 54.

3) Ep. 52.

welche freilich nur der in das Verborgene des Herzens Blickende von einer heuchlerischen Buße, wie sie wohl in den meisten Fällen dieser Art statt fand, zu unterscheiden vermag; so hätte man hier die Härte vermeiden können, ohne die Sicherheit zu fördern, wenn nur das Wesen der Absolution (s. oben) richtiger und klarer aufgefaßt und entwickelt worden wäre. Auf dieser Kirchenversammlung wurde das Verdammungsurtheil über die Parthei des Felicissimus ausgesprochen, und es gelang dem Cyprian, in der Verbindung mit den nordafrikanischen Bischöfen die Spaltung zu unterdrücken. Zwar gab jene Parthei ihren Widerstand darum nicht gleich auf, sie suchte sich in diesem Theile der Kirche weiter zu verbreiten, mehrere einzelne afrikanische Bischöfe, die mit ihren übrigen Collegen in Streit waren, oder wegen ihrer Vergehungen entsetzt worden, schlossen sich an dieselbe an. Sie wählten statt des Cyprian einen jener fünf aufrührerischen Presbyteren, den Fortunatus, zum Bischof von Carthago. Sie schickten Abgeordnete nach Rom, um diese Hauptkirche des Abendlandes für sich zu gewinnen, und sie verlangten dort Gehör für ihre Beschuldigungen gegen Cyprian; aber sie konnten das Band zwischen diesem und dem römischen Bischof Cornelius nicht zerreißen, wenn sie gleich durch ihr Geschrei dort augenblickliches Aufsehen machten. Cyprian drang in den römischen Bischof durch einen Brief, in welchem sich der Geist der mehr jüdischen, als evangelischen, bischöflichen Theokratie, der Wahn von einem alttestamentlichen Priesterthum in der christlichen Kirche, auf eine merkwürdige Weise ausspricht [1]), daß er die

1) Ep. 55. ad Cornel.

auf die Verbindung der Bischöfe unter einander gegründete, kirchliche Einheit gegen die Schismatiker vertheidigen solle, und in demselben Briefe eiferte er auch für die Unabhängigkeit der Bischöfe in ihren Kirchensprengeln: „Da es von uns Allen beschlossen, da es zu gleich billig und recht ist, — schreibt er — daß eines Jeden Sache dort untersucht werde, wo das Unrecht begangen ist, und da jedem der Hirten sein Theil der Heerde zugetheilt ist, den er leiten und regieren soll, indem er dem Herrn von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen hat, so dürfen Diejenigen, welche unter unserer Leitung stehen, nicht umherlaufen, und nicht durch die Täuschungskünste ihrer Verwegenheit die Eintracht der mit einander verbundenen Bischöfe stören, sondern sie müssen ihre Sache da durchführen, wo Ankläger und Zeugen ihrer Vergehungen auftreten können."

Die zweite Spaltung ging von der römischen Kirche aus, und, wie zur Unterdrückung der ersteren Cornelius von Rom mit dem Cyprian von Carthago zusammenwürkte, so sehen wir in dieser den Cyprian mit dem Cornelius zur Behauptung der Kircheneinheit verbunden. Diese letztere Spaltung hatte, wie jene erstere, ihren Grund in dem Streite über eine Bischofswahl, und in dem Kampfe der entgegengesetzten Richtungen in der Verwaltung des kirchlichen Bußwesens, nur mit dem Unterschiede, daß die Spaltung dort von der laxeren, hier von der strengeren Parthei ausging. Die äußerliche Veranlassung zum Ausbruche dieser, wie jener Spaltung gab Manches, was während der Decianischen Verfolgung vorgefallen war. Wir bemerkten oben, daß in der römischen Kirche im Ganzen die Neigung zu den mildern Grundsätzen im

Bußwesen vorherrschend war; aber es gab in derselben auch eine strengere Parthei, an deren Spitze ein angesehener Presbyter, Novatianus, stand, der sich auch als theologischer Schriftsteller bekannt gemacht hat. Es fehlt uns sonst an genaueren Nachrichten über den Charakter dieses Mannes, aus denen wir genug Licht schöpfen könnten, um das Verhältniß seiner Denkweise über diesen Gegenstand und seiner ganzen Handlungsweise in diesem Falle zu seiner eigenthümlichen Gemüthsart gehörig zu bestimmen. Denn was erbitterte Feinde über ihn sagen, und was durchaus das Gepräge leidenschaftlicher Uebertreibung an sich trägt, verdient natürlich keinen Glauben. Das Wahrscheinlichste, das sich ergiebt, wenn man die zum Grunde liegenden Thatsachen aus der entstellenden, gehässigen Darstellung der Gegner Novatians herauszufinden sucht, ist Folgendes: Novatian war durch Seelenkämpfe, die aus seiner ernsten Gemüthsart hervorgingen, in eine Art von Nervenkrankheit oder Wahnsinn verfallen, einen solchen Zustand, den man als einen dämonischen betrachtete. Dem Gebete eines Exorcisten der römischen Kirche verdankte er, — der vielleicht schon früher durch mancherlei innere Kämpfe hindurch auf den Weg gekommen war, an die Gottheit Christi und die Göttlichkeit des Christenthums zu glauben, — seine augenblickliche Heilung von einem solchen Anfall. Aus dieser gewaltsamen Zerrüttung seiner ganzen Natur verfiel er in eine schwere Krankheit, aus der erst seine gänzliche, gründliche Heilung hervorging. In dieser Krankheit entschied sich sein Glaube, und als er sich dem Tode schon nahe glaubte, ließ er auf dem Krankenlager sich taufen. Er fand im Christenthum Frieden und Ruhe und Kraft zur Heiligung.

Da er sich durch Festigkeit im Glauben, durch Klarheit der christlichen Erkenntniß, von der seine Schriften Zeugniß geben, durch eine gnte Lehrgabe und durch einen Eifer in der Heiligung, der ihn nachher zum asketischen Leben hinführte, besonders auszeichnete, so ordinirte ihn der Bischof Fabianus, übersehend, daß er erst auf dem Krankenlager sich zum Glauben bekannt und getauft worden, zum Presbyter. Die römische Geistlichkeit war damit anfangs nicht zufrieden, indem sie den Buchstaben des Kirchengesetzes, daß kein auf dem Krankenlager Getaufter, kein clinicus, die Ordination erhalten sollte, festhielt; aber der weisere Fabianus urtheilte nach dem Geiste dieses Gesetzes, das nur zur Absicht hatte, Diejenigen, welche ohne rechte Buße, Ueberzeugung und Erkenntniß durch die augenblickliche Erschütterung der Todesfurcht zur Taufe sich hatten bewegen lassen, von dem geistlichen Stande zu entfernen. Bei dem Novatianus widerlegte sein nachheriger Wandel diese Besorgniß. Eine Zeit lang vertauschte er das thätige Leben eines praktischen Geistlichen mit dem zurückgezogenen, stillen Asketenleben, doch nachher, vielleicht erst, da man ihn zum Parteihaupte machen wollte, ließ er sich, zur geistlichen Amtsthätigkeit wieder zurückzukehren, bewegen [1]).

---

1) Es ist besonders der Synodalbrief des römischen Bischofs Cornelius an den Bischof Fabius von Antiochia hier zu nennen, von welchem uns Eusebius VI, 43. ein Bruchstück aufbewahrt hat. Dieser Brief ist merkwürdig zur Charakteristik jener das Aeußerliche und das Innere verwechselnden Richtung des kirchlichen Geistes, welche besonders zu Rom frühzeitig auf eine schroffe Weise hervortrat. Es wird dem Novatian zum Vorwurf gemacht, daß die Heilung von einer so genannten dämonischen Zerrüttung (s. oben)

Einige leise Andeutungen Cyprians reichen keineswegs hin, zu beweisen, daß Novatian vor seiner Bekehrung stoischer Philosoph gewesen, und daß etwa der Geist der stoi-

durch Exorcisten der römischen Kirche ihm die Veranlassung zur Bekehrung geworden. Mag dies nun wahr seyn oder nicht, so konnte doch auf keinen Fall dem Christenthum Novatians dies zur Schmach gereichen. Gleichviel durch welche Veranlassung er zum Christenthum hingeführt worden, wenn er nur nach derselben zu einem lebendigen Glauben, zu einer ächten, christlichen Sinnesart und zu einer reinen, christlichen Erkenntniß gelangt war. Eben so unverständig als eines Christen unwürdig war dies Schmähwort des Cornelius, daß der Satan dem Novatian die Veranlassung zum Glauben geworden (ῷ γε ἀφορμη του πιϛευσαι γεγονεν ὁ σατανας), als ob nicht oft die Würkungen des Bösen der Gründung und Förderung des Gottesreichs dienen müßten. Nach der Heilung von diesem dämonischen Uebel sey er in eine schwere Krankheit verfallen (was sich wohl natürlich erklären läßt: die Crisis in seinem ganzen Organismus, welcher er die Heilung seines wahnsinnähnlichen Zustandes verdankte, Ursache der Krankheit), und in der Todesgefahr habe er die Taufe empfangen, die Taufe durch bloße Besprengung, wie es sein Zustand erforderte, (nicht, wie damals gewöhnlich, durch Untertauchung, — der baptismus clinicorum) wenn man anders sagen dürfe, daß ein Solcher getauft worden sey. — Wie kraß fleischlich ließ ihn doch die leidenschaftliche Befangenheit und der engherzige, römische Hierarchismus hier reden! — Er habe nachher nichts von dem empfangen, was ihm nach dem kirchlichen Gebrauche ertheilt werden sollte, nicht die Confirmation durch die Hand des Bischofs: „Wie hätte er also den heiligen Geist empfangen können?" Ein Bischof von Rom, wahrscheinlich Fabianus, habe ihn nachher zum Presbyter ordinirt, obgleich die übrige Geistlichkeit es nicht zulassen gewollt, daß ein auf dem Krankenlager durch die Besprengung Getaufter zum Geistlichen ordinirt werde. Der Bischof habe hier eine Ausnahme zu machen gewünscht, — wahrscheinlich

schen Sittenlehre, der sich in sein Christenthum eingemischt, die Strenge seiner Denkart in diesen Dingen hervorgebracht

---

ein Mann freieren, evangelischen Geistes, der auch nach dem Sinne jenes Kirchengesetzes gegen die Ordination solcher im Krankheitszustande Getauften ganz richtig handelte. — (Das Concilium zu Laodicea, welches in seinem zwölften Canon dies alte Kirchengesetz aussprach, führt als Grund dafür an: ein solcher Glaube, erst auf dem Krankenlager, komme nicht aus freier Ueberzeugung, sondern sey etwas Erzwungenes, (was in manchen Fällen wahr seyn konnte,) und das Concil ließ daher im Falle des nachher bewiesenen Eifers und Glaubens eines Solchen — Ausnahmen gelten, und eine solche Ausnahme mochte bei dem Novatian statt gefunden haben). Cornelius macht ihm ferner zum Vorwurf, daß er aus Furcht während der Verfolgung in einem Gemache sich eingeschlossen und dasselbe nicht habe verlassen wollen, um bei den Hülfsbedürftigen seinen Priesterdienst zu verrichten. Als seine Diakonen ihn dazu aufforderten, habe er sie zurückgewiesen mit der Antwort: „Er sey Liebhaber einer andern Philosophie." Wir können hier freilich nur rathen, um die zum Grunde liegende Thatsache von der Entstellung durch die gehässige Darstellung des Cornelius zu sondern. Unter der ετερα φιλοσοφια ist wohl wahrscheinlich das zurückgezogenere Asketenleben im Verhältnisse zu dem geistlichen Stande zu verstehen; Novatian mochte eine Zeit lang sich als Asket in die Einsamkeit zurückgezogen, und den öffentlichen Geschäften sich entzogen haben. Das paßt zu dem strengen Charakter, der sich in seinen Pönitenzgrundsätzen ausspricht, und als Asket konnte er auch bei der Gemeinde in besonderm Ansehen stehen. Novatian mochte darin Unrecht gehabt haben, daß er, durch einen falschen Asketismus verleitet, die christliche Liebe vergaß, und seine geistliche Ruhe und Einsamkeit nicht verlassen wollte, um den seiner priesterlichen Hülfe bedürftigen Brüdern zu dienen, aber Cornelius erlaubte sich, dieser Handlungsweise einen andern Beweggrund, der zu dem Charakter Novatians gar nicht paßte, unterzuschieben.

hätte. Da seine Grundsätze sich so natürlich aus der Strenge seines christlichen Charakters erklären lassen, da er hier im Geiste einer ganzen Parthei der Kirche seiner Zeit handelte, so bedarf es um desto weniger einer solchen Ableitung von außen her, die sich auf keinen geschichtlichen Beweisgrund stützt [1]).

Die leidenschaftlichen Gegner Novatians beschuldigen denselben, daß ihn der nach der bischöflichen Würde trachtende Ehrgeiz bewogen habe, diese Unruhen anzuregen, und zum Partheihaupte sich aufzuwerfen. Aber es ist ja die gewöhnliche Art theologischer Polemiker: Spaltungen und Häresieen aus äußerlichen, unreinen Triebfedern abzuleiten, wenn sie auch gar keine Beweise dafür haben. Novatian hatte eidlich, bei irgend einer Veranlassung nach der Erledigung des römischen Bisthums durch den Tod Fabians, betheuert, daß er um die bischöfliche Würde, die er vielleicht durch die Verehrung eines großen Theils der Gemeinde vor

---

1) Es erhellt nicht einmal, daß die Widersacher Novatians im Ernste an eine solche Ableitung glaubten. Wenn Cyprian der Denkart desselben den Vorwurf macht, daß sie mehr eine stoische als eine christliche sey, ep. 52. ad Antonian., so bezieht sich dies natürlich nur auf die Beschaffenheit dieser Denkart, nicht auf ihren Ursprung, und wenn er ihm vorwirft: „Iactet se licet et philosophiam vel eloquentiam suam superbis vocibus praedicet;“ so spielt das Erste vielleicht auf den τριβων, das pallium des ἀσκητης an, (s. die vorhergehende Anmerkung,) oder auf den Ruhm eines angesehenen, dogmatischen Schriftstellers, welchen Novatian als Verfasser des Buches „de regula fidei,“ oder „de trinitate“ behauptete, wie auch Cornelius in dem oben angeführten Briefe von ihm sagt: „οὑτος ὁ δογματιστης, ὁ της ἐκκλησιαστικης ἐπιστημης ὑπερασπιστης.

ihm, dem Asketen und Dogmatiker, leicht erlangen konnte, sich nicht bewerben werde, und sich nach einem solchen Amt nicht sehne. Man hat gar keine Ursache, hier mit dem Bischof Cornelius den Novatian eines Meineides zu beschuldigen. Er konnte dies sehr aufrichtig meinen, er, der die Ruhe liebende Asket, der sich gern mit seinen dogmatischen Untersuchungen ungestört beschäftigende Theolog, hatte gar keine Neigung zu einem mit so vielen Geschäften verbundenen Amte, wie das eines römischen Bischofs schon damals war. Cornelius weiß zwar, daß er im Verborgenen nach der bischöflichen Würde getrachtet; aber woher hatte er das Auge, in das Verborgene, in das Inwendige seines Gegners zu sehen! Cyprian selbst weiset darauf hin, daß ein Partheistreit über die Grundsätze, der Anfangs ganz objektiv gehalten wurde, vorangegangen war, und daß erst, als dieser eine Spaltung unvermeidlich machte, die Gegenparthei einen andern Bischof, als ihr Oberhaupt, dem Cornelius entgegenstellte [1]). Sein asketischer Eifer bewog den Novatian, nur für die vermeinte Reinheit der Kirche, gegen den Verfall der Kirchenzucht zu kämpfen, ohne daß er etwas Weiteres wollte und suchte. Der in seiner Ueberzeugung feste, in dem Eifer für die Vertheidigung dieser Ueberzeugung heftige, aber von aller unruhigen, äußerlichen Betriebsamkeit, seiner Gemüthsart nach, durchaus entfernte Mann wurde gegen seinen Willen von Denjenigen, welche seinen Grundsätzen beistimmten, zum Partheihaupte gemacht, und

---

1) Cyprian. ep. 42. „Diversae partis obstinata et inflexibilis pertinacia non tantum matris sinum recusavit, sed etiam, gliscente et in pejus recrudescente discordia, episcopum sibi constituit."

genöthigt, die bischöfliche Würde anzunehmen. Er konnte sich in dieser Hinsicht in seinem Briefe an den Bischof Dionysius von Alexandria mit Recht darauf berufen, daß er gegen seinen Willen fortgerissen worden [1]).

Anderswoher kam der Mann, welcher die eigentliche thätige Seele dieser Parthei wurde, und durch dessen Einfluß es wohl geschehen mochte, daß dieselbe sich ganz von dem Cornelius losriß und sich einen andern Bischof gab. Jener carthagische Presbyter Novatus, der die Seele der Unruhen in der nordafrikanischen Kirche gewesen war, hatte sich, als Cyprian daselbst das Uebergewicht gewann, von dort entfernt, sey es, daß er mit den Grundsätzen der Parthei des Felicissimus nicht mehr einverstanden war, und doch auch mit dem Cyprian sich nicht versöhnen, ihn nicht zu seinem Bischof haben wollte, sey es, daß nur das Mißlingen seiner Machinationen gegen Cyprian ihn dazu bewog. Er hatte sich nach Rom begeben, und hier fand er den Keim jener Streitigkeiten vor. Es lag in seiner Gemüthsart, daß er nicht leicht, wo Streit und Bewegung war, müßig und neutral bleiben konnte. Nach den Grundsätzen, die er zu Carthago in der Verbindung mit den übrigen vier Presbyteren und dem Felicissimus vertheidigt hatte, hätte er sich mehr zu der Sache des Cornelius hinneigen müssen [2]). Sey es nun aber, daß er würklich

1) ὅτι ἄκων ἤχθη.

2) Mosheim vertheidigt den Novatus gegen den Vorwurf eines Widerspruchs mit sich selbst, indem er erinnert, daß derselbe nicht zu jenen fünf Presbyteren gehörte, daß er mit diesen, und mit dem Felicissimus nicht in jeder Hinsicht, sondern nur in der Opposition gegen Cyprian

seine Denkart über die streitigen Gegenstände ganz veränderte, — dies entweder durch den Einfluß des, als theoretischer Theolog, ihm überlegenen Novatianus, oder vermöge seiner heftigen Gemüthsart, welche schnell von einem Extrem zum andern überging, — oder daß er an dem eigentlichen Gegenstande des Streites, weder zu Carthago noch zu Rom, Antheil nahm, daß er nur nach seiner Art überall ein Freund der Oppositionspartei war, daß er geneigt war, der Parthei beizutreten, an deren Spitze kein Bischof stand, daß Cornelius ihm aus andern Gründen verhaßt war: — genug Novatus nahm mit Leidenschaft an dem Kampf für die Novatianischen Grundsätze Theil. Es war seine Art, daß er überall, zu Rom, wie zu Carthago, die leitende Triebfeder der Bewegungen wurde, aber nicht sich, sondern einen Anderen an die Spitze stellte. So mochte es durch seinen thätigen Einfluß geschehen, daß die Spaltung stärker hervortrat, und der verehrte Novatian genöthigt wurde, sich als Bischof an die Spitze zu stellen.

Cornelius hatte in Rücksicht auf Diejenigen, welche in der Decianischen Verfolgung gefallen waren, nach jenen milderen Grundsätzen gehandelt, Manche zur Kirchengemein-

übereinstimmte. Aber die oben angeführten Beweisgründe stehen dieser Behauptung entgegen. Der wichtigste Grund, den Mosheim für seine Meinung anführt, ist, daß Cyprian, der alle mögliche Beschuldigungen gegen den Novatus zusammensucht, ihm doch, wo er eine nahe liegende Veranlassung dazu hatte, den Widerspruch mit sich selbst nicht zum Vorwurf machte. Aber es ließe sich denken, daß Cyprian dies gerade nicht berührte, weil er wegen der Veränderung in seinen eigenen Grundsätzen eine Retorsion zu befürchten hatte.

schaft zugelassen, welche wenigstens durch die andere Parthei als sacrificati angeklagt wurden. Es wurde ihm von dem Novatianus und dessen Anhang zur Last gelegt, daß er durch die Aufnahme der Unreinen in die Kirche diese befleckt, und — nach derselben Art leidenschaftlicher Polemik beschuldigte, wie von der einen Seite Cornelius den Novatian, daß ihn nur der nach der bischöflichen Würde dürstende Ehrgeiz zu Allem gebracht habe, so von der andern Seite wenigstens ein Theil der Novatianer den Cornelius, — daß er deshalb so mild gegen Andere sey, weil ihn sein eigenes Gewissen einer ähnlichen Vergehung anklage, denn er sey ein libellaticus. (ep. 52. Cyprian.) Beide Partheien suchten, wie gewöhnlich bei solchen streitigen Fällen, die Stimmen jener großen Hauptkirchen zu Alexandria, Antiochia, Carthago für sich zu gewinnen, und sie schickten dahin Abgeordnete. Der Eifer für die Strenge der Kirchenzucht und die Reinheit des christlichen Wandels, den Novatian zeigte, und das Gewicht einiger Anfangs mit ihm verbundenen Confessores verschafften ihm hin und wieder Eingang. Selbst ein Bischof von Antiochia, Fabius, stand im Begriff, sich für ihn zu erklären. Der Bischof Dionysius von Alexandria, ein Mann von mildem, besonnenem und freiem Geiste, war von Anfang an ein Gegner der Novatianischen Grundsätze, aber er suchte zuerst, den Novatian durch freundliches Zureden zum Nachgeben zu bewegen. Er schrieb ihm zur Antwort [1]): „Wenn du, wie du sagst, gegen deinen Willen fortgerissen worden bist, so wirst du dies dadurch beweisen, daß du freiwillig umkehrst, denn du hättest

1) Euseb. VI. 45.

auch Alles mögliche lieber erdulden sollen, um in der Kirche Gottes keine Spaltung zu stiften. Und ein Märtyrerthum, um keine Spaltung zu stiften, wäre nicht weniger herrlich, als ein Märtyrerthum, um kein Götzendiener zu werden, ja nach meiner Meinung wäre es sogar etwas noch Größeres, denn dort wird Einer Märtyrer um seiner eigenen einzigen Seele, hier aber um der ganzen Kirche willen. Wenn du jetzt noch die Brüder überredest oder zwingest, zur Eintracht zurückzukehren, so wird das Gute, das du dadurch thust, größer seyn, als der begangene Fehltritt. Dieser wird dir nicht angerechnet, und Jenes hingegen gepriesen werden, wenn sie dir aber nicht folgen wollen, und du es nicht durchsetzen kannst, so eile wenigstens, deine Seele zu retten. Ich wünsche dir, daß du, nach dem Frieden trachtend, im Herrn wohl leben mögest." Da aber Novatian in seiner Denkart zu fest gewurzelt, und von seinem polemischen Eifer zu sehr hingenommen war, um auf solche Vorstellungen hören zu können, so erklärte sich der liebevolle Dionysius nun stärker gegen ihn, und suchte auch Andere von dessen Parthei abzuziehen. Er beschuldigte ihn [1]), die frevelhafteste Lehre von Gott vorzutragen, und den gnädigsten Herrn Jesus Christus als einen Unbarmherzigen zu verleumden.

Novatian konnte nun desto eher hoffen, im nördlichen Afrika Eingang zu finden, da Cyprian selbst früherhin sich zu ähnlichen Grundsätzen über das Bußwesen hingeneigt hatte; aber dieser hatte ja während dessen, wie wir oben bemerkten, seine Ansichten und seine Handlungsweise

---

1) Euseb. VII. 8.

geändert, weshalb man ihn der Inconsequenz und des Wankelmuths beschuldigte [1]), und er sah zugleich in dem Novatian den Störer der kirchlichen Einheit, der sich einem gesetzmäßig gewählten, von Gott selbst eingesetzten Bischof entgegenstellte, und seine besonderen Grundsätze der ganzen Kirche als Gesetze vorschreiben wollte.

Es handelte sich in dem Streite mit den Novatianern von zweien allgemeinen Punkten: 1) über die Grundsätze vom Bußwesen, und 2) über das, was zum Begriff und Wesen einer wahren Kirche gehöre. In Rücksicht des ersteren Streitpunktes hat man oft dem Novatian mit Unrecht die Behauptung aufgebürdet: Keiner, der den Taufbund durch eine Sünde verletzt, könne je wieder die Vergebung seiner Sünden erlangen, ein Solcher gehe der ewigen Verdammniß sicher entgegen. Novatian behauptete erstlich keineswegs, daß ein Christ ein vollkommener Heiliger sey, er sprach hier nicht von allen Sünden, sondern er setzte die oben bemerkte Unterscheidung zwischen den „peccata venialia" und den „peccata mortalia" voraus, nur von den letzten handelte es sich hier. Sodann sprach er keineswegs von der Sündenvergebung durch Gott, sondern nur von dem Gerichte der Kirche, von der kirchlichen Absolution. Die Kirche, wollte er sagen, hat nicht das Recht, einem Solchen, der die durch Christus ihm erworbene, bei der Taufe ihm zugeeignete Sündenvergebung durch eine Todsünde verscherzt hat, die Absolution zu ertheilen. Es ist kein Rathschluß Gottes, in Rücksicht solcher Menschen, geoffenbaret, denn die durch das Evangelium zugesicherte Sün-

1) Ep. 52. Ne me aliquis existimet, a proposito meo leviter recessisse.

denvergebung bezieht sich bloß auf alle vor der Taufe begangene Sünden. Man muß allerdings solcher Gefallenen sich annehmen, aber man kann weiter nichts für sie thun, als sie zur Buße ermahnen, und der göttlichen Barmherzigkeit sie empfehlen. So schrieb Novatian, nach Sokrates, IV 28.: „Man müsse die sacrificati nicht zur Communion aufnehmen, sondern sie nur zur Buße ermahnen, die Vergebung ihrer Sünden aber dem Gott anheim stellen, der die Macht habe, Sünden zu vergeben." Daß dieses die Lehre Novatians war, setzt auch Cyprian voraus, obgleich nicht immer in der Hitze der Polemik dessen eingedenk, wenn er gegen ihn sagt, ep. 52.: „O welche Verspottung der getäuschten Brüder! O welche nichtige Täuschung der trauernden Unglückseligen! sie zu einer Buße, durch welche sie Gott genug thun sollen, ermahnen — und ihnen die Heilung, zu welcher sie durch diese Genugthuung gelangen sollen, entziehen! Zu dem Bruder sagen: Traure und vergieße Thränen, seufze Tag und Nacht, thue reichlich Gutes, um deine Sünde abzuwaschen, aber nach allem dem wirst du außerhalb der Kirche sterben. Du sollst thun, was zur Erlangung des Friedens dient, aber den Frieden, den du suchst, wirst du nicht erlangen? [1]) Wer wird nicht gleich umkommen, wer nicht unter der Verzweiflung selbst erliegen? Glaubst du, daß der Landmann arbeiten kann, wenn man zu ihm sagt: Verwende allen Fleiß

1) Dies war freilich dem Sinne des Novatianus nicht ganz angemessen, nach dessen Sinne sollte es vielmehr so heißen: „Thue all das Deine, um den verlornen Frieden mit Gott wieder zu erlangen; aber kein Mensch kann dir eine Sicherheit darüber geben, daß du ihn erlangen werdest."

und alle Sorgfalt auf die Bebauung des Feldes, aber du wirst keine Erndte gewinnen!"

Wie wir aus der oben angeführten Erklärung des Novatianus bei dem Sokrates sehen, war Anfangs in diesem Streite nur von einer der Vergehungen, welche unter die peccata mortalia gerechnet wurden, die Rede, nur von den Handlungen, welche eine Verleugnung des Christenthums enthielten. In der Voraussetzung, daß Novatian zuerst nur gegen diese Art der Vergehungen so streng war, hatte Cyprian Recht, das ganze, sittliche Urtheil, welches dieser Verfahrungsweise zum Grunde liegen mußte, zu bekämpfen, gegen den Wahn zu streiten, als ob bloß solche Vergehungen Sünden gegen Gott, Gottesverleugnung, Verleugnung des Christenthums zu nennen wären, als ob nicht jede Sünde eine Sünde gegen Gott, eine praktische Verleugnung Gottes und des Christenthums wäre: „Es sey doch — erklärt Cyprian, ep. 52. — die Vergehung eines Ehebrechers und Betrügers viel schwerer und ärger, als die Vergehung eines libellaticus, da dieser, der Gewalt unterliegend, durch den Irrthum getäuscht, daß es genug sey, nur nicht zu opfern, zur Sünde sich habe verleiten lassen, jener freiwillig gesündigt habe. Ehebrecher und Betrüger seyen nach dem Ausspruche des Apostels Paulus, Ephes. 5, 5., wie Götzendiener. Denn da unsre Leiber Glieder Christi sind, und da Jeder unter uns ein Tempel Gottes ist, so beleidigt Gott, wer durch einen Ehebruch den Tempel Gottes verletzt, und wer in der Begehung von Sünden den Willen des Satans thut, dient den bösen Geistern und den Götzen; denn die bösen Werke kommen nicht vom heiligen Geiste, sondern von dem Antriebe des Widersachers, und

die

die von dem unreinen Geiste erzeugten Lüste treiben an, gegen Gott zu handeln und dem Satan zu dienen." Aber wenigstens nachher wandte die Novatianische Parthei ihren Grundsatz ausdrücklich auf die ganze Klasse der peccata mortalia an, was höchst wahrscheinlich von Anfang an Novatian im Sinne hatte, wenn gleich die nächste Richtung der Polemik ihn nur von einer Art der peccata mortalia zu reden veranlaßte. Der Asket war gewiß nicht geneigt, Sünden der Wollust zu milde zu behandeln.

Ferner redet Novatian in jener Erklärung bei dem Sokrates nur von Solchen, welche geopfert haben. Wenn aber Cyprian dem Novatian nicht Unrecht thut, so hätte dieser wenigstens Anfangs Alle, welche auf irgend eine Weise unter der Verfolgung untreu geworden, libellatici, wie sacrificati, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Grade der Vergehungen und die verschiedenen Umstände, welche dieselben begleiteten, mit großer Ungerechtigkeit in Eine Klasse gesetzt, und ohne zu beachten, daß doch so Manche unter den libellaticis mehr eines Irrthums und Mißverstandes, als einer Sünde schuldig waren, allen libellaticis, wie den sacrificatis die Absolution durchaus versagt.

Schön spricht sich in der Art, wie Cyprian jene Grundsätze Novatians bekämpfte [1]), das von väterlicher Liebe erfüllte Herz des dem Vorbilde seines Herrn nachfolgenden, frommen Hirten, der ihn beseelende Geist christlicher Liebe und Zartheit aus. Indem er den Fall setzt, daß mancher libellaticus, dem sein Gewissen nichts vorwerfe, durch die Verzweiflung verleitet werden könne, sich mit allen den

---

1) Ep. 52.

Seinen von der Kirche loszureißen, und in einer häretischen Parthei Aufnahme zu suchen, sagt er: „Am Tage des Gerichts wird es uns angerechnet werden, daß wir für das kranke Schaaf keine Sorge getragen, und um Eines kranken Schaafes willen viele gesunde haben umkommen lassen, daß, da der Herr die neun und neunzig gesunden Schaafe verlassen, und das Eine verirrte und müde aufgesucht, und, als er es gefunden, es selbst auf seinen Schultern hinweggetragen hat, — wir nicht allein die Gefallenen nicht aufsuchen, sondern sie auch, wenn sie zu uns kommen, zurückstoßen." Er stellt sodann dieser Härte die Aussprüche Pauli entgegen, 1 Cor. 9, 22.; 1 Cor. 12, 26.; 1 Cor. 10, 33. u. d. f., und er sagt darauf: „Es ist eine andere Sache mit den Philosophen und den Stoikern, welche sagen, daß alle Sünden einander gleich seyen, und daß ein gediegener Mann sich nicht leicht müsse beugen lassen. Es ist aber ein sehr großer Unterschied zwischen Christen und zwischen Philosophen. Meiden müssen wir, was nicht von der Gnade Gottes, sondern von dem Hochmuth einer harten Philosophie herkommt. Der Herr spricht in seinem Evangelium: „„Seyd barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist,"" und: „„die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken,"" welche Heilung nicht ausüben kann, wer spricht: ich sorge nur für die Heilung der Gesunden, welche keines Arztes bedürfen. — Siehe, da liegt dein Bruder, von dem Widersacher in der Schlacht verwundet, von der einen Seite sucht der Satan den zu tödten, welchen er verwundet hat, von der andern Seite ermahnt Christus, daß wir den durch Ihn Erlöseten nicht ganz umkommen lassen. Welchem dieser Beiden stehen wir bei, auf wessen Seite stehen wir?

Fördern wir das Werk des Satans, daß er ihn tödte, und gehen wir vor dem halb todt daliegenden Bruder, wie der Priester und Levit in dem Evangelium, vorbei? Oder reißen wir, als Priester Gottes und Christi, dem, was Christus gelehrt und gethan hat, nachfolgend, den Verwundeten aus dem Schlunde des Widersachers, um, nachdem wir Alles zu seiner Heilung gethan, den letzten Richterspruch über ihn Gott vorzubehalten? [1])

So schön und wahr Alles dies im Gegensatze gegen den Geist des Novatianismus gesagt ist, so konnten doch die Grundsätze des Novatianus nicht dadurch getroffen und nicht dadurch widerlegt werden. Auch Novatianus erklärte ja, daß man der Gefallenen sich annehmen und sie zur Buße ermahnen müsse. Auch er erkannte die göttliche Barmherzigkeit gegen die Sünder an, auch er konnte es gelten lassen, daß man jene Gefallenen derselben empfahl, aber dies, daß man ihnen mit Sicherheit die einmal von ihnen verscherzte Sündenvergebung wieder ankündigen dürfe, wollte er nicht zulassen, indem er keinen objektiven Grund zu einem solchen Vertrauen für sie fand. Nur dann konnte man daher ihn gründlich widerlegen, wenn man ihm einen solchen objektiven Grund des Vertrauens für alle Sünder nachwies — in dem Verdienste Christi, das sich der Sünder stets nur in gläubiger Buße und gläu-

---

1) Ut curatum Deo judici reservemus, nach der Voraussetzung nämlich, daß doch die Absolution dem Gerichte Gottes nicht vorgreifen könne, sondern sie nur, wenn der in das Innere blickende Gott die Gesinnung des Menschen derselben entsprechend finde, vor dem göttlichen Gerichte ihre Gültigkeit behalte.

digem Vertrauen anzueignen brauche. Aber in diesem Stücke hatten Novatians Gegner selbst nicht die rechte Klarheit, indem sie sich zwar zuweilen, im Gegensatze gegen seine Behauptungen, auf 1 Joh. 2, 1. 2. beriefen, aber doch dabei sich so ausdrückten, als ob sich die durch Christus erworbene Sündenvergebung eigentlich nur auf die vor der Taufe begangenen Sünden beziehe, und es in Rücksicht der nach derselben begangenen einer besonderen Genugthuung durch gute Werke bedürfe. War dies einmal festgesetzt, so konnte Novatian fragen: Wer verbürgt uns, daß irgend eine solche Genugthuung hinlänglich sey?

Was den zweiten Hauptstreitpunkt [1]), den Begriff von der Kirche, betrifft, so behauptete Novatian: Da eines der wesentlichen Merkmale einer wahren Kirche das Merkmal der Reinheit und Heiligkeit ist, so hört eine jede Kirche, welche, die rechte Anwendung der Kirchenzucht vernachlässigend, Solche, die den Taufbund durch grobe Sünden verletzt haben, in ihrer Mitte duldet, oder in dieselbe wieder aufnimmt, eben dadurch auf, eine wahre christliche Kirche zu seyn, und sie verliert alle Rechte und Güter einer solchen. Die Novatianer nannten sich daher, indem sie allein die unbefleckte, reine Kirche zu seyn behaupteten, „οἱ καθαροί" die Reinen. Mit Recht hielt man dem Novatian entgegen, daß Jeder nur für seine eigenen

---

1) Pacianus von Barcelona, der in den letzten Zeiten des vierten Jahrhunderts schrieb, faßte die beiden Hauptsätze des Novatianus kurz so zusammen: „quod mortale peccatum ecclesia donare non possit, immo quod ipsa pereat recipiendo peccantes. cp. 3. contra Novatian. Galland. bibl. patr. T. VII.

Sünden, Keiner für fremde Sünden, an denen er keinen Theil gehabt, verantwortlich und strafbar seyn könne; daß nur die inwendige Gemeinschaft mit Sündern durch die Gesinnung, nicht das äußerliche Zusammenseyn mit denselben etwas Verunreinigendes sey; daß es eine Anmaßung menschlichen Hochmuths sey, schon hienieden das die ächten und die unächten Mitglieder der Kirche sondernde Gericht ausüben zu wollen, welches der Herr sich selbst vorbehalten habe. Schön sagt Cyprian in dieser Beziehung: „Obgleich Unkraut in der Kirche vorhanden zu seyn scheint, so darf dies doch keine Störung für unsern Glauben, oder unsere Liebe seyn, daß wir deshalb, weil wir Unkraut in der Kirche sehen, selbst von der Kirche uns losreißen sollten. Wir müssen nur dahin arbeiten, daß wir zu dem Weizen gehören, auf daß, wenn der Weizen in die Scheune des Herrn gesammelt wird, wir den Lohn unserer Arbeit empfangen mögen. Der Apostel spricht: „„In einem großen Hause sind nicht allein goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene, und etliche zu Unehren, etliche aber zu Ehren.““ Laßt uns, soviel wir können, arbeiten, daß wir goldene oder silberne Gefäße seyen. Die irdenen Gefäße zu zerschmettern, ist übrigens dem Herrn allein gestattet, dem auch die eiserne Ruthe gegeben worden. Der Knecht kann nicht größer seyn als sein Herr, und Keiner kann sich das zueignen, was der Vater seinem Sohne allein überlassen hat, daß er glauben sollte, die Wurfschaufel tragen zu können, um die Tenne zu fegen und zu reinigen, oder durch menschliches Urtheil alles Unkraut vom Weizen sondern zu können.“

Aber doch konnte man den eigentlichen, schlagenden

Punkt zur Widerlegung des Novatianismus von dieser Seite nicht finden, vielmehr waren Novatian und seine Gegner hier in demselben Grundirrthum befangen, und nur in dessen Anwendung von einander verschieden. Es war jener Grundirrthum von der Verwechselung der Begriffe der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche, aus diesem Grundirrthume rührte es her, daß Novatian, indem er das Prädikat der Reinheit und fleckenloser Heiligkeit, welches der unsichtbaren Kirche, der Gemeinde der Heiligen, als einer solchen, zukommt, Ephes. 5, 27., auf die sichtbare Erscheinungsform der unsichtbaren Kirche übertrug, den Schluß machte, daß eine jede Kirche, welche unreine Mitglieder in ihrer Mitte dulde, aufhöre, eine wahre Kirche zu seyn. Von der unsichtbaren Kirche konnte er mit allem Rechte behaupten, daß sie, unächte Mitglieder zulassend, ihr Wesen verleugnen, ihre Merkmale und Rechte verlieren würde; aber falsch wurde dies, wenn man es auf die sichtbare Kirche anwandte, in der die durch das Band des Geistes vereinigten Mitglieder der unsichtbaren Kirche zerstreut sind. Es war eine Verwechselung des Inneren und des Aeußerlichen, wenn er behauptete, daß man durch das äußerliche Zusammenseyn mit den Unreinen in derselben äußerlichen Kirchengemeinschaft, selbst verunreinigt werde. Aber jenen Grundirrthum, aus dem alle einzelne Irrthümer herflossen, konnten Novatians Gegner nicht aufdecken, weil sie selbst in demselben befangen waren. Statt auf verschiedene Anwendungen des Begriffs von der Kirche zurückzugehen, begnügt sich Cyprian, nur einen zwiefachen Zustand der Einen Kirche, ihren Zustand hienieden, und ihren Zustand in der Herrlichkeit, nachdem jene Sonderung durch das letzte

Gericht werde vollzogen worden seyn, dem Novatianismus entgegenzustellen. Weil Cyprian selbst in dem Grundirrthum der Verwechselung des Aeußerlichen und des Inwendigen hier befangen war, geschah es denn auch, daß er selbst bei einer späteren Angelegenheit, wo er die Polemik gegen den Novatianismus nicht zum Augenmerk hatte, nahe an die Novatianischen Principien anstreifte, indem er, ep. 68., spanischen Gemeinden erklärte, daß sie durch die Duldung unwürdiger Priester selbst verunreinigt würden, daß die mit den Sündigenden in Verbindung Stehenden selbst der fremden Sünden theilhaft würden [1]), wo er, die bloß äußerliche Gemeinschaft von der inwendigen Gemeinschaft der Gesinnung nicht unterscheidend, unklar und nur halb wahr sich ausdrückt.

Auch aus diesem Kampfe ging das fest begründete und in allen seinen Fugen genau verbundene, katholische Kirchensystem siegreich hervor, und die Novatianer pflanzten sich nur, als abgesonderte kleine Sekte, in die späteren Jahrhunderte hinein fort.

---

1) Consortes et participes alienorum delictorum fieri, qui fuerint delinquentibus copulati.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.